VOM HEILIGEN BERGE UND AUS MAKEDONIEN: REISEBILDER AUS DEN ATHOSKLÖSTERN UND DEM...

Heinrich Gelzer

VOM HEILIGEN BERGE UND AUS MAKEDONIEN

REISEBILDER AUS DEN ATHOSKLÖSTERN UND DEM INSURREKTIONSGEBIET

VON

HEINRICH GELZER

MIT 43 ABBILDUNGEN IM TEXT UND EINEM KÄRTCHEN

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

MEINER MUTTER

ZUGEEIGNET

Inhaltsübersicht.

Verzeichnis der Abbildungen.



Der Gipfel des Athos mit der Kapelle von Christi Verklärung.

A. NACH DEM HEILIGEN BERGE.

I. DIE ATHOSGEMEINDE.

Der Hauptunterschied zwischen dem antiken und mittelalterlichen Menschen einerseits und dem modernen andrerseits besteht darin, daß jener das größte Gewicht auf den Verkehr mit den überirdischen Mächten legt, dieser lediglich die diesseitige Welt berücksichtigt. Die attische Ekklesia wurde mit einem Reinigungsopfer und Gebeten eröffnet; standen „die väterlichen Gottesdienste“ auf der Tagesordnung, so hatten sie den Vorrang vor allen rein staatlichen Angelegenheiten. Ganz ebenso hat die Geschäftsordnung des römischen Senats festgesetzt, daß „die göttlichen Dinge“ (res divinae) vor den „menschlichen“ (res humanae) behandelt werden sollten. Von diesen uns heutigen Menschen so fremdartigen Gedankenkreisen

zeugen auch die Kriegszüge der mittelalterlichen Menschen: eines Kaisers Herakleios zur Rückführung des lebenspendenden Holzes, oder eines Gottfried von Bouillon zur Befreiung des Hl. Grabes. Heute fehlt uns jedes Verständnis für eine solche internationale, ganze Völker ergreifende Begeisterung, die nur religiösen Fragen gilt. Im Mittelalter ist dem Priester, dem Seelsorger, die erste Stelle im Staats- wie im Privatleben vorbehalten; heute ist der Arzt, der unser irdisches Leben erhält oder verlängert, die wichtigste Person. Heute beherrschen die wirtschaftlichen Fragen ganz unbestreitbar unser Denken und auch unsere geschichtlichen Anschauungen. Wenn wir sehen, daß die mittelalterlichen Menschen, von ihren einseitigen Jenseitsgedanken geleitet, Kirchen über Kirchen und Klöster über Klöster gründen, und diesen geistlichen Stiftungen ein unermeßliches Gut bis zur eigenen Verarmung vermachen, so fragen wir vor allem, ob diese Zeitströmung nicht eine große wirtschaftliche Schädigung des gesamten Volkswohlstandes herbeigeführt habe. Bezeichnend ist auch, daß mit dem Erwachen des modernen Geistes in der Aufklärungszeit zuerst der wirtschaftliche Schaden betont wurde, den eine, wie man meinte, übertriebene Religionsverehrung angerichtet hatte. Die Fürsten dieses Zeitalters, unter ihnen selbst aufgeklärte Kirchenfürsten wie die deutschen Fürsterzbischöfe, ließen es sich vor allem angelegen sein, die „vielen und unnützen“ Feiertage, welche die gemeinen Leute zum Müßiggang verführten, aufzuheben oder auf Sonntage zu verlegen. Die Wallfahrten wurden eingeschränkt, die geistlichen Volksschauspiele verboten. Reisen und Theater waren Vorrechte der Wohlhabenden;

das niedere und arme Volk sollte möglichst tagein, tagaus erwerben und das Erworbene aufsparen in freudloser Einförmigkeit zur Hebung des nationalen Wohlstandes. Das war die Hauptsache. Einführung eines geläuterten, vernünftigen Gottesbegriffs und Hebung der Sittlichkeit sollte auch bewirkt werden; indessen das war mehr nebensächlich. Natürlich richteten diese Volksbeglücker der neuen Zeit ihr zärtliches Hauptaugenmerk auf den ungeheuern Grundbesitz der toten Hand. Um ihn nutzbar zu machen meist für politische Zwecke, seltener für Dotierung humaner oder Unterrichtsanstalten, erfand man die Säkularisationen. Im Laufe des XIX. Jahrhunderts sind denn auch sämtliche Kulturstaaten mit Ausnahme von England und Österreich daran gegangen, das geistliche Gut zu Staatszwecken einzuziehen und zur Entschädigung den Klerus kärglich aus Staatsmitteln zu besolden. Das XX. Jahrhundert scheint sich vom vergangenen vornehmlich dadurch zu unterscheiden, daß es dahin strebt, unter dem schönklingenden Titel der Trennung von Staat und Kirche auch die bescheidenen, vom XIX. Jahrhundert bewilligten Entschädigungssummen für die Besoldung der Geistlichkeit ebenfalls einzuziehen. So wäre dann die apostolische Armut der alten Kirche wieder völlig hergestellt.

Menschen, die in antiken oder mittelalterlichen Anschauungen befangen sind, die ein volkswirtschaftlich unnützes, gänzlich jenseitiges Leben führen, können bei der heute herrschenden Geistesströmung nur auf wenig Sympathie rechnen. Dies ist der Grund, weshalb ich mich nicht ohne Bedenken an die Schilderung einer letzten Reliquie altchristlicher Frömmigkeit mache, an die Sommer 1902 von mir besuchte

Mönchsrepublik des Athos. Der Zeitgeist ist der mönchischen Askese und Kontemplation entschieden feindselig gesinnt. Man wiederholt heute im Zeitalter des Liberalismus und der Duldung nur zu gern des großen Friedrichs Wort, jeder dürfe nach seiner Fasson selig werden. Indessen im Namen der Toleranz und des Fortschrittes, wie gerade heute die geistig so hochstehende französische Nation beweist, wird uns die Fasson aufs genauste vorgeschrieben, und wer sich nicht fügt, muß außer Landes gehen. Man hat vor hundert Jahren namentlich den beschaulichen Orden vorgeworfen, daß sie ein völlig faules und unnützes Leben führten. Die katholischen Orden haben sich das gemerkt und nahezu ausschließlich sich dem Unterricht, der Krankenpflege und den Missionen gewidmet. Man sollte meinen, damit hätten sie billigen Ansprüchen genügt. Allein ihr Unterricht ist pfäffisch; ihre Krankenpflege wird zur Gewissensbedrängung benutzt; ihre Missionen verderben die paradiesisch harmlosen Wilden oder dienen politischen Zwecken. Endlich führen die Apologeten des Mönchtums auch dessen große wissenschaftliche Verdienste gerade in unserm Zeitalter an. Doch auch damit ist es nichts; es ist keine voraussetzungslose Wissenschaft. Kurz, die armen Mönche mögen es anstellen, wie sie wollen, sie sind zum voraus verdammt. Von den heutigen Machthabern gilt eben des Tempelherren Wort:

„Zudem, ich seh' nun wohl,
Religion ist auch Partei; und wer
Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt,
Hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange. Weil das einmal nun so ist:
Wird's so wohl recht sein."

Liegen aber selbst die der modernen Zeitströmung sich anschmiegenden abendländischen Mönche in völliger Verdammnis, wieviel härter muß das Urteil erst über die Asketen der orthodoxen Kirche ausfallen? Auf dem Athos hausen weit über 7000 Mönche, die sich weder der Erziehung (mit verschwindenden Ausnahmen), noch der Krankenpflege widmen; auch das wissenschaftliche Studium ist nicht ihre Sache. Sie leben nur dem Gottesdienst und der Beschaulichkeit. Ist das nicht unerhört? Wären sie Bürger eines modernen Staates, wenn auch nur eines in so verkrüppelter Gestalt das moderne Staatsideal darstellenden Gemeinwesens, wie die christlichen Balkanstaaten es sind, so wäre zweifellos bald mit dieser Ruine einer längst entschwundenen Vorzeit mehr oder weniger gründlich aufgeräumt worden. Allein die Mönchsrepublik des Athos steht unter dem Schutze der türkischen Regierung, und was der moderne Staat mit seiner liberalen Schablonisierung und Bureaukratisierung nicht fertig bringt, einen jeden nach seiner Fasson leben zu lassen, das leistet die Hohe Pforte. Sie läßt ein Gebilde urtümlicher Vorzeit, welches in schneidendem Gegensatze zu allen Bestrebungen und Anschauungen der heutigen Zeit steht, vollkommen unberührt weiterbestehen. Die Verträge, welche die Athosgemeinde vor fünfthalb Jahrhunderten mit den Padischahs geschlossen haben, sie gelten noch heute; denn der Türke hält Wort.

Ein hochgestellter Geistlicher des Orients hat mir selbst gesagt, daß bei den morgenländischen Völkern die Zeit des Mönchtums vorüber sei. Einer der besten Kenner des griechischen Volkslebens hat ihm, meine gegenteilige Meinung verwerfend, für das

hellenische Volk völlig beigestimmt. Man darf aber sein Urteil über das orientalische Mönchtum nicht allein im Hinblick auf die durch Griechenland, die Slawenländer des Balkans, die europäische und asiatische Türkei zerstreuten Einzelklöster begründen, welche vielfach mit ihren stereotypen zwei Mönchen, dem Igumen und dem Papas, den Eindruck eines Geschäfts in Liquidation machen. Ganz anders der Athos. Hier ist noch frisch pulsierendes Leben. Mächtig ist der Zudrang der Novizen zu den dortigen Klosterburgen. Die 7—8000 Mönche, welche den Heiligen Berg bevölkern, sind kein absterbendes, sondern ein noch sehr lebendiges Glied einer allerdings längst gewesenen Gesittung. Dem Geschichtsforscher aber erwächst die Pflicht, diesen merkwürdigen Überrest einer verschollenen Urperiode weder zu belachen, noch zu beweinen, sondern zu verstehen. Da bietet ihm nun der Athos eine Fülle belehrender Eindrücke. Hier ragt noch urältestes Christentum in unsre Gegenwart hinein. Man macht sich oft ein viel zu ideales Bild von dem Leben und den Zuständen der alten Kirche. Seitdem dieselbe unter Konstantin mit dem Staat in innigste Berührung getreten war, hat sie nach der Meinung der Albigenser, Waldenser und ähnlicher rigoristischer Sonderkirchen ihre ursprüngliche Reinheit und Unbeflecktheit verloren, und diese ganz ungeschichtliche Anschauung hat beträchtlich auf die Reformatoren und viele evangelische Kirchenhistoriker abgefärbt, während tatsächlich die Kirche im Laufe der Jahrhunderte entschieden fortschrittlich sich entwickelt hat. Eins jedoch ist richtig. Die harten, weltflüchtigen Lehren der Bergpredigt in ihrer wörtlichen Bedeutung, nicht um-

gebogen durch geschickte Theologenexegese, konnte ein Priesterfürst aus der Zeit Konstantins oder Justinians nicht mehr erfüllen. Er war mit all seinen Interessen und seinem ganzen Handeln dermaßen an den Kosmos gebunden, daß das Wort: „Gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen!" für ihn notwendig ein leerer Schall werden mußte. Da tritt nun das Mönchtum der alten Kirche ein, und seine leitenden Idealgestalten machen mit diesen Vorschriften in ihrer ganzen Strenge Ernst. Freilich um das verwirklichen zu können, müssen die Mönche die Welt verlassen und in die Einöde ziehen. Dieses Mönchtum in seiner ältesten Form, wie es sich aus dem Anachoretentum entwickelt hat, treffen wir noch auf dem Athos völlig lebenskräftig. Wir bekommen hier ein so realistisch treues Abbild altchristlicher Zustände, wie es uns die Aufzeichnungen und schriftlichen Denkmäler nicht zu geben vermögen. Es sei mir gestattet, hier die Worte des Athoshistorikers Ph. Meyer anzuführen, mit welchen er ein echt athoïsches Machwerk: „Die Lehre und Unterweisung der beschaulichen Klosterbrüder" charakterisiert: „In klassischer Weise geschieht hier die Anweisung, das ganze Leben religiös zu gestalten. Das Ziel dabei ist, den Geist frei werden zu lassen von allen irdischen Vorstellungen für den Gedanken an Gott. Alles Irdische gehört ja zur Welt. Wer aber in der Welt ist, kann nicht in Gott sein. Es ist die uralte mönchische Denkweise heute noch, wie vor 1500 Jahren beliebt. Ich habe unter diesen Weltentrückten Männer gefunden, die in ihrer Art eine Vollkommenheit erreicht hatten. Gelassen und heiter, mit allem zufrieden, milde im Urteil, fleißig ohne Worte, streng

in der Askese und doch dabei demütig, so habe ich sie kennen und lieben lernen. Die Macht Christi ist so groß, daß er auf jedem Boden, auf dem der Weltbeherrschung und auf dem der Weltflucht, christliche Vollkommenheit gedeihen läßt."

Man wirft nun gern der Athosgemeinde vor, daß sie trotz der reichen, in den Klosterbibliotheken aufgestapelten Schätze der Gelehrsamkeit so wenig für die Wissenschaft tue. Ein allerdings sehr aufgeklärter Bewohner des Hl. Berges, der lange in der Welt gelebt hatte und völlig von europäischer Bildung durchtränkt war, sagte mir in seiner sarkastischen Weise: „Manger, dormir et prier, c'est tout ce que nous faisons." Indessen Gedeon, der Geschichtschreiber des Athos, führt aus den vergangenen (auch den letztvergangenen) Jahrhunderten eine recht stattliche Anzahl von Schriftstellern an, welche Mitglieder der Athosgemeinde waren. Allerdings ist die von ihnen verfaßte Literatur großenteils erbaulichen oder hagiographischen Inhalts. Andre haben es zu hohen Stellungen als Patriarchen von Konstantinopel, Antiochien, Metropoliten von Thessalonike, Berröa usw. gebracht. Auch unter den heutigen Athoïten gibt es doch sehr tüchtige Gelehrte, so vor allem die beiden Lawrioten Chrysostomos und Alexandros. Ersterer hat den vortrefflichen handschriftlichen Katalog sämtlicher Manuskripte der Großen Lawra angefertigt. Alexandros' Name ist durch zahlreiche Arbeiten geschichtlichen Inhalts bekannt. Einer der Epistaten (Direktoren) von Iwiron, Kyr Meletios, gilt als großer Homerkenner. Kyr Mattheos, der Bibliothekar von Panteleïmon (Russiko), war ein völlig analphabeter Bauer. Durch eigene Energie hat er

sich dermaßen emporgearbeitet, daß er seine Stellung vollkommen ausfüllt und nicht nur als russischer, sondern auch als griechischer Schriftsteller einen ehrenvollen Platz einnimmt. So wären noch andre zu nennen.

Indessen der Vorwurf, daß der Athos keine oder wenig Gelehrte erzeuge, trifft nicht zur Sache und ist darum ungerecht. Wer sein Leben in der Klosterrepublik beschließen will, ist bestrebt, ein „engelgleiches, gottgefälliges Leben zu führen", wie der technische Ausdruck lautet. Auch die alten Klöster des Orients haben nie oder wenigstens nicht in erster Linie nach Gelehrsamkeit gestrebt. Die heiligen Koryphäen, wie Sarapion, Sabas, Euthymios, waren nichts weniger als Zierden der Wissenschaft. Ihre Stärke lag auf ganz andrem Gebiete. Wer auf dem Athos lebt, will vor allem „Gott schauen". Das erreicht man durch mönchische ταπεινοφροσύνη (Demut); Wissen aber blähet auf. Das ist die vielleicht nicht ganz ungerechtfertigte Ansicht der Athosmönche. Es besteht allerdings in dieser frommen Gemeinschaft ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Gelehrsamkeit, und dieses hat vor 150 Jahren die hochherzigen Bestrebungen des Eugenios Bulgaris zu Fall gebracht.

Sodann muß man auch eins bedenken. Der griechische Klerus rekrutiert sich heute vorzugsweise aus den untersten Schichten des griechischen Volkes (und in Rußland ist es ähnlich). Einfache Bauern, Schiffer oder Fischer sind es, welche den Drang in sich verspüren, ihr Leben Gott zu weihen und deshalb auf dem Heiligen Berge ihren Wohnsitz zu nehmen. Kann man von solchen schlichten Söhnen des hellenischen Volkes im Ernste verlangen, daß sie

jetzt lediglich der Wissenschaft dienen sollen? Wenn sie die harte Kasteiung des Mönchtums als ihr Lebensziel auserwählt haben, so sind ihre leitenden Gesichtspunkte dabei natürlich ganz andre gewesen. Diesen, wenn man sie auch nicht billigt oder ihnen antipathisch gegenübersteht, sind wir verpflichtet, wenigstens gerecht zu werden. Der hl. Athanasios, der Gründer der Großen Lawra, gebietet seinen Mönchen: „Bewahret euch das englische Gebot in untrüglicher Reinheit! Hasset die Welt und kehret nicht zu den Werken der Welt zurück! Befreit von den Banden der Leidenschaft, laßt euch nicht durch fleischliche Begierden fesseln! Verleugnet alle Lust und Vergänglichkeit des irdischen Lebens und befreiet euch nicht aus Leichtsinn von der kämpfereichen Unterordnung, um ein Ergötzen der Teufel zu werden! Haltet aus bis ans Ende im Wettlaufe der Entsagung, damit ihr die unverwelkliche Krone der Gerechtigkeit davontraget!“ So denkende Menschen sind geeignet, Musterbilder der Frömmigkeit, nicht aber der Gelehrsamkeit zu werden. Wir aber müssen so billig sein, sie zu nehmen, wie sie sind, und darum bleibt es eine Ungerechtigkeit, wenn wir einen Maßstab an sie anlegen, der nach ihrer ganzen Geistesrichtung für sie nicht paßt.

II. DIE SAGEN VON DEN KLOSTERGRÜNDUNGEN DES HEILIGEN BERGES.

In der Glanzzeit des byzantinischen Reiches kennen wir auf den Gebirgen und Inseln Kleinasiens eine ganze Reihe von Kloster- und Mönchskolonien, welche im Bilderstreit und auch in der spätern

geistigen Entwicklung des Byzantinertums eine hervorragende Rolle gespielt haben, so die zahlreichen Siedelungen des bithynischen Olympos, des Kyminas bei Achyraus, des Gebirges Latros bei Milet usf.

Die Bekenner der Lehre des Propheten haben alle diese Wohnsitze der Gottesdiener mit dem Schwerte vernichtet, und wo einst Tag und Nacht die frommen Klausner ihren Psalmengesang zum Lob des Höchsten anstimmten, herrscht heute grausige Öde und Verlassenheit. Nur die auf nadelgleichen Felsenspitzen errichteten Meteoraklöster Thessaliens zeigen einen, freilich sehr schwachen Schimmer der alten Herrlichkeit. Dagegen auf der Athoshalbinsel hat sich diese spezifisch byzantinische Form des Bergklostertums in ungebrochner Kraft erhalten und blickt heute mit Scheu und Verwunderung in eine gänzlich umgewandelte Welt hinein.

Wie jede geschichtliche Schöpfung, hat auch die Athosgemeinde über ihre Anfänge nachgedacht, und je mehr ihr geistliches Ansehen in der orthodoxen Welt des Ostens stieg, um so mehr war sie bemüht, ihren Ursprung mit den glorreichsten Namen der heiligen Urzeit in Verbindung zu bringen. Die zahlreichen Pilgerbücher (προσκυνητάρια) und Gedenkschriften (ὑπομνήματα) wissen darüber gar Wunderbares zu erzählen. Bereits der heilige und apostelgleiche Konstantinos hat drei erhabene Gotteshäuser auf dem heiligen Athosgebirge errichtet und der Gottesmutter geweiht: das Protaton von Karyäs, das Kloster im Hafen des hl. Klemens (Iwiron) und das dritte, an der Wunderstätte, wo die Panagia im Schiffe erschien und die das Paradies der Gottesgebärerin genannt wurde (Watopedi). Der gottlose Julian zer-

störte aber diese Stätten der Andacht. Im siebenten Jahre Theodosios' des Großen schickte dessen Neffe Batos aus Rom seinen Sohn mit einer starken Flotte nach Konstantinopel. Im Ägäischen Meer von einem fürchterlichen Sturme erfaßt, rief er die Gottesmutter um Hilfe und landete glücklich am Athos. Dieselbe rief ihm zu: „Baue, mein Sohn, den göttlichen Tempel der Gottesmutter Maria wieder auf, die dich vom bittern Tode erlöst hat!" In Byzanz angelangt, wurde er von Theodosios reich beschenkt mit Geldmitteln, Marmorsäulen und Mosaiken. Als er und seine Genossen, auf dem Athos angelangt, die Ruinenstätte zum Neubau herrichteten, fanden sie in einem tiefen Brunnen ein Bild, die Gottesmutter mit dem vor allen Zeiten gezeugten Gott als Kindlein in den Armen; große Freude herrschte ob des Wunders. Über dem Brunnen wurde ein herrliches Gotteshaus und ein Kloster errichtet, das sie zum Andenken an den Stifter Βάτου παιδί (Watopedi)[1]) nannten.

Ebenso wird die erste Niederlassung im nördlichsten, am nächsten der makedonischen Küste gelegenen Kloster Esfigmenu bereits 412 unter Kaiser Theodosios dem Kleinen erwähnt. Das eigentliche Gotteshaus verdankt jedoch seine Erbauung der Freigebigkeit der frommen Nonne und Kaiserin Pulcheria.

Keines hat aber eine reichere Legende als Iwiron, dessen Gnadenbild noch jährlich zum Hochsommerfest von Mariä Heimgang unzählige Pilgerscharen

---

1) „Sohn des Batos", eine kindlich törichte Etymologie des Klosternamens, die mir aber noch 1902 alles Ernstes von dem guten Archontarios Kyr Ananias erzählt wurde. Die Legende ist sehr jung; denn alle alten Urkunden schreiben Βατουπεδίον = Dornenfeld. Allein diese Worterklärung war den andächtigen Fabulisten zu prosaisch.

nach dem Heiligen Berge lockt. Die Geschichte des Gnadenbildes ist auch wunderbar genug. Plötzlich sahen die frommen Asketen des Athos auf dem Meere eine Wundergestalt, welche Strahlen gleich der Sonne aussandte. Ehrfürchtig nahten sie in ihren Kähnen, um das heilige Bild, wie David die Bundeslade, einzuholen. Allein sie vernahmen eine Stimme: „Wenn nicht Vater Gabriel der Iberer vom Kleinen Athos kommt, gehe ich nicht ans Land.“ Aus Demut wollte dieser nicht an den Strand und tat es nur auf vieles Bitten der Brüder. Sogleich sprang das Bild in seine Arme und wurde so mit großer Andacht ans Land gebracht. Darauf stellten sie dasselbe in der Kirche auf. Doch andern Morgens fanden sie es an der Pforte auf dem Hügel, Strahlen ausströmend. Das wiederholte sich, bis Gabriel durch ein Gesicht erfuhr, daß die Panagia an der Porta ein eigenes Heiligtum wünsche. Das geschah und seitdem führt die Panagia den Namen Portaïtissa. Eine bedeutende Rolle spielte, wie wenigstens die Mönche mir erzählten, das Gnadenbild im Bilderstreit. Kaiser Theophilos (829—842), der geschworne Feind der Mönche und der Bilder, sandte Soldaten auch gegen die Gotteshäuser des Athos. Der hl. Barbaros, damals noch ein wilder Soldat, stieß mit der Lanze gegen die Wange des Bildes, so daß Blut herausfloß, wie das Bild noch heute weist. Natürlich erfolgte nun die Bekehrung des Soldaten.

Alle diese Legenden der Hellenen sind aber bescheidene und einfache Dichtungen gegenüber der üppig wuchernden Phantasie, welche von der Gründung der slawischen Niederlassungen, z. B. von Zografu, berichten.

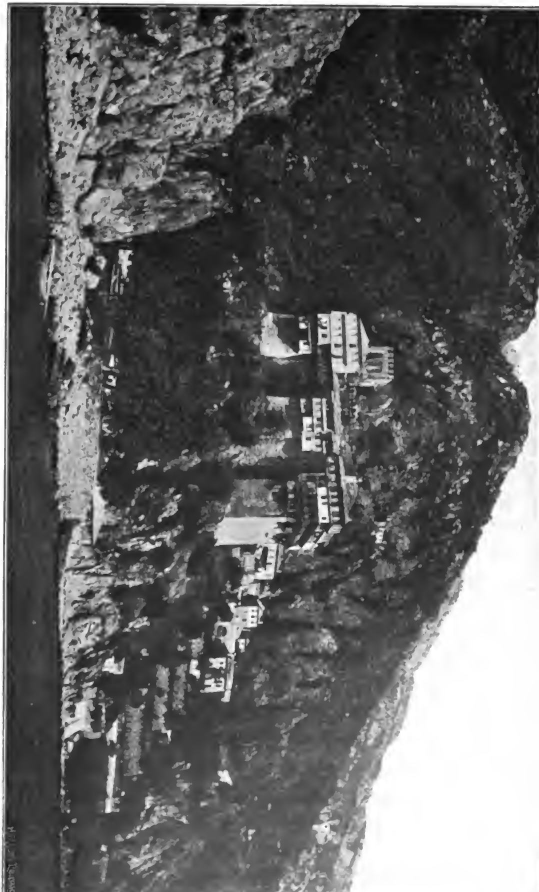
Drei vornehme Jünglinge aus der Stadt Justiniana I.-Ochrid ziehen unter Kaiser Leon auf den Athos und erbauen sich drei Klausnerhütten, dann im J. 919 ein Kloster. Eine Tafel, die gänzlich unbeschrieben war, zeigt eines Morgens wunderbarerweise das Bild des hl. Georg, „und alle, die es sahen, entsetzten sich über dieses Wunder und priesen und dankten Gott und ebendiesem Großblutzeugen. Und von da erhielt das Gotteshaus bis heute den Namen des Malers (Ζωγράφου)."

Nun wallfahren Kaiser Leon (886—911) und gemeinsam mit ihm die Patriarchen Anastasios von Konstantinopel (730—754) und Gregorios von Antiochien (570—593), desgleichen Car Johannes von Trnovo (1218—1241) und sein Patriarch und ebenso der christusliebende Kaiser Stephanos, Herrscher über Serbien, Bulgarien, Römerland und den gesamten Erdkreis im J. 1351 nach Zografu, begaben es reich mit Privilegien, fertigen zahlreiche Chrysobullen an und unterschreiben gemeinsam unser Aktenstück. Hier feiert die fabulierende Zeitlosigkeit der frommen Sage allerdings wahre Orgien.

Es braucht darum nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß diese sämtlichen frommen Überlieferungen ohne irgendwelchen geschichtlichen Wert sind und nur Interesse haben, insofern sie uns zeigen, was man von der eignen Vorzeit auf dem Heiligen Berge zu wissen meinte oder vorgab.

III. DIE GESCHICHTE DES HEILIGEN BERGES.

In die Geschichte tritt der Athos erst mit dem X. Jahrhundert und durch eine höchst merkwürdige Persönlichkeit, den hl. Athanasios, den Gründer der



Agiu Dionysiu.

Großen Lawra. Wie er uns selbst berichtet, bestanden daselbst bereits Einsiedlerzellen (κελλία), und ein Vorstand (πρωτεύων) leitete die Bergklausner. Athanasios lebte in der Mönchskolonie des Berges Kyminas in Bithynien, eng befreundet mit dem dortigen Igumen Michael Maleïnos; durch ihn lernte er dessen Neffen, den großen Feldherrn Nikephoros Phokas kennen. Es war eine geistig und namentlich religiös angeregte Epoche der byzantinischen Geschichte. Es wehte Kreuzzugsluft. Die lange Reihe glänzender Siege über die Araber hatten das Selbstgefühl der Römer gewaltig gestärkt. Ein echter Sohn dieser Zeit war der mönchisch-asketisch lebende Kaiser Nikephoros. Athanasios wurde sein Beichtvater und begleitete ihn auf der berühmten Expedition nach Kreta, welches nach anderthalb Jahrhunderten den Ungläubigen wieder entrissen ward. In seiner frommen Exaltation gelobte Nikephoros seinem geistlichen Freunde, mit ihm als Mönch auf den Athos zu ziehen. Um so mehr ergrimmte Athanasios, als Nikephoros sich am 16. August 963 zum Kaiser krönen ließ. Der Mönch eilte nach Konstantinopel, um dem neuen Kaiser heftige Vorwürfe zu machen. Doch dieser gelobte auch in seiner erhabenen Stellung, Kaisertum und Diadem zu verachten und gleich einem Mönche zu leben. In dasselbe Jahr fällt nun die Gründung des ältesten Klosters, der Großen Lawra. Das kaiserliche Chrysobull stellte das neue Kloster als völlig unabhängig von jeder geistlichen oder weltlichen Oberaufsicht hin. Die Zahl der Mönche wurde auf 80 festgesetzt, welche Johannes Tzimiskes, Nikephoros' Nachfolger (969—976), gleichfalls ein großer Gönner des neuen Bergklosters, auf 120 erhöhte,

später wurden es 800. Athanasios wurde zum Leiter der jungen Klosterniederlassung ernannt und erhielt das Recht, seinen Nachfolger selbst zu bestimmen. Künftig sollten die Mönche „einen durch Tugend ausgezeichneten und dazu geschickten" Greis mit der Leitung betrauen. Bereits im Herbst 963 waren die Mönchszellen und die Kirche vollendet, an die sich dann das alles umschließende weitläufige Hauptgebäude des Klosters anfügte.

Unter den zahlreichen Vorschriften, welche nach dem Typikon des hl. Athanasios das Leben der Mönche zu regeln bestimmt waren, befindet sich bereits das Verbot weiblicher Tiere: „Du sollst kein Tier weiblichen Geschlechts zum Gebrauchsdienst verwenden, der du völlig dem Weibe entsagt hast!" Diese Anordnung hatte bereits der hl. Platon, einer der eifrigsten Vorkämpfer des Bilderdienstes, in seinem Kloster Sakkudion eingeführt und ihm folgend, sein Freund und Schüler, der große Theodoros von Studion, auch in diesem Musterkloster der Hauptstadt nachgeahmt. Mit den Studiten stand Athanasios in enger Fühlung und hat das Gesetz, daß kein weibliches, auch tierisches Wesen den Heiligen Berg betreten solle, zur Geltung gebracht, und bis heute wird dieser merkwürdige Brauch mit unverbrüchlicher Strenge festgehalten.

Auch sonst sind die Gesetze, welche das Mönchsleben regeln, außerordentlich rigoristisch und suchen allen Verkehr der Mönche mit Weltleuten möglichst einzuschränken. Den Wein, den sie bauen, sollen sie nur an Mönche verkaufen, außer in Notfällen. Auch das den Klöstern gehörige Vieh soll nicht auf dem Heiligen Berg weiden. Für die Landwirtschaft

wird nur der Großen Lawra ein Gespann Zugtiere bewilligt. Selbst der Verkauf des auf dem Berge gewonnenen Kienholzes wird möglichst beschränkt usf. Alles dies beweist, daß damals das Mönchsleben wenigstens nach der Vorschrift der Klosterregeln (Typikon) unendlich viel härter und entsagungsvoller war, als es heute ist. Aber freilich, um so mißlicher stand es mit der Durchführung.

Ausgang des X. und im Beginn des XI. Jahrhunderts nahm das geistliche Leben auf dem Athos einen gewaltigen Aufschwung. Als Kaiser Konstantin Monomachos die Angelegenheiten des Heiligen Berges 1045 durch sein Typikon neu ordnet, versammeln sich die Abgesandten von weit über 20 Klöstern, unter denen die Lawra, Watopedi und Iwiron die vornehmsten sind. Die Lawra zählte damals über 700 Mönche. Aber die Strenge der alten Vorschriften hat bedeutend nachgelassen. Nach der Hauptstadt treiben die Mönche einen schwunghaften Weinhandel; auch mit Holz, Pech und Kohlen machen sie Geschäfte. Sie halten Kuhherden und für die Feldwirtschaft Lasttiere. Die vornehmen Äbte pflegen zu den Ratsversammlungen (cυνάξειc) zur nicht geringen Beschwerde der Gotteshäuser mit zahlreichem Gefolge zu erscheinen. Karyäs, der Zentralsitz der Verwaltung, ist ein lebhafter Handelsplatz geworden. Die kaiserliche Verordnung wollte die alte Strenge wieder herstellen; allein der angesehene Abt der Lawra erklärte mit dürren Worten, daß ihm dann in Anbetracht der vielen betagten und kränklichen Mönche die Verwaltung unmöglich sei. Und so wird denn unter Nachlassung einiger allzu rigorosen Bestimmungen der Vorzeit ein Kompromiß geschlossen.

Wie auf den andren Mönchsbergen, hatten die Klöster des Athos sich zu einer geistlichen Genossenschaft zusammengeordnet. An ihrer Spitze steht der hochangesehene Protos, welcher im Verein mit der Synaxis, den Abgesandten der einzelnen Klöster, die gemeinsamen Angelegenheiten leitet.

Unter den Komnenen Alexios I. (1081—1118) und Johannes (1118—1143) erreichte der Athos den Gipfel seines äußeren Glanzes. Zahlreich sind die Wohltaten und Privilegien, mit denen diese Herrscher die Mönchskolonien des Berges überschütteten. „Gedenket meines Vaters," sagte Johannes, „der mehr als alle Menschen den Heiligen Berg liebte!" Alexios hatte den Heiligen Berg feierlich von allen Lasten und Steuern befreit, und allen kaiserlichen Beamten der Umlande aufs strengste untersagt, auf dem Mönchsberg irgendwelche Jurisdiktion auszuüben. Ebenso hatte er sie von aller Unterordnung unter die Bischöfe losgelöst, d. h. vor allem des Diözesanbischofs von Hierissos. Der Athos sollte eine vollständig unabhängige Stellung unter „seinem Haupt und Herren", dem Protos, einnehmen.

Nichtsdestoweniger entsprach auch in dieser Epoche der Zustand der heiligen Gemeinde durchaus nicht den Vorschriften der Väter. Eine Kolonie von Wlachen, rumunischen Viehzüchtern, 300 Familien stark, hatte sich auf dem Heiligen Berg niedergelassen; die Väter bezogen mit Behagen von diesen Wanderhirten Milch, Käse und Schafwolle; es fand ein lebhafter Handelsaustausch statt, und die gemeinsamen Symposien arteten „in teuflische Trunkenheit" aus; auch die Frauen der Wlachen wurden den Asketen gefährlich. Als man diese austrieb, „entstand Weinen

2*

und Wehklagen“, und die starrsinnigen Väter sehnten sich „nach den Fleischtöpfen Ägyptens“ zurück. Im Verein mit einer Anzahl ernstgesinnter Mönche stellte Kaiser Alexios wieder eine strengere Ordnung her. Wie zäh aber der Widerstand war, und wie sehr derselbe ihn erbitterte, zeigt sein Ausspruch: „Wenn ich nicht einigen Agioriten die Nase abschneiden lasse, werden die anderen keine Vernunft annehmen; denn törichtere Leute als diese kennt die ganze Welt nicht.“

Schlimme Zeiten kamen für die Athosklöster, als im vierten Kreuzzug das oströmische Reich den Lateinern erlag. Zwar schützte Papst Innocenz III. dieselben gegen Eingriffe, welche die lateinischen Prälaten in ihre Selbständigkeit machen wollten, um so mehr hatten sie in diesen unruhigen Zeitläuften die Unbilden des Kriegsrechtes zu spüren. 1259 z. B. wurde Iwiron durch einen fränkischen Raubzug geplündert. Auch Esfigmenu und Chilandari litten durch die abendländischen Piraten. Als die Bulgaren zeitweise sich der Metropolis Thessalonike bemächtigten, setzten sie einen Bulgaren als Erzbischof ein und suchten die Athosmönche wieder unter die Gewalt des Bischofs von Hierissos zu bringen. Indessen die Athosväter, eine auserwählte Schar von 3000 Männern, beugten sich weder dem bulgarischen Patriarchen, noch dem Metropoliten von Thessalonike, noch dem Bischof von Hierissos. Sie fanden einen mächtigen Beschützer am ökumenischen Patriarchen Germanos, welcher feierlich die ihnen vom Kaiser Alexios verliehene Unabhängigkeit gewährleistete und ausdrücklich festsetzte, daß der Heilige Berg vollständig unabhängig von der Gewalt des Diözesanbischofs von

Hierissos sein solle, und wenn zur Einweihung einer Kirche oder zu einem andren heiligen Amte ein Kloster eines Bischofs bedürfe, könne der hochwürdigste Protos genau so gut irgendeinen andren Hohenpriester kommen lassen. Nach einigen Schwankungen hat dann 1394 Patriarch Antonios noch einmal feierlich die vollständige Unabhängigkeit des Heiligen Berges bestätigt und ausdrücklich festgesetzt, daß ohne Erlaubnis des Protos weder der Bischof von Hierissos, noch ein andrer Kirchenfürst den Boden der Mönchsrepublik betreten dürfe.

Jüngere Überlieferungen wissen viel zu berichten von der Bedrängnis, welche die Athosmönche unter Kaiser Michael Paläologos (1261—1282) infolge der 1274 zu Lyon mit der römischen Kirche abgeschlossenen Union erlitten haben. Der Kaiser soll selbst den Athos besucht haben; Lawra und Xeropotamu unterwarfen sich, dagegen die Gotteshäuser Iwiron und Watopedi und das Protaton von Karyäs „zeigten sich fest und standhaft und wie der Berg Sion wankten sie nicht“. Zahlreiche blutige Martyrien waren ihr Lohn. Besonders gefeiert wird Zografu, wo angeblich 26 Mönche sich in einen Turm einschlossen und sich lieber lebendig verbrennen ließen, als daß sie den wahren Glauben abgeschworen hätten. An der Stelle im Klosterhof, wo das Martyrium stattgefunden haben soll, erhebt sich heute ein Denkmal mit einer die Blutzeugen feiernden Inschrift, und diese Stätte ist ein Gegenstand großen Stolzes für alle Zografiten. Indessen alle diese verhältnismäßig jungen Berichte über die angeblichen Verfolgungen machen stark den Eindruck des Apokryphischen.

Unvermutet tritt im XIV. Jahrhundert die stille

Berggemeinde in das helle Licht der Kämpfe und Unruhen der damaligen Reichsgeschichte. Längst hatten die Einsiedler (Hesychasten) und Asketen des Athos hier in ihrer mystischen Beschaulichkeit gelehrt, daß sie ganz versunken in die Anschauung des göttlichen Wesens, in den gesteigerten Zuständen der Verzückung, den Blick unbeweglich auf die Herzgrube gerichtet, die Strahlen der Glorie leibhaftig erschauten, welche Christus auf dem Berge Tabor umleuchtet hatte. Sie behaupteten, daß dieses Licht ungeschaffen und eine göttliche Wirkungsweise sei. Barlaam, ein griechischer Mönch aus Kalabrien, einst Feind, dann eifriger Anhänger der Union, verstand es, das Vertrauen der Mönche zu gewinnen und gab ihr Mysterium dem allgemeinen Gespötte preis. Das ganze Reich geriet in Aufregung und spaltete sich in Anhänger und Feinde der beschaulichen Asketen. Die Patriarchen und Kaiser nahmen an dem Streite teil. Auf der Seite der Gegner stritt vor allem der fruchtbarste Schriftsteller dieser Epoche, Nikephoros Gregoras der Geschichtschreiber. Aber auch die Freunde der Athosmönche hatten in ihren Reihen so bedeutende Kapazitäten, wie Gregorios Palamas, den Metropoliten von Thessalonike, der selbst lange auf dem Athos als Asket geweilt hatte und dessen Schriften jedenfalls das Bedeutendste waren, was von der Hesychastenpartei geliefert wurde. Entscheidend wurde das Eingreifen des Kaisers Johannes Kantakuzenos für dieselbe. Die Klagschrift gegen Barlaam und seine Anhänger, welche die Vorstände der angesehensten Klostergemeinden des Berges, nicht nur die Griechen, sondern ebenso die Slawen und Iberer unterzeichneten, gab den Anstoß zu dem großen Konzil

von Konstantinopel, in dem die Gegner der Athosmönche 1351 feierlich verdammt wurden. Die Mystik der Berggemeinde hatte einen glänzenden Sieg davongetragen. Es war gleichzeitig eine Zurückweisung der Scholastik, d. h. des rationalen Charakters der abendländischen Theologie, die auf hellenischem Boden kein Bürgerrecht finden sollte. Aber das wurde auch das Verhängnis des Griechentums. Damit wurde die Zurückweisung des mächtig eindringenden abendländischen Kultureinflusses eingeleitet, die hundert Jahre später in dem Scheitern des Florentiner Konzils und der schärfsten Ausprägung des Schismas nach der türkischen Eroberung ihre Vollendung fand. So ist der Athos recht eigentlich als geistiger Urheber mit an der bis ins XVIII. Jahrhundert fortdauernden Erstarrung des Griechentums beteiligt. Aber um so mehr galt er von da an als der wahre Hort der Rechtgläubigkeit.

Mit der Einnahme von Thessalonich durch die Türken 1430 trat auch für den Athos ein Umschwung ein. Er soll sich vertragsmäßig dem Großherrn unterworfen haben. Ihre ganze geistliche Verfassung wurde der Mönchsrepublik von den duldsamen Türken gewährleistet. Zu ihrem Schutz weilte auf dem Berge eine Abteilung türkischer Soldaten, die auch die Verpflichtung hatten, jedes Betreten desselben durch ein weibliches Wesen zu verhindern. Die angeblichen Privilegien vollkommener Steuerfreiheit freilich, die verschiedene türkische Kaiser, wie dem Sinai, so auch anderen Klöstern des Reichs und namentlich denen des Athos sollen gewährt haben, beruhen auf späten, unglaubwürdigen Angaben und gefälschten Urkunden. Jedenfalls hat der Athos im XVII. Jahr-

hundert tatsächlich den Charadsch bezahlt, wie uns zuverlässige gleichzeitige Berichterstatter melden. Heute soll sein Tribut sich auf 37 000 Frank belaufen, 1789 gibt Ypsilanti in seiner „Geschichte Griechenlands seit der Eroberung von Konstantinopel" die Höhe desselben auf 37 000 Piaster und 100 Aspern an. Das wäre erheblich mehr, denn der damalige Piaster, wenn auch schon bedeutend verschlechtert, war noch lange nicht auf seinen heutigen niedrigen Nominalwert gesunken. Indessen über diese Fragen habe ich von den Mönchen keine nähere Auskunft erhalten können.

Das XVII. Jahrhundert ist eine Epoche des Unglücks, des Verfalls und der Verödung für den Heiligen Berg. Die Idiorrhythmie, welche, wie wir später sehen werden, in den meisten Klöstern eingeführt worden war, hatte die bisherige feste Ordnung und die hierarchische Fügung arg erschüttert. Die Spitze der Zentralleitung hatte bis dahin der Protos gebildet. Diese monarchische Oberleitung verschwand im XVII. Jahrhundert, und an ihre Stelle trat die etwas gelockerte republikanische Bundesverfassung, welche noch gegenwärtig auf dem Athos herrscht.

Bereits Ende des XVI. Jahrhunderts hören wir die alten Klagen über die Verderbnis der Klöster erneuert. Sie waren meist schwer verschuldet; die Mönche trieben ungestört Handel mit Getreide, Kastanien, Haselnüssen, Kirschen, Wein und Branntwein. Kühe wurden auf den Weiden gehalten. Junge Leute und Laien hielten sich ungestört in den Klöstern auf. Kalogräen (Nonnen) nahm man in die Kellia als Schwestern auf, ein „Anlaß zu schwerem Tadel und strenger Verdammnis, was auch durch die hl. Ka-

nones verboten ist, weil es Schaden und Verderb den Seelen bringt". Blutige Streitigkeiten entzweiten viele Konvente. Einzelne Klöster waren dergestalt verarmt, daß die Mönche ihre Gotteshäuser verließen und bettelnd in den Ländern der Orthodoxen herumzogen. Die Lawra, das alte Stammkloster, war so heruntergekommen, daß es nur noch fünf oder sechs Mönche erhalten konnte und an die Juden von Saloniki schwer verschuldet war. Erst Patriarch Dionysios Bardalis, der 1665 auf den Athos kam, erwies sich als großer Wohltäter der Lawra und befreite sie aus ihrer Notlage. 1626 lagen Kirche und Klostergebäulichkeiten von Russiko in Trümmern; 1574 war es zehn Jahre lang und ebenso 1694 vollständig verödet. Anfang des XVIII. Jahrhunderts enthielt es nur vier Mönche[1]). Solche Bilder aus dem Leben der Einzelklöster sind typisch für die damalige trostlose Lage der Berggemeinde überhaupt. Eine Wendung trat ein, seit die Phanarioten als Herrscher in den beiden Donaufürstentümern geboten und durch ihre großartigen Schenkungen gleich den anderen heiligen Orten auch den Athos reich bedachten. Seitdem hat sich die materielle Lage der meisten Klöster bedeutend gebessert.

Die finanzielle Bedrängnis der ungriechischen Klöster hatte für den Hellenismus wichtige Folgen. Immer mehr verstanden es die Griechen während des XVI. und XVII. Jahrhunderts, von allen höheren geistlichen Stellen die Slawen, Araber und sonstigen ungriechischen Inhaber zu vertreiben und durch ihre Volksgenossen zu ersetzen. Auf dem Athos setzte

1) Heute bekanntlich gegen 1200.

recht früh dieser Umgestaltungsprozeß ein. Bereits im XIV. Jahrhundert erscheinen, wie wir sehen werden, Griechen als Bewohner des iberischen (georgischen) Nationalklosters Iwiron und verdrängen allmählich die rechtmäßigen Bewohner vollständig. Einst hatten die Bulgaren vier Klöster auf dem Athos; heute besitzen sie nur noch ein einziges. Im XV. Jahrhundert besaßen sie noch Philotheu. Als damals der hl. Dionysios erschien, um das Kloster vor vollständiger Verödung und Vernichtung zu retten, fand er ein ganz bulgarisches Kloster vor. „Der Heilige verwandelte den bisherigen bulgarischen Brauch in unsre Wohlordnung und sorgte für hellenische Bücher". Man begreift sehr wohl, daß, wie die Lebensbeschreibung des Heiligen erzählt, „einige übelgesinnte Bulgaren den Ehrwürdigen haßten, als er ihre Ordnung umstürzte, und ihm viel Ärgernis bereiteten". Das ihm gewidmete Offizium sagt mit dürren Worten, daß er das bulgarische Kloster zu einem griechischen umgeschaffen habe. Für einen solchen Sanktus und seine Pläne konnten die Bulgaren nur wenig Sympathie empfinden. Wie den Iberern und Bulgaren ging es auch den Russen. Nachdem das Panteleïmonkloster in immer größeren Verfall geraten war, wurde es im XVIII. Jahrhundert von griechischen Mönchen bevölkert. Diese Vorgeschichte des Nationalitätenstreites, die dessen heutige Erbitterung erklärlich macht, wird von den Griechen bei ihren wohlbegründeten Klagen über das vielfach aggressive Vorgehen der heutigen Slawen oft gerne mit Stillschweigen übergangen.

Während seit dem XVIII. Jahrhundert materiell eine verhältnismäßige Blüte der Klosterrepublik eintrat, erreichte sie geistig ihren Tiefstand. Das zeigen

die jämmerlichen Streitigkeiten, welche in den Konventen die Geister erregten. Man stritt sich darüber, ob man das für die Panagia bestimmte Stück geweihten Brotes bei der hl. Handlung rechts oder links vom Priester hinlegen müsse. 1667 legte Patriarch Parthenios diesen Streit bei. Viel heftiger und andauernder war der Streit über die Frage, ob man die Gedächtnisfeiern für die Toten, wie von alters her üblich, am Sonnabend oder auch am Sonntag abhalten dürfe. Es ging fast 50 Jahre, bis die Gemüter sich beruhigten. Endlich eine Frage, welche im XVII. Jahrhundert das ganze hochgebildete Frankreich erregt hatte, fand auch auf dem Athos einen fruchtbaren Nährboden: die Frage von der häufigen Kommunion. Schwärmerische Mönche behaupteten, daß der tägliche Abendmahlsgenuß notwendig sei; indessen das wurde 1785 durch den Patriarchen verboten.

Um so wohltuender sticht von diesem Mönchsgezänk die gewaltige Bewegung ab, welche durch den großen Eugenios Bulgaris als Lehrer an der Athosakademie 1753—1759 hervorgerufen wurde. Das frische durch Berührung mit der abendländischen Kultur erweckte geistige Leben der Hellenen, welches seit Ende des XVII. Jahrhunderts beginnt, äußerte seine Wirkung selbst in dem Hort der Rechtgläubigkeit, dem Heiligen Berge. Auf der Ostküste der Insel, unweit des Klosters Watopedi, wurde eine höhere Lehranstalt errichtet. Unter Bulgaris wurden die Klassiker gelesen und die Systeme der neuen abendländischen Philosophen gelehrt. Man setzte sich selbst mit der deutschen Wissenschaft (Halle) in Verbindung, um einen tüchtigen Lehrer für die geistliche Akademie zu ge-

winnen. Es läßt sich gar nicht sagen, welch eminente Bedeutung es für den Athos und seine Mönchsgemeinde gehabt hätte, wenn sie es verstanden hätte, eine führende geistige Rolle bei der Wiedergeburt der hellenischen Nation zu erlangen. Indessen nach kurzer Wirksamkeit mußte der große Lehrer weichen und die finstere Borniertheit gelangte bald wieder zur Herrschaft. Die Schule wurde geschlossen. Von den benachbarten Klöstern strömten die Mönche in Scharen nach dem verhaßten Zentrum der Gelehrsamkeit zusammen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde fortgeschleppt und das prächtige Gebäude systematisch zerstört. So steht es noch heute als Ruine da, ein trauriges Denkmal mönchischer Beschränktheit und geistlichen Stumpfsinns. Freilich eins darf man dabei nicht ganz außer acht lassen. Die moderne streng wissenschaftliche Richtung steht zu sehr im Widerspruch mit allem, was die Eigentümlichkeit des Athos ausmachte. Er blieb wohl das heilige, nicht aber das wissenschaftliche Zentrum des Hellenismus. Noch heute gilt großer Eifer für die Wissenschaft auf dem Athos vielfach als verdächtig. Die Frömmigkeit will man pflegen und dazu gehört vor allem Demut. Mit ihr unvereinbar ist der geistige Hochmut, den das Wissen erzeugt.

IV. DER GEGENWÄRTIGE BESTAND DER ATHOSKLÖSTER.

Nach dem Syntagmation, dem offiziellen Verzeichnis des ökumenischen Patriarchats, enthält der Heilige Berg folgende Gotteshäuser:

1) Das Kloster des hl. Athanasios der Lawra.
2) Des englischen Grußes von Watopedi.

3) Mariae Heimgang von Iwiron.
4) Der Eisodia (Eintritt Mariae in den Tempel) von Chilandari.
5) Der Geburt des Täufers von Dionysiu.
6) Der Verklärung von Pantokratoros.
7) Der hl. vierzig Märtyrer von Xeropotamu.
8) Des hl. Georg von Zografu.
9) Der Verklärung von Kutlumusi.
10) Der Erzengel von Dochiariu.
11) Der hl. Apostel von Karakalu.
12) Des englischen Grußes von Philotheu.
13) Der Geburt des Erlösers von Simopetra.
14) Des hl. Nikolaos von Stawronikita.
15) Des hl. Georg von Agiu Pawlu.
16) Des hl. Georg von Xenophontos.
17) Des hl. Nikolaos von Grigoriu.
18) Der Himmelfahrt von Esfigmenu.
19) Des hl. Panteleïmon von Russiko.
20) Des Erzdiakons Stephanos von Kastamonitu.

Sämtlicher Grundbesitz auf der Athoshalbinsel ist ausschließlich in den Händen dieser 20 herrschenden Klöster. Sie sind sämtlich stauropegisch, d. h. sie stehen unmittelbar unter dem ökumeni-



Agiu Grigoriu.

schen Patriarchen. Kein Bischof, vor allem nicht der von Hierissos und Athos, zu dessen Sprengel der Klosterberg gehört, hat kirchliche Rechte auf dem Heiligen Berge auszuüben; vielmehr, wenn ein Kloster zur Einweihung einer Kirche oder zu anderen dem Bischof zustehenden rituellen Handlungen eines solchen bedarf, kann es nach Belieben den Bischof von Hierissos oder irgendeinen anderen Prälaten mit dieser Amtsverrichtung betrauen. Sämtliche Klöster mit Ausnahme von Stawronikita führen auch den Ehrentitel „kaiserlich“ (βασιλικά). Es geht das auf die Anordnung des Komnenen Alexios zurück. Stawronikita ist davon ausgenommen, weil es erst in türkischer Zeit 1542 durch den Patriarchen Jeremias I. (1537—1545) gegründet worden ist. Gegenwärtig ist „kaiserliches Kloster“ ein leerer Titel, mit dem keinerlei Vorrechte verbunden sind.

Die meisten Klöster sind nach demselben Schema gebaut. Die Wirtschaftsräume, die Wohngebäude mit den Mönchszellen und den Aufenthaltsräumen für die Fremden und Pilger umschließen einen geräumigen Hof, in dessen Mitte sich das Gotteshaus, das Katholikon, erhebt. In unmittelbarer Nähe des Katholikons befindet sich, so z. B. in Esfigmenu, in Russiko, der Lawra und sonst, die Trapeza, das Refektorium, ein großer steinerner Saal, in welchem die zahlreichen Mönchsscharen der Cönobien unter Vorsitz des Abtes zu speisen pflegen. Unmittelbar vor der Kirche befindet sich in der Regel die Phiale, das säulengetragene, mit einer Kuppel gedeckte Brunnenhaus, in welchem am Ersten jedes Monats die Wasserweihe, das sogenannte Ajasma (ἁγίασμα), stattfindet.

Jede der zwanzig regierenden Klosterburgen hat

unter ihrer Leitung eine ganze Reihe von ihr abhängiger klösterlicher Institute; das sind die elf Skiten (σκῆται), die 250 Kellia und dazu noch 150 Einsiedeleien. Die Verhältnisse zwischen den leitenden und untergeordneten Klöstern, wie sie jetzt bestehen, sind zuletzt 1864 geordnet worden. Das Kellion ist die kleinste Klosterindividualität, ein einfaches Haus, in der Regel von drei Mönchen bewohnt. Einer, der Geron, ist der Leiter. Die Inhaber pachten das Kellion vom Kloster auf Lebenszeit, bebauen die zugehörigen Grundstücke und führen ein bäurisches Mönchsleben. Die Skiti dagegen ist ein Mönchsdorf, das von einem Kloster abhängig ist. Sie besteht aus einer ganzen Anzahl Kellia, die Kalywen (καλύβαι) genannt werden. Jede ist von einer kleinen Mönchsfamilie bewohnt, und an der Spitze steht als Aufsichtsbeamter der Dikäos. Jede Kalywi der Skiti steht zu dem Kloster im Pachtverhältnis, wie das Kellion. Die Insassen beschäftigen sich vielfach mit Handwerken. In neuerer Zeit haben namentlich die Russen eine Reihe Skiten erworben und damit ihren Charakter gründlich verändert. Diese neuen Skiten sind nicht mehr die bescheidenen Anachoretenkolonien der Vorzeit, sondern dieselben sind zu höchst stattlichen Klöstern ausgebaut worden, so namentlich die russischen des hl. Andreas und des Elias und ebenso die rumunische nahe der Lawra. Da die eigentlichen Klöster sämtlich in festen, vorzugsweise griechischen Händen sind, suchen die Slawen auf diesem Umwege auf dem Heiligen Berge festen Fuß zu fassen.

In diesen sämtlichen Mönchsniederlassungen verschiedensten Ranges hausten 1902: 7522 Mönche,

darunter 3207 Griechen, 3615 Russen, 340 Bulgaren, 288 Rumunen, 53 Georgier und 18 Serben.

V. DIE BUNDESREGIERUNG UND DIE IDIORRHYTHMIE.

Die Leitung der ganzen Mönchsrepublik ist in dem Hauptorte Karyäs. Hier gebietet nun an Stelle des monarchischen Protos die republikanische Heilige Gemeinschaft. Die endgültige Verfassung ist im Jahre 1783 festgesetzt worden und besteht, unbedeutend verändert, bis heute fort. Jedes Kloster schickt einen Deputierten und einen Stellvertreter in den Bundesrat. Die Versammlung der Heiligen Gemeinschaft wird präsidiert von den vier Epistaten, welche demnach den leitenden Verwaltungsausschuß bilden. Die Amtsdauer beträgt ein Jahr. Die zwanzig Vertreter (ἀντιπρόσωποι) der einzelnen Klöster sind deshalb in fünf Tetraden eingeteilt, welche Jahr für Jahr der Reihe nach die Gesamtangelegenheiten leiten. Diese Mönchsrepublik ist tatsächlich ein getreues Abbild der altgriechischen Bundesstaaten. Wie die antiken Stadtgemeinden sich zu Bünden um ein Heiligtum zusammenscharten, so die zwanzig Klöster um das Protaton von Karyäs mit seinem Bundesrat. Wie die souveränen Bundesstädte zinspflichtige Landstädte besaßen, die auf den Bundestag Deputierte zu schicken nicht berechtigt waren, so haben wir neben den herrschenden Klöstern die pachtentrichtenden Skiten und die anderen kleineren abhängigen Mönchssiedelungen. Ganz besonders zeigt sich aber dieser antike Bürgersinn in den Leistungen für die Gemeinschaft. Wie im Altertum der reiche Bürger einer griechischen oder kleinasiatischen Stadt auf seine Kosten

eine Wasserleitung oder sonst ein gemeinnütziges Werk errichten oder großartige Spenden im Theater austeilen läßt, genau so im Kloster. Nicht ohne Hochachtung las ich in der Lawra zwei Inschriften. Am Eingang des alten Hospitals (jetzt Fremdenquartiers) steht: „Vorstehendes Krankenhaus wurde von den Fundamenten aus aufgebaut und vollendet zugleich mit dem ehrwürdigen Haus der heiligen Gratisärzte und ebenso die innere Nikolaoskapelle im Jahr 1588 durch die Beisteuer, Mühe und Geldausgabe des hochwürdigsten Mönchs Herrn Misaïl aus Leuke zu seinem und seiner Eltern Gedächtnis, als der hochwürdigste Priestermönch Herr Joseph Abt war.“ Ebenso hat der Brunnen, den noch heute die Pilger und Gäste benutzen, die Inschrift: „Gegenwärtiges Wasser wurde durch die Geldmittel und den Aufwand des hochwürdigsten Mönches, des heiligen Greises Herrn Matthäos von der Großen Lawra, hergeleitet durch die Kunst und Geschicklichkeit des Herrn Detos Andreas von der Eparchie Argyrokastro ... am 20. Mai 1803.“ Zu einer Zeit also, wo unsere Vorfahren noch mit Begeisterung das verseuchte und vergiftete Wasser ihrer Stadtbrunnen tranken, sorgte dieser Mönch schon für eine vorzügliche Wasserleitung. So sieht man gerade die schönen Seiten des althellenischen Mikrokosmos im Kloster fortleben. Der Polisgedanke des antiken Stadtstaats hat seine letzte Zuflucht im Kloster gefunden. Ganz natürlich. Der wahre Mönch ist ja mit Leib und Seele in seine Klostergenossenschaft eingespannt, wie der antike Hellene in seine Bürgergemeinde.

Offenbar eine Wirkung dieses echt hellenischen Geistes ist auch die auf dem Athos noch immer stark

vertretene Idiorrhythmie. Wie Ph. Meyer[1]), der beste Kenner der Athosverfassung, gezeigt hat, regt sich seit dem XIV. Jahrhundert in den Gotteshäusern des Heiligen Berges eine freiere Partei, welche mit der alten, harten Klosterordnung und dem Verbot des Eigentums bricht. Auch die Oberherrschaft des Protos wurde von den Mönchen immer mehr beschränkt. In den einzelnen Klöstern selbst duldete man nicht mehr die streng monarchische Verfassung mit dem Igumen an der Spitze. Der tüchtige Paläologe Kaiser Manuel (1391—1425) griff noch einmal 1394 und namentlich 1406 durch sein Chrysobull energisch ein; aber doch sah bereits er auch sich zu weitgehenden Zugeständnissen genötigt. Die streng monarchische Verfassung wird teils demokratischer, teils aristokratischer. Während bisher die Abtswahl auf fünfzehn „Auserwählte" beschränkt war, wird deren Kreis nun bedeutend erweitert. Die fünfzehn bilden dafür von jetzt an den ständigen Beirat des Abtes, bis dieser allmählich ganz verschwindet. An die Stelle des lebenslänglichen Monarchen tritt eine mehrköpfige, jährlich wechselnde Oberleitung. Das gemeinsame Leben hört auf, und jeder Mönch lebt für sich; er wird idiorrhythmos. Das war nun freilich eine geradezu fundamentale Umwandlung der alten Cönobien.

Damit war allerdings der Phanar ganz und gar nicht einverstanden. Die Patriarchen haben durch zahlreiche Erlasse stets für Wiedereinführung des Cönobitenlebens gewirkt. Vor allem hat der tatkräftige Patriarch Jeremias II. durch einen Synodalerlaß fest eingegriffen. Allmählich vollzog sich denn

1) Ph. Meyer, Die Haupturkunden für die Geschichte der Athosklöster. Leipzig 1894. S. 57 ff.

eine bis in das vorige Jahrhundert andauernde Rückströmung, durch welche die meisten Klöster sich wieder der strengen cönobiarchischen Zucht unterwarfen. Immerhin werden auch noch gegenwärtig idiorrhythmisch acht Klöster regiert: Lawra, Watopedi, Iwiron, Pantokratoros, Xeropotamu, Dochiariu, Philotheu und Stawronikita; alle anderen sind Cönobien.

Diese Idiorrhythmie erscheint als eine gesunde Reaktion des altrepublikanischen, echt hellenischen Geistes gegen das asiatische Autokratentum der Igumene und Oberäbte. Die Gründer des Mönchtums entstammen dem Orient, Antonios war ein Ägypter; d. h. er gehörte einem Volke an, das immer und ewig zu freudloser Pharaonenknechtschaft verurteilt war. Der hl. Basileios von Kaisareia gehörte dem Volk der Kappadozier an, dessen übler Ruf sprichwörtlich war: „Die drei schlimmen Kappa“ (Kappadozien, Kreta, Kilikien). Als echtes Bedientenvolk werden sie durch ein Epigramm gekennzeichnet, nach welchem bei ihnen gilt, daß, je mehr der einzelne zu Ehren und Ansehen gelangt, die moralische Geringwertigkeit immer größer wird. Solche Menschen erkannten in der strengen Klosterzucht nur die landesübliche Sklaverei. Sie verpflanzten ihre orientalischen Despotenbegriffe ruhig in die Kirche. Es ist merkwürdig, den Slawen ist dieser Gehorsamszwang durchaus kongenial; die autokratisch regierten Russen und ebenso die Bulgaren haben sich wieder der cönobitischen Ordnung anbequemt. Dagegen der griechische Freiheitssinn empörte sich gegen dieses asiatische Despotensystem und schuf die republikanische Organisation der Idiorrhythmie. Die Mönche hatten das ewige Fasten und die überstrenge Zucht unter einem allgewaltigen Igumen

satt und ließen von der bisherigen Strenge bedeutend nach. Während im Koinobion noch heute nur Fisch- und Pflanzenkost erlaubt sind, essen die idiorrhythmischen Mönche — wenigstens die vornehmen leitenden Vorstände — (außer an den Fasttagen Mittwoch und Freitag) auch Fleisch. Alles gemeinsame Leben ist aufgehoben. Jeder Mönch lebt für sich auf seine Kosten; vom Kloster erhält er Brennholz, Wein, Gemüse und Käse, außerdem 300 Grusch (gegen 50 M.) jährlich. Davon muß er seine Kleider und seine sämtlichen sonstigen kleinen Bedürfnisse bestreiten. Üppigkeit herrscht also auch in den idiorrhythmischen Republiken nicht. Selbst in den reichen Klöstern führen die Mönche mit Ausnahme vielleicht der Vorstände ein Leben von seltener Anspruchslosigkeit. Unsere Phrasen von dem mönchischen Wohlleben und klösterlicher Üppigkeit sind nirgends unangebrachter als auf der Priesterburg der Orthodoxie.

An der Spitze dieser idiorrhythmischen Klöster stehen zwei oder drei Epitropen, Verwalter, welche jährlich wechseln. Einer, der sogenannte Dikäos δικαῖος), ist das Schattenbild des ehemaligen Igumen, allein ohne alle tatsächliche Bedeutung. Mit ihnen regiert die Synaxis der 15 Brüder. Die Epitropen werden jährlich neu gewählt, so daß also tatsächlich eine vollkommen republikanische Ordnung in diesen Mönchsstaaten gilt.

Man erzählt nun freilich in den Cönobien allerlei über die mangelhafte Ordnung in den Idiorrhythmien. So wurde mir berichtet, daß in einem der berühmtesten derselben, als bei der Vorstandswahl durch die auserwählten Wahlherren nicht die von der Mönchsgemeinde gewünschten Kandidaten er-

koren wurden, die jüngeren Mönche die Klosterpforten geschlossen und so lange den Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten hätten, bis die Wahlherren sich bestimmen ließen, genehmere Kandidaten als Vorsteher zu proklamieren. Indessen solche Legenden rivalisierender Anstalten darf man nur mit großer Skepsis aufnehmen. Tatsache ist, daß gerade die vornehmsten idiorrhythmischen Klöster die höchste Bildungsstufe auf dem Heiligen Berg einnehmen. Ihre jungen Mönche werden zu höherem Studiengang nach der theologischen Schule in Halki oder nach anderen Bildungsanstalten geschickt. In ihnen ist die Krankenpflege und Altersversorgung am besten entwickelt. Als Patriarch Joakim III. 1884 von seinem Throne zurücktrat, zog er sich auf den Athos nach dem dem idiorrythmischen Kloster Lawra unterstehenden Kellion Mylopotamo zurück, wo er bis zu seiner Rückkehr auf den Patriarchatsthron 1901 blieb.

VI. DER NATIONALITÄTENSTREIT AUF DEM ATHOS.

Viel stärker als durch die Verschiedenheiten der Verfassung wird die Athosgemeinde in neuerer Zeit durch den Nationalitätenkampf zerrissen und in Atem gehalten. Mündlich und schriftlich ergießen sich die Griechen in beredte Klagen über die Vergewaltigung, welche sie heute auf dem Athos namentlich durch die Russen erleiden. Um unparteiisch zu sein, muß man immer der geschichtlichen Entwicklung eingedenk sein. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Griechen große Fortschritte auf der Halbinsel gemacht; sie haben Iwiron den Georgiern genommen, Russiko mit griechischen Mönchen besiedelt und die drei ehemals bulgarischen Klöster Philotheu, Xeno-

phontos und Agiu Pawlu sind heute vollkommen hellenisiert. Die nationale Erhebung der Slawen, so empfindlich sie heute den Griechen wird, findet daher in diesen Vorgängen der früheren Jahrhunderte teilweise ihre Erklärung.

Der Aufschwung des slawischen Elements geht von dem Kloster des hl. Panteleïmon (Russiko) aus. Seit 1839 setzen sich wieder Russen in dem stark verschuldeten Kloster fest. Von 1870 an wurde der Kampf und die Rivalität zwischen den beiden Nationalitäten immer größer. Der Bundesrat von Karyäs suchte zu vermitteln, entschied aber wesentlich zugunsten der Griechen. Die Russen, die immer zahlreicher wurden und, von ihren Landsleuten unterstützt, über reiche Mittel verfügten, unterwarfen sich nicht. 1875 entschieden die Kommissäre des ökumenischen Patriarchen ganz zugunsten der Russen. Panteleïmon ist allerdings das einzige regierende Kloster russischer Nationalität auf dem Athos. Aber dazu kommen die beiden Skiten des hl. Andreas,



Simopetra.

zu Watopedi, und des hl. Elias, zu Pantokratoros gehörig, welche, seit sie den Russen überantwortet sind, einen so großartigen Aufschwung genommen haben und so stark bevölkert sind, daß sie manche der verschuldeten und von wenigen Mönchen bewohnten griechischen Klöster weit überflügelt haben. Eine ganze Reihe Kellia sind von finanziell bedrängten Klöstern an die Russen verkauft worden, so daß diese an Zahl heute die Hellenen auf dem Heiligen Berg übertreffen. Rechnet man hinzu, daß so bedeutende geistliche Niederlassungen wie Watopedi und Zografu gleichfalls unter russischem Schutze stehen, so versteht man die lebhafte Besorgnis der Griechen. Mehrere der Athosklöster haben auch durch Vermächtnisse früherer Fürsten große Besitzungen in Bessarabien und im Kaukasus. Begreiflich, daß diese den Russen nur schüchtern entgegenzutreten wagen. Denn die Säkularisationen der Rumunen, durch die auch der Athos hart in Mitleidenschaft gezogen worden ist, haben dort einen gewaltigen Schrecken erregt. In neuester Zeit ist übrigens den Klöstern durch den Patriarchat jeder Verkauf ihres Grundeigentums untersagt worden, und so soll ein gewisser Damm gegen die nordische Propaganda gebildet werden.

Die Stärke der Russen sind jedoch keineswegs bloß, wie die Griechen sagen, ihre reichen Mittel und ihr Propagandaeifer, sondern vor allem ihr viel regerer religiöser Sinn. Die meisten Pilger, die den Athos besuchen, sind Russen; die Griechen sind religiös ziemlich indifferent. Der Archontarios eines der gefeiertsten griechischen Klöster sagte mir: „Oft kommen eines Abends die Pilger zu Hunderten zu

uns; alle sind Russen. Wir wissen kaum, wie wir sie beherbergen und beköstigen sollen. Suppe und Bohnen ist alles, was wir ihnen geben können. Aber immer sind sie zufrieden und danken uns noch; auch die Europäer (d. h. die Abendländer) sind stets zufrieden. Ich sollte es fast nicht sagen, aber wahr ist es: die einzigen, die stets unzufrieden sind und uns immer Mühe machen, sind unsere hellenischen Landsleute.“ Solche Einblicke in das Leben der nebeneinander hausenden Völker auf dem Athos enthüllen uns schlagend die Gründe der Stärke der Slawen und der Schwäche der Griechen. Solange der letzteren religiöser Eifer sich nur auf wenige Auserwählte beschränkt, werden alle Klagen und zornigen Ergüsse keine Besserung herbeiführen.

Ein übler Umstand für die Griechen ist auch, daß dieselben bei aller Bedrohung durch den Panslawismus nicht einmal unter sich einig sind. Wie griechische Schriftsteller unter lauten Klagen hervorheben, besteht ein leidenschaftlicher Haß zwischen den Mönchen, die aus dem freien Hellas stammen, und denen aus der Türkei. Dionysiu, Kutlumusiu, Agiu Pawlu und Esfigmenu z. B. sind fast ausschließlich von Mönchen bewohnt, die dem Königreich entstammen, während gerade die bedeutendsten: Lawra, Iwiron, Watopedi usf. ganz oder großenteils türkische Untertanen enthalten. Der scharfe Gegensatz, welcher seit Jahrzehnten diese beiden Bestandteile der griechischen Athosbevölkerung trennt, wirkt lähmend auf die Aktionsfähigkeit des Griechentums daselbst ein. In den letzten Jahrzehnten hat immerhin die steigende Besorgnis vor den Fortschritten der Russen die quietistische Masse der griechischen

Athosmönche aus ihrer gemütlichen Vertrauensseligkeit aufgerüttelt. Ein gewisser Halt ist den Fortschritten des Panslawismus geboten; soll doch ein hochstehender Russe ausgerufen haben: „Die Griechen sind aufgewacht und versuchen unsere Arbeit eines ganzen Jahrhunderts zu vernichten". Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser erbitterte Nationalitätenhader einem friedlichen Wettstreite in der Verfolgung wissenschaftlicher und humanitärer Ziele Platz machen würde. Der geisttötende rein liturgische Gottesdienst kann eine gründliche Reform — namentlich Einfügung der gänzlich fehlenden Predigt — gar sehr vertragen. Indessen es sieht nicht so aus, als wenn eine solche freundliche und friedliche Umgestaltung in der Mönchsrepublik des Heiligen Berges bald bevorstehe.



Russiko.

B. MEIN BESUCH AUF DEM ATHOS.

VII. DAS RUSSISCHE KLOSTER PANTELEÏMON (RUSSIKO).

Schon seit langem hatte ich die Absicht, den Athos zu besuchen. Ich plane die Herausgabe einer möglichst vollständigen Sammlung der sogenannten „notitiae episcopatuum“ d. h. der Bistumsverzeichnisse der östlichen Kirche, die für Geschichte und Geographie des klassischen Altertums wie des byzantinischen Mittelalters hohen Wert besitzen. Das in den westlichen Bibliotheken aufgehäufte Material habe ich großenteils bewältigt; was den Osten betrifft, so hatte mich 1899 eine wissenschaftliche Reise nach Konstantinopel und Umgebung, nach Smyrna und Athen geführt. Dagegen fehlte mir noch völlig der Athos. Seine reichen Klosterbibliotheken enthalten, wie mir der von Professor Lambros veröffentlichte Handschriftenkatalog der meisten Klöster zeigte, ansehnliches Material für mich. Dies ver-

anlaßte mich im Sommer 1902, dahin eine Reise zu unternehmen.

Am sechzehnten August 1902 verließ ich bei herrlichstem Wetter Konstantinopel; um die Mittagszeit des nächsten Tages erschien vor uns die majestätische Kuppe des Heiligen Berges. Wir fuhren erst längs der Ostküste, dann um die Südspitze herum. Das Auge haftet an dem frischen Grün, den wohlgepflegten Wein- und Ölgärten, aus denen kokett die kleinen, weiß angestrichenen, gewöhnlich von einem Feigenbaum beschatteten Häuschen der Einsiedler hervorgucken; dann erscheinen größere Klosteranlagen, die Skiten, und von Zeit zu Zeit taucht eine der gewaltigen Priesterburgen, erst Iwiron, dann die Große Lawra, empor; und als wir nach der Westseite umbiegen, folgen ihrer eine ganze Reihe: Agiu Pawlu, Dionysiu[1]), Grigoriu[2]).

Über der bewohnten und bebauten Region steigt grüner Wald oder Buschwerk empor, und ganz oben ragt weithin sichtbar die mächtige Felskuppe des Athosgipfels hervor, gekrönt mit der Kirche von Christi Verklärung. Es ist ein Anblick, der vielfach an schweizerische Alpenlandschaften, namentlich an die Ufer des Urnersees erinnert.

Fünf Uhr abends ist unser Dampfschiff in Dafni, der kleinen Hafenstation des Heiligen Berges, angelangt. Dieser Ort verdankt seine ganze Existenz der Tatkraft e i n e s Mannes, des Albanesen Sotir Papagianni, des Agenten der russischen Dampfschiffahrtgesellschaft. Grundeigentümer ist das benachbarte wohlhabende Kloster Xeropotamu; Papagianni hat

1) Vgl. S. 15. 2) Vgl. S. 29.

einen längeren Pachtvertrag mit dem Kloster eingegangen. Der ganze Ort, der Gasthof, die Gebäude, in welchen die türkische und die russische Post sich befinden, usf. sind von ihm erbaut und an die Inhaber vermietet worden. Durch die Energie dieses einen Mannes ist ein kleiner Schimmer europäischer Gesittung auch auf den bescheidenen Ankerplatz des Heiligen Berges entfallen.

Als unser Dampfer hielt, fuhr uns ein kleines Dampfboot, von schwarz gekleideten Mönchen bedient, entgegen. Es brachte eine Deputation des benachbarten russischen Panteleïmonklosters an Bord, drei Priestermönche in ihrer schwarzen feierlichen Amtstracht, auf dem Haupte die hohe griechische Priestermütze (das Kalymavkion), um die das lang herabhängende schleierähnliche Perikalymma (Umschlagetuch) geschlungen wird. Es sind der P. Naslednik (Nachfolger des Abtes) Nifont mit seiner goldenen Amtskette — er besorgt, da der regierende Igumen Andreas hochbejahrt und kränklich ist, die Leitung der Geschäfte —, neben ihm die PP. Paisij, einst Geistlicher an der Gesandtschaft in München, und Serafim, der Archontarios des Klosters, welche beiden ich bald näher kennen lernen sollte. Sie erscheinen, um Frau von Giers, der Gattin des russischen Konsuls in Saloniki, ihren Ehrenbesuch zu machen. Der Athos bildet ein Kaza des Wilayets Saloniki, und daher ist der russische Konsul der natürliche Protektor der Klostergemeinde. Da kein weibliches Wesen den Heiligen Berg betreten darf, werden die Höflichkeitszeremonien zwischen der Frau des Protektors und ihren Schützlingen auf dem Wasser ausgetauscht. Einer meiner russischen Freunde stellte

mich den drei Dignitären vor und ich wurde veranlaßt, meine Empfehlungsschreiben gleich hier abzugeben. Die Mönche forderten mich in liebenswürdigster Weise auf, gleich an Bord des geistlichen Schiffes zu kommen und noch denselben Abend in Panteleïmon zu bleiben. Ich mußte das ausschlagen, da ich die — übrigens recht kulante — türkische Zollrevision in Dafni erst durchmachen mußte. Folgenden Tags fuhr ich in einer Barke bei herrlichstem Wetter und günstigem Winde nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Russenkloster, in dessen prachtvollen und würdig ausgestatteten Räumen ich sofort die gastlichste Aufnahme fand.

Welcher Kontrast! Eben noch das unbeschreibliche Gewühl der Kosmopolis am Bosporus und nun diese feierliche Stille der geistlichen Tempelburg. Unterbrochen wird diese Ruhe nur durch das leise Rauschen des Meeres und das Tag und Nacht immer wiederkehrende Läuten der Glocken und das Anschlagen der Simantra (Holzwecker). Hier versteht man das Wort Josephs des Zweiten von Österreich, die Glocken seien die Artillerie der Geistlichkeit. Aber wenn die Glocken verstummen, dann tönt aus einer der zahlreichen Kirchen und Kapellen der herrlichste vierstimmige Gesang der Mönchsgemeinde in das feierliche Schweigen der Nacht hinein. Am zweiten Tage meiner Anwesenheit war Agrypnia zu Ehren eines spezifisch russischen Sanktus, des heiligen Mitrofan Worinski: zwölfstündiger Gottesdienst und ununterbrochener Gesang die ganze Nacht hindurch. Nach einigen Stunden der Ruhe litt es uns nicht länger; wir stiegen in die feierlich erleuchtete Kirche hinab. Ich blieb über zwei Stunden dort, tief er-

griffen und ganz im Banne dieses ernsten, von schönen Männerstimmen meisterhaft vorgetragenen Psalmengesanges; diese russische Tetraphonie bildet den schärfsten Gegensatz zu dem unisono vorgetragenen, näselnden und unangenehmen Gesang der Griechen. Es scheint überhaupt, wenigstens nach dem delphischen Hymnus zu urteilen, daß diese sonst so hochbegabte Nation in musikalischer Beziehung von ihren eigenen und ihres Gottes Apollo Leistungen mehr eingenommen war, als ihr nach billigem Urteil zukommt. Kaiser Nero, so albern und elend er als Regent war, ist ohne Frage ein vorzüglicher italienischer artista di canto gewesen, und die Begeisterung der alexandrinischen Kaufleute, welche ihm in Neapel Beifall klatschten, war gewiß nicht nur Schmeichelei gegen die kaiserliche Person, sondern die Griechen mußten eingestehen, daß ihnen so etwas nicht möglich wäre. Gebildete griechische Geistliche haben mir gegenüber übrigens unumwunden die Überlegenheit der Russen auf diesem Gebiete zugegeben. Wie zäh jedoch gerade die Laienwelt auch in der kirchlichen Musik am alten klebt, zeigte mir ein Vorfall in Kastoria, wo die Einlegung eines vierstimmigen Gesangs im Gottesdienst sogleich Protest der Primaten hervorrief.

Sofort nach meiner Ankunft im Kloster besuchte ich den P. Bibliothekar Matthäos, zu dessen Zelle ein höchst wunderlicher Weg über das Dach der Kirche führt. Natürlich war, wie das im griechischen Orient üblich ist, bei meiner Ankunft der Bibliothekar gerade verreist und Eintritt in die Bücherräume unmöglich. Indessen schon den zweiten Tag kehrte der Vorsteher der Bücherei zurück und erlaubte mir

sogleich, die Handschriften mit auf mein Zimmer zu nehmen, so daß das Arbeiten daselbst ein sehr bequemes war.

Mein Aufenthalt im Russenkloster fiel gerade in die große Fastenzeit vor Mariä Heimgang, Kimisis der Panagia; eine Himmelfahrt der hl. Jungfrau kennt die orthodoxe Kirche nicht, wie mir die russischen Mönche mehrfach höchst ernsthaft versicherten. Aber die Vorbereitung auf ein solches großes Kirchenfest geschieht durch Fasten und Beten. Die Orthodoxen halten in dieser Hinsicht Erstaunliches aus. Sie erscheinen mir immer wie Spartaner neben uns verweichlichten Westeuropäern. Die übermäßig frugalen Mahlzeiten der strengsten Fasten, nur ohne Öl gekochte, höchst unschmackhafte Pflanzenkost erscheint ihnen als etwas ganz Selbstverständliches. Wohl oder übel mußte ich mitmachen. Nach ein paar Tagen hatte ich genug des grausamen Spiels und hielt mich mit großem Eifer an die Konserven. Dem darob etwas verwundert blickenden Archontarios Serafim erklärte ich, als er mich einst in der Blüte meiner Sünde überraschte, mein schwacher Magen könne absolut nicht die starre Kirchensatzung in ihrer ganzen Strenge ertragen, worauf er sich zufrieden gab. Iannis, mein griechischer Begleiter und Gehilfe, der sonst in den Kirchenbräuchen sehr streng war, stand plötzlich gegenüber dem Fastengesetz jenseits von Gut und Böse, als ihn die „lustig anzuschauenden“ Konserven lockten, und er schwankte nur, ob er potted ham, salmon oder lunch tongue den Vorzug geben solle. Als ich ihm später einmal sein Fastenbrechen vorwarf, erwiderte er ganz harmlos: ἐλησμόνησα (ich hab’s vergessen). Ich glaube, daß das

auf Wahrheit beruhte; denn als wir in Esfigmenu wieder einmal fasteten — auf dem Athos ist das Fasten außerordentlich beliebt —, klagte mir Iannis über den unerträglichen Hunger. Ich war so unkirchlich, ihm eine Zungenkonserve anzubieten mit der Begründung, keiner der Mönche sehe es. „Aber Gott sieht es“, erwiderte er ernst, was mir natürlich einige Beschämung verursachte.

Die Russen halten die Fasten noch viel strenger als die Griechen. Und doch sind diese Vorschriften, erlassen für Kinder eines südlichen Himmels, deren Diät sie entsprechen, für die zur Fleischnahrung prädestinierten Nordländer geradezu eine Grausamkeit. Auch die Taufe durch dreimaliges Untertauchen hat Sinn im heißen Syrien; im kalten Rußland legt sie oft genug den Keim zu künftiger Schwindsucht oder anderer Krankheit. So schädigt auch das strenge Fasten die Gesundheit. Russische Freunde wollten freilich von dieser Rigorosität der Geistlichen und namentlich der Mönche nicht viel wissen. Sie erzählten mir allerlei in Rußland zirkulierende Geschichtchen von den zur Umgehung der Fasten geübten Betrügereien und Durchstechereien der Mönche. Auf dem Athos jedoch ist das anders. Hier ist wirklich eine geistliche Elite versammelt, und diese hält die Satzungen der Kirche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, ganz einerlei, ob noch so nachteilige Folgen für die Gesundheit entstehen. Das sollte ich miterleben. Manche ältere Mönche, so der P. Naslednik und P. Païsij, wurden durch dieses zwölftägige, mit langem Nachtgottesdienst verbundene Fasten so elend, daß sie sich ins Bett legen mußten. Die schwankende Gesundheit vieler höherer Prälaten

des Ostens hängt sicher mit diesen erbarmungslosen Kirchengesetzen zusammen. In willenloser Hingebung unterwirft sich aber jeder diesen harten Vorschriften der Klosterregel. Der Russe ist ein durch und durch religiöser Mensch. Priester und Laien wohnen dem Gottesdienst mit einer nicht genug anzuerkennenden Andacht bei, welche wohltuend gegen die Haltung der Griechen oder gar der Italiener absticht. Typisch ist das Verhalten der alten Bäuerin, von der die Gräfin Bagréeff-Speransky erzählt. Ein Gelübde hatte die Alte getrieben, zum hl. Nikolaus nach Barletta zu pilgern. Ohne ein Wort außer ihrer Muttersprache zu verstehen, wanderte sie durch Polen, Österreich, Italien bis an das ersehnte Reiseziel. Papst Gregor XVI. empfing die merkwürdige Frau in besonderer Audienz. Das ist in der Tat ein Glaube, der Berge versetzt; und dieser Glaube ist eine der Quellen der ungeheueren Kraft, die das russische Reich von der so innig mit seinem Volke und seiner Regierung verbundenen Kirche empfängt.

Die altertümlichen Gebräuche einer längst entschwundenen Vorzeit leben hier ungestört fort. Ein ganz gebräuchlicher Ausdruck in den spätrömischen und byzantinischen Klostergeschichten ist βάλλειν μετάνοιαν, sich büßend hinwerfen, eigentlich eine Buße werfen (Metania im Sinne von Prostration). Strenge Äbte verhängten oft 100 oder mehr solcher Niederwerfungen über reuige Sünder. Das ist auf dem Athos noch heute gäng und gäbe. Die Metania vollzieht sich in drei Tempi. Der Büßende, nachdem er sich bekreuzigt hat, wirft sich erst auf die Knie, dann nach vorn auf die Arme und endlich stößt er mit der Stirn an den Boden. Diese Niederwerfung

vollzieht sich mehrere Male. In St. Andreas sah ich einen Russen, keinen gewöhnlichen Handwerksmann, sondern den Leiter eines Neubaus, einen wohlgekleideten Mann des besseren Bürgerstandes, dreißigmal „die Buße“ wiederholen. Gewöhnlich tun es Geistliche. Wenn sie dann den Boden küssen, fällt ihnen regelmäßig die zylinderförmige Kopfbedeckung ab, das aufgeflochtene Haar quellt darunter hervor, und beim Aufstehen nesteln und ordnen sie in aller Eile dran herum, was etwas eigentümlich und jedenfalls nicht sehr feierlich sich ausnimmt.

Das Interessanteste sind die großen Festtage. An diesen kann man in Panteleïmon uraltes Christentum sozusagen mit Händen greifen bei den großen Pilgerspeisungen und der Gabenverabreichung. In dem kolossalen, etwa fünfzehnhundert Menschen fassenden Speisesaal ißt zuerst die gesamte Mönchsgemeinde mit zahlreichen eingeladenen Laiengästen, an der Spitze der alte ehrwürdige Igumen im prachtvollen Festgewande, im violetten, mit breiter Goldstickerei verbrämten Sakkos, auf der Brust den Medschidije-Orden erster Klasse nebst dem Wladimir- und St. Annen-Orden. Nach dem Essen ordnet sich der Zug zu kurzem Dankgottesdienst in der gegenüberliegenden Kirche, voran der Klerus (Hieromonachi und Hierodiakoni), dann die Masse der Mönche, darauf die Laien und zum Schlusse der Abt im Pontifikalschmuck. Sobald derselbe in der Kirche verschwunden ist, macht sich der rührige Archontarios (Schaffner), umgeben von einem zahlreichen Stabe von Untergebenen und freiwilligen Hilfskräften, daran, die langen Tische neu zu decken. Auf jeden Platz kommt eine Schüssel mit Suppe, eine zweite

mit Fisch, Trauben, Käse, dazu ein halbliterhaltiger zinnerner Weinkrug. Inzwischen haben sich die Pilger, Rasophoren und Armen in langen Zügen vor dem Haupttor des Klosters gesammelt und lagern hier, manche zerlumpt und zerfetzt, andere trotz äußerster Armut mit einem gewissen Anstand gekleidet und oft mit einem Ausdruck aufrichtiger Frömmigkeit. So mögen die Armen ausgesehen haben, die einst in den Tagen Justinians der hl. Patriarch Ephraim von Antiochien täglich in Daphne besuchte. Einem Maler müßten diese Gestalten unerschöpflichen Stoff gewähren. Ungefähr so denke ich mir die Theologenscharen der Libyschen Wüste, die den Erzbischof Theophilos von Alexandrien zu glauben zwangen, daß die anthropomorphistischen Ausdrücke des Alten Testaments über Gott buchstäblich zu nehmen seien und seinen im Glauben starken Neffen Kyrillos so eifrig bei der Ermordung der edeln Philosophin Hypatia unterstützten.

Einer der leitenden Priestermönche kommt heraus und fragt: „Habt Ihr schon gegessen?" Ein einstimmiges Nein ist die Antwort. Es war das Fest von Mariä Tod (Kimisis tis Panagias). — Die armen Pilger hatten die ganze Nacht gebetet und gesungen und gefastet. Jetzt war es elf Uhr geworden. Nun strömen die achthundert Mann in den Saal. Jeder findet Platz; Alte, Schwache und Schüchterne werden freundlich von den Saalordnern an ihren Ort gewiesen. Vor dem Abschied wird „das große Almosen" gegeben, wobei jeder ein Stück Brot und einen Chirek (83 Pf.) erhält. Ist es nicht, als sähen wir Johannes den Barmherzigen, den Erzbischof von Alexandrien, vor uns, wie er die vor den Persern flüch-

tenden Syrer speist und beschenkt? Auch der wundervollen Schilderung von Gregorovius mag man hier gedenken, wie Papst Gregor I. unzählige Pilger in seine Fremdenherbergen aufnimmt und durch seinen Klerus speisen läßt. Die Kirche hat damals die sozialen Pflichten des Staates auf sich genommen. Die russischen Klöster des Athos, Panteleïmon und Agios Andreas, erfüllen diese Pflicht noch heute. Die Gabenausteilungen, welche ich am Festtag von Máriä Tod erlebte, wiederholen sich das ganze Jahr hindurch alle Donnerstage und jeden Festtag. Keiner, der bittet, geht an diesen Tagen unbeschenkt von der Klosterpforte. Ungeheure Brotvorräte finden sich in dem weiten Korridor aufgestapelt und werden durch die Väter an die Darbenden verteilt. Eine so großartige Wohltätigkeit kann aber Panteleïmon vermöge seines bedeutenden Reichtums ausüben. Es verfügt über sehr großartige Mittel und erhält stets neue Vergabungen durch reiche russische Kaufleute, welche teils bei Lebzeiten, teils testamentarisch ansehnliche Widmungen an den Heiligen Berg machen. Durch die uneigennützige Verwendung



Mönche des Klosters Russiko.

dieser Gelder machen die russischen Mönche tatsächlich große moralische Eroberungen. Sie haben den Griechen gegenüber den Beweis des Geistes und der Kraft für sich.

Das von einem französischen Literaten verbreitete Märchen, wonach Panteleïmon eine russische, von Waffenvorräten starrende Festung sei, und seine Mönche Soldaten des Caren, die unter dem geistlichen Gewand ihre militärische Ausrüstung verbergen, ist so einfältig, daß es selbst von den Griechen nicht geglaubt wird. Einer der befreundeten Mönche, den ich darnach fragte, sagte mir harmlos lachend, er wisse nicht, ob eine Pistole im Kloster vorhanden sei. Wenn aber die Griechen Panteleïmon ein russisches Gibraltar nennen, so haben sie so unrecht nicht: es ist eine Burg des Glaubens. Unter den einfachen Mönchen sind allerdings viele ehemalige Soldaten; aber sie haben nun der Welt abgesagt, und keine politischen oder ehrgeizigen Pläne, sondern ganz andere Beweggründe haben sie nach dem Heiligen Berge getrieben. So wurde mir erzählt, daß ein höherer Polizeibeamter einer südrussischen Stadt kurz nacheinander Frau und Kinder in schmerzlichster Weise verloren hatte. Der Unglückliche gab seine Stellung auf und nahm auf dem Athos das schwarze Gewand. Ein solcher Mann hat nicht das Zeug zum politischen Verschwörer. Unser persönlicher Diener, ein ehemaliger Artillerist, antwortete mir, als ich ihn nach seiner Heimat Wjatka fragte: „Seit ich Andronik (sein Mönchsname) bin, ist meine Heimat Panteleïmon und die Sweta Gora.“ Seine Familie ist eben das Kloster. Andronik macht nur die gewöhnlichsten Arbeiten, fegt, scheuert, hilft



Die Gottesmutter (russisches Heiligenbild).

in der Küche; und doch: welcher Ausdruck stiller Seligkeit leuchtet aus seinem Antlitz, wenn er an den Festtagen in feierlichem Mönchsschmuck genau wie P. Xenophon (Fürst Wjasimski) mitsingt und mitamtiert! Welche Höflichkeit und Feinheit des Benehmens zeigt dieser einfache Soldat! Eine das Innerste durchdringende Frömmigkeit bringt bei ganz einfachen Leuten der unteren Stände eine Herzensbildung hervor, um die sie oft Vornehme beneiden könnten. Das lehren uns schon die Täuferbauern; und ihnen gleichen diese frommen Soldatenmönche auf dem Athos. Kann man sich einen liebenswürdigeren Menschen denken, als den melancholischen Unterbibliothekar P. Rufinos, einen Bessarabier aus Ismail? Eine starke Sehnsucht nach der in jungen Jahren verlassenen Heimat leuchtet aus seinen traurigen Augen, wenn er vom Pruth und der Donau spricht. Aber mit ganzer Seele hängt er jetzt am Heiligen Berg, seinem neuen Vaterland, dem er sein Leben gewidmet hat.

Neben ihrer Frömmigkeit zeichnet die russischen Athosmönche auch ihre Energie und Unternehmungslust aus. Die Griechen werfen den Russen vor, sie hätten die Preise für die heiligen Malereien dermaßen heruntergedrückt, daß die armen grie-

chischen Malermönche die Konkurrenz nicht mehr aushalten könnten und zugrunde gingen. Wenn die Russen gute Waren zu billigem Preise liefern, ist das allerdings schmerzlich für den griechischen Wettbewerb. Indessen darin eine besondere russische Schändlichkeit zu erkennen, vermag doch nur nationale Verbitterung.

Es ist mir vorgeworfen worden, daß ich für die Klöster der orthodoxen Religionsgemeinschaft eine romantische Voreingenommenheit besitze. Nun: Russikon ist ein Institut, dessen Einrichtung und Betrieb jeder wirtschaftlichen Kapazität des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts Ehre machen würde. Nicht romantische Träumerei, sondern kühle Verstandesklarheit führen hier das Steuer über einen großartigen und komplizierten Organismus.

Die Zahl der durch priesterliche Weihen ausgezeichneten Mönche ist allerdings nur eine beschränkte; um so zahlreicher sind dagegen die einfachen Mönche, welche weder Priester- noch Diakonsweihe empfangen haben. Es ist das ganz nach dem Vorbild der ältesten Klostereinrichtungen; wir wissen z. B. aus den Lebensbeschreibungen des hl. Sabas und des hl. Euthymios, daß in den kolossalen Mönchskonventen der palästinensischen Lauren oft unter vielen Hunderten von Asketen ein einziger oder ganz wenige Priester sich befanden. Ähnlich ist es noch heute auf dem Heiligen Berge. Panteleïmon zählt 60 Priestermönche (Hieromonachi), 25 Hierodiakoni und daneben 800 Mönche ohne geistliche Weihe, neben diesen noch 300 sogenannte Rasophori; das ist die niedrigste Gattung, eine Art andächtiger Bettler, von welchen sich die eigentlichen Mönche

als eine höher stehende geistliche Gesellschaftsklasse scharf abgrenzen.

Das sind aber lediglich die im Hauptkloster residierenden Mönche Unter dem Hirtenstab des Igumen stehen außerdem noch zahlreiche Metochia (Filialklöster oder Exposituren) auf dem Athos selbst: Krumitza mit 200, Neoskiti mit 250 und Kalamaria mit 15 Mönchen; ferner Kassandra auf der gleichnamigen Nachbarhalbinsel (der alten Pallene) mit 12 und Saloniki mit 20 Mönchen. In dieser für den Verkehr mit der Welt so wichtigen Stadt haben sämtliche Klöster ihr Metochion; es ist ihr Absteigequartier, wenn Geschäfte sie nach der Stadt führen, ganz wie die Klöster der Umgegend in unseren mittelalterlichen Reichsstädten ihre Höfe hatten; auch in Konstantinopel hat Russiko ein mit einem Hospital verbundenes Metochion von 25 Mönchen. Vor allem wichtig und zahlreich sind die einzelnen zu Panteleïmon gehörigen Niederlassungen in Rußland, so:

Odessa	mit	100	Religiosen,
Moskau	„	25	„
St. Petersburg	„	80	„
Kaukasus	„	55	„
Taganrog Rostow und Djimbura	„	30	„

Diese Angaben verdanke ich dem P. Serafim, sie stimmen ziemlich genau mit der Gesamtsumme von angeblich 2000 Köpfen, welche die geistliche Armee des Klosters ausmachen. Dazu kommen aber noch ungefähr 400 Handwerker (Tischler, Schmiede, Tapezierer usf.) und Landarbeiter, alles im Dienste

des Klosters beschäftigte Laien. Ohne ungewöhnliches administratives Geschick wäre eine so große und weitläufige Organisation gar nicht im Gange zu halten. Allein schon die tägliche Nahrung und Kleidung dieser Mönchsscharen erfordern höchst bedeutende Mittel. Freilich stellt die Wohltätigkeit der frommen und reichen Russen der Klosterleitung auch gewaltige Summen zur Verfügung, die aber bei einer an die alte Kirche erinnernden Gastfreiheit leicht verbraucht werden.

Die Leitung dieser großartigen Mönchsrepublik steht bei dem Igumen Andreas. Da derselbe aber sehr alt und kränklich ist, führt tatsächlich der P. Diadochos (Naslednik-Nachfolger)[1]) Nifont die Geschäfte, der später auch leitender Abt des Klosters werden soll. Diese Männer haben sich aus den einfachsten Verhältnissen zu ihrer jetzigen hohen und verantwortungsvollen Lebensstellung emporgearbeitet. P. Andreas war ein einfacher Feldscher in einem russischen Regiment, P. Nifont Uhrmacher. Es ist kein kleiner Beweis für ihre hohe Intelligenz und ihr Verwaltungstalent, daß sie jetzt eine so schwierige Stellung zur allgemeinen Zufriedenheit ausfüllen können. Neben diesen stehen noch als angesehene Hieromonachen in der Leitung P. Matthäos, der Bibliothekar, und P. Paisij Platonoff aus Orel, dessen Obsorge ich speziell überwiesen war, da er sechs Jahre in München als Hierodiakonos an der dortigen orthodoxen Kirche gewirkt hatte und wenigstens einigermaßen Deutsch sprach. Neben ihm kamen wir am meisten in Berührung mit dem Archontarios (Fremdenschaffner)

1) Ein Koadjutor cum iure successionis.

P. Serafim, einem Russen aus St. Petersburg. Er hatte zehn Jahre lang das konstantinopolitanische, in Galata befindliche Metochion des Klosters geleitet und so sich eine für uns sehr nützliche Kenntnis der griechischen Sprache angeeignet. Bei dem großen Fremden- und Pilgerzustrom, welcher in den gastlichen Hallen des Klosters Zuflucht suchte, sind für deren Behausung und Bewirtung nicht weniger als vier Archontarier nötig. Während dieses Amt aber sonst regelmäßig von einfachen Mönchen bekleidet wird, war P. Serafim Hieromonach. Er sagte auch mit einem gewissen Selbstbewußtsein, er sei Kaiserlicher Archontarios (ἀρχοντάριοϲ βαϲιλικόϲ).

Mit diesen leitenden Männern des Klosters stand ich vortrefflich. Um so weniger gelang es mir, das Wohlgefallen der einfachen Mönche und besonders der Rasophoren zu erwerben. Obwohl ich allen Eifer anwandte, mich der strengen Klosterzucht anzupassen und namentlich jedes Skandalon zu vermeiden, beging ich doch täglich unbewußt tausend Sünden. Da ich an einiger Zerstreutheit leide, passierte es mir öfter während der Arbeit, daß ich pfiff. Dann stürzte regelmäßig der gute Andronik mit gerungenen Händen ins Zimmer, um mir zu bemerken, daß Pfeifen im geheiligten Klosterfrieden streng verboten sei. Ein russischer Freund gab mir in Rom später die nötige Aufklärung dazu. Durch Pfeifen ruft man den Satan herbei, wie man andrerseits die Geister der Finsternis durch das Kreuzeszeichen in die Flucht schlägt. Natürlich mußte der gute Andronik mir eine so schändliche Handlung streng verbieten. Ähnlich gilt bei den Albanesen es als Sünde, wenigstens des Nachts auf der Schäferpfeife zu spielen, weil dann der Teufel

und seine Genossen nach der geblasenen Weise tanzen würden[1]).

Von einem der befreundeten Priester war ich gefragt worden, ob ich bei der Liturgie auch das Kreuzeszeichen mache. Ich merkte wohl, daß das ein Befehl in höflicher Form war. In der Kirche hielt ich mich zuerst, wie natürlich, in dem hintersten, den Laien bestimmten Raum auf; allein ich wurde bald durch einen Mönch höflich, aber entschieden in die den Mönchen reservierte zweite Halle befördert. Es ging nicht lange, so winkte mir ein Hieromonach, und ich mußte in den dritten und heiligsten Kuppelraum unmittelbar vor dem Ikonostas treten und erhielt meinen Platz gewöhnlich neben dem des Igumen angewiesen. Auf einen solchen Ehrensitz befördert, durfte ich um so weniger Anstoß den schwachen Geistern geben. Ich mußte also ebenso häufig, wie die mich umgebenden Hieromonachen und Sänger, meine Kreuze nach griechischem Ritus von rechts nach links schlagen, und wehe mir, wenn ich das vergaß! Einmal wohnte ich mit auf den Rücken gekreuzten Händen dem Gottesdienst in der untern Kirche des Russiko bei, in welcher wenigstens der eine Chor noch von griechischen Mönchen besetzt ist. Da kam ein schmutziger Rasophore in zerfetztem Gewand und struppigem verwildertem Barte auf mich zu und sagte: „In der Kirche faltet man die Hände auf der Brust und nicht auf dem Rücken!“ Ein andermal ging ich rauchend durch den Klosterhof und zog mir deshalb wiederum von einem zerlumpten Fakir einen scharfen Verweis zu. Dies gilt übrigens nicht allein

---

1) v. Hahn, albanesische Studien, S. 160.

bei den rigoristischen Russen; sondern auch in dem sehr toleranten Griechenkloster Iwiron verwies mir der gute Archontarios Methodios einst dasselbe Vergehen. Rauchen darf man nur außerhalb der heiligen Klosterumfriedigung oder in seiner Zelle. Die Hieropresbyteri sind übrigens viel gebildeter und darum auch duldsamer. Als ich in dem russischen Andreaskloster von Karyäs, dem sog. Seragion, diese meine Sünden den dortigen Klosteroberen beichtete, lachten sie, und einer machte zu seinen Brüdern eine russische Bemerkung, aus der ich das Wort „Fanatik" heraushörte. Immerhin hat es keinen Zweck, diese einfachen und wenn auch beschränkten, doch aufrichtig frommen Leute zu ärgern, und so befleißigte ich mich von da an nach Kräften mönchischer Ehrbarkeit.

Über einen Punkt orthodoxer Regierungspolitik habe ich ebenfalls in Panteleïmon eine neue Anschauung gewonnen. Ich habe es immer als einen Nachteil der orientalischen gegenüber der katholischen Kirche betrachtet, daß ihre Dignitäre lediglich aus dem Mönchsstande gewählt werden. Wer zwanzig Jahre als strenger Asket oder Einsiedler auf dem Athos gelebt hat und nun plötzlich, wie Silvester, auf den Thron von Antiochien berufen wird, begeht in seiner Weltunkenntnis und seinem beschränkten Fanatismus unsägliche Torheiten. Silvester, bei seinem Amtsantritte von den Primaten Aleppos aufs glänzendste empfangen, kränkte diese aufs tiefste, indem er, von heiligem Eifer entflammt, die Tische des Empfangsmahls zornig umstieß; es war die Zeit des strengen Osterfastens. Er fand entgegen der Satzung Fische auf dem Tische. Vergebens stellte

man ihm vor, daß in diesem Punkte die syrische Kirche längst eine mildere Praxis habe gewähren lassen. Durch seine Mißgriffe und Intrigen brachte er es glücklich dahin, daß fast alle Primaten von Aleppo zur römischen Kirche übertraten. Indessen jetzt urteile ich trotz solcher Fehler im allgemeinen günstiger über diese Mönchsbischöfe. Allerdings der Athos ist nicht die richtige Vorschule für die Leiter weitläufiger Eparchien. Um so mehr trägt zur Erwerbung von Weltkenntnis die Einrichtung der Metochia bei. Wer fünf, zehn oder mehr Jahre nach Konstantinopel, Odessa oder Moskau als Leiter einer mitten im Kosmos stehenden Mönchskolonie versetzt worden ist, lernt die Welt und die Kirchenpolitik in einer Weise kennen, daß er nachher auch einen hohen und verantwortungsvollen Posten mit Ehren ausfüllen kann.

Ich habe meinen Aufenthalt unfreiwillig in Panteleïmon bis auf zehn Tage verlängert, da ich am dritten Tage meines Aufenthaltes auf dem glatten Marmor der großen Eingangshalle des Klosters unmittelbar unter dem Bilde des hl. Panteleïmon ausglitt und mir eine Verstauchung zuzog, die mich mehrere Tage ans Bett fesselte. Einen Arzt fragte ich nicht um Rat, obschon P. Xenophon mir dringend riet, den zwei Stunden entfernt in Karyäs wohnenden deutschen Arzt zu konsultieren. Allein schon vorher hatte mich ein alter Mönch, P. Vikentij, in etwas dilettantische, aber so vorzügliche Behandlung genommen, daß ich bei dem leicht zu heilenden Übel ihn unmöglich verabschieden konnte; denn ich hatte bemerkt, daß nur die Erörterung des Vorschlags, statt seiner einen wirklichen Arzt kommen zu lassen,

ihn tief gekränkt hatte. Leider blieb mir noch lange eine gewisse Schwäche von dem Sturze zurück, so daß ich meine Hoffnung, die Spitze des Athos zu erklimmen und das dortige großartige Panorama zu genießen, aufgeben mußte. Ich sagte den Mönchen, es scheine, der hl. Panteleïmon sei zwar ein Russophilos (ein Russenfreund), aber kein Freund der Deutschen; denn sonst hätte er nicht unmittelbar unter seinem heiligen Bilde meinen Sturz zugelassen. Den Russen gefiel dieser harmlose Scherz nicht. Um so mehr freuten sich die Griechen ob meines geringen Glaubens an den Schutz des russischen Heiligen. Andrerseits trösteten sie mich, es sei ein Vorteil für mich, daß ich diese Kreuzigung des Fleisches durchmachen müsse, weil ich, dadurch von allen Zerstreuungen und Spaziergängen auf dem Heiligen Berge abgehalten, ganz der ernsten und wissenschaftlichen Arbeit leben könne.

VIII. KARYÄS.

Am 28. August 1902 verließ ich Panteleïmon nach einem herzlichen Abschiede von den gastfreien Mönchen. Der ehrwürdige alte Igumen hatte mich bei der Abreise noch mit einem Bilde der Panagia des Russikon als Andenken beschenkt. Das Kloster hatte uns ein Pferd für mich und vier Maultiere für Jannis und unser Gepäck zugebilligt; außerdem begleitete uns neben den beiden Agogiaten ein Mönch zu Pferd, ein höchst liebenswürdiger Gefährte; leider verfügte er über so wenig Griechisch, daß die Unterhaltung beim besten gegenseitigen Willen nur sehr bruchstückweise vor sich ging. Unser Ritt führte uns in entzückendster Weise über den Kamm

des Gebirges, erst mit dem Blick auf das Westmeer, dann, als wir einen Urwald prachtvoller Steineichen hinter uns hatten, mit der Aussicht auf das Ostmeer und die Inseln Thasos und Lemnos. Nach zwei Stunden langten wir in Karyäs an, dem Zentrum des Athos; hier residiert der türkische Kaïmakam; hier ist auch das Konaki, der Sitz der mönchischen Zentralregierung. Jedes der zwanzig Klöster hat daselbst für seine Deputierten ein eigenes Haus, eine Art Residenz, hergerichtet; teilweise sind das höchst stattliche Wohnungen; das reiche Bulgarenkloster Zografu z. B. hat sich ein glänzendes Palais errichtet, dessen Bau bei meiner Anwesenheit noch nicht vollendet war; er hat auch nicht weniger als 7000 türkische Pfund (ungefähr 150 000 Frank) gekostet. Bei der Zentralregierung hatte ich das Empfehlungsschreiben des Patriarchen abzugeben und dafür ein Rundschreiben einzutauschen, durch welches mich „die Leitung der Hl. Gemeinschaft“ an die sämtlichen Klöster empfahl, um mir ihre Tore und Bibliotheken zu öffnen. Da ich am Abend eines Festtages ankam, mußte ich diesen Besuch auf den folgenden Tag versparen.

Auf den Rat unserer konstantinopolitanischen Freunde und ebenso der Mönche von Panteleïmon stiegen wir in der geradezu musterhaft eingerichteten russischen Skiti des heiligen Andreas, dem sog. Seragion, ab. Diese Skiti steht nominell unter der Oberherrschaft von Watopedi, und mehrfach erschien auch im Kloster einer der dortigen Epitropen, der sich weniger durch Liebenswürdigkeit, als schroffes und majestätisches Wesen auszeichnete. Das Seragion ist ein Stein des Anstoßes für die Griechen. „Früher,“ sagen sie, „als die Griechen noch hier hausten, war

es ein bescheidenes Klösterlein mit 15—20 Mönchen; die Russen haben es in ein ungeheures Kloster verwandelt und 600 Mönche wohnen daselbst.“ Es war in der Tat eine ganz unbedeutende geistliche Niederlassung namens Xystron. Der Patriarch Athanasios Patellarios ging bald nach seiner Resignation 1634 auf den Heiligen Berg, kaufte Xystron und verwandelte es in das ansehnliche Kellion Seragion, welches nominell Watopedi unterstellt ward. Die Feindschaft der Griechen zeigt sich auch darin, daß die griechischen Klöster, welche in Karyäs zahlreiche Gärten und Weinberge unmittelbar neben der Skiti besitzen, auch nicht das kleinste Stück Grund und Boden an dieselbe verkaufen wollen, so daß diese, wie die Mönche mir selbst klagend mitteilten, mit ihren gewaltigen Gebäuden, auf dem alten nicht sehr umfangreichen Grundstücke sichtlich stark beengt ist. Der ehrwürdige Stellvertreter (δευτερεύων) des Abtes erklärte mir alle Bilder des stattlichen Empfangssalons und machte mich darauf aufmerksam, daß sie die Bilder der Präsidenten der Französischen Republik: Sadi Carnot, Casimir Périer, Felix Faure und ebenso das Bild des Botschafters Cambon als Geschenke der französischen Regierung besäßen, dagegen keines des deutschen Kaisers. Ich mache sonst nicht in Chauvinismus, aber hier erforderten die Umstände gebieterisch eine Ausnahme. Ich erklärte daher, daß es mir persönlich eine Ehre sein werde, der Skiti das Bild unseres Kaisers zu schenken. In einem orthodoxen Kloster sei es überhaupt eigentümlich, die Bilder von Männern zu finden, welche der Kirche und den klösterlichen Instituten entweder gleichgültig oder geradezu feindselig gegenübergestanden hätten;

sei doch Sadi Carnot nicht einmal getauft worden. Dagegen unser Kaiser sei ein warmer Freund der Kirche und ein Beschützer der Klöster. Sein Bild passe daher vorzüglich in ihre ehrwürdige Behausung. Durch gütige Vermittelung der Kaiserlich deutschen Botschaft ist dasselbe denn auch tatsächlich nach seinem Bestimmungsorte gelangt.

Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich zur Audienz vor das Protaton beschieden. So wanderte ich denn — das Andreaskloster liegt etwa zehn Minuten ab —, begleitet von dem liebenswürdigen, ziemlich geläufig Griechisch sprechenden Archontarios, nach dem Flecken selbst. Nur mühsam kann man sich durch die menschenüberfüllten, unebenen und schlecht gepflasterten Straßen vorwärts bewegen. Auf beiden Seiten der Straße haben die Kleinkrämer ihre Waren ausgebreitet und feilschen mit den Kauflustigen, die in zahlreicher Menge anwesend sind; das große Jahresfest der Panagia von Iwiron hatte eine Menge Pilger und Schaulustige nach dem Heiligen Berge gelockt. Auch die meisten Häuser sind Kaufgewölbe, und die Händler, wenigstens die Verkäufer der Rosenkränze, Schnitzereien und Perlmutterarbeiten für die Waller, sind teilweise Mönche. Ein Papas ist auch der einzige Photograph, welcher auf dem Athos existiert. Vorrätige Photographien besitzt er nicht, der Absatz ist zu gering; er, oder vielmehr sein Pädi (Diener), ein junger Mensch von zwanzig Jahren, nichtsdestoweniger die eigentliche Seele des Geschäfts, weist uns Negative, aus denen wir die Photographien heraussuchen müssen. Die bestellten Stücke versprach er mir in vierzehn Tagen zu liefern. Auch auf dem Athos, wie überall im Osten, übt man

sich in der Geduld. Dafür ist der Preis ein um so erheblicherer; allein der photographierende Papas erklärte mir, ein halbes Jahr sei er herumgereist, um alle Klöster aufzunehmen und habe deshalb große Auslagen gehabt. Auch sei der Absatz naturgemäß auf dem Athos ein viel geringerer als in Konstantinopel oder Athen. Gegen diese Gründe war nicht viel einzuwenden. Als ich nun vor dem Protaton erschien, hielten dort zwei prachtvolle Albanesen in der Fustanella Wacht. Obschon ich zu der mir angesagten Stunde erschien, wurde ich doch nicht vorgelassen. Es war noch Abendgottesdienst. So verfügte ich mich in das nahe, überaus dunkle und höchst merkwürdige Gotteshaus, wo die Mönche in ihren schön geschnitzten Chorstühlen psallierten. Die Kirche des Protaton ist die älteste des Heiligen Berges, hat aber durch mehrfache Brände arg gelitten. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde ich zur Audienz zugelassen. Die Trabanten (Sirdarides genannt) wiesen mich eine höchst gebrechliche Hühnerleiter hinauf nach dem recht bescheiden ausgestatteten Zentralbureau der Athosregierung. Ich begann meine Rede an den Präsidenten, den vorsitzenden Epistates P. Sophronios von Iwiron genau nach der Vorschrift der Kanzleiordnung des Patriarchen Neilos vom Jahre 1383: „Hochwohlehrwürdiger Protos des göttlichen und



Kruzifix mit Taufe,
Schnitzerei eines Athosmönches.

heilignamigen Berges Athos! Ich empfing aus den heiligen und ehrwürdigen Händen unsers allerheiligsten Gebieters, des ökumenischen Patriarchen den Empfehlungsbrief, den ich hiermit Eurer Heiligkeit überliefere!“ Doch weiter ließ mich der würdige Präsident nicht kommen; er mochte dunkel ahnen, daß er dann ebenfalls in wohlgesetzter Rede antworten müsse, und dazu verspürte er nicht die geringste Lust. Mit den Worten: „Bitte, setzen Sie sich!“ hemmte er sofort den Strom meiner Beredsamkeit. Und nun wurde in aller Gemütlichkeit bei Kaffee, Glyko und Zigaretten die Sache erledigt und mir die Ausstellung des Empfehlungsbriefes für die Klöster auf den nächsten Morgen versprochen. Unmittelbar darauf machte ich Besuch beim Kaïmakam, dem türkischen Gouverneur der Athoshalbinsel, einem feingebildeten jungen Türken aus Saloniki, der geläufig Französisch und Griechisch spricht. Die Kaïmakame, wie alle türkischen Beamten der Halbinsel, stehen natürlich auch unter der strengen Klosterregel. Ihre Frauen müssen sie in Makedonien oder, wo sie sonst zu Hause sind, zurücklassen. Trotzdem wurde mir versichert, daß die Stelle des Kaïmakams eine sehr begehrte ist. Die „Heilige Gemeinschaft“ hat ihm nämlich seine Besoldung direkt auszurichten, und so ist er der einzige und vielbeneidete Beamte des türkischen Staates, welcher



Kruzifix mit Kreuzigung, Schnitzerei eines Athosmönches.

pünktlich jeden Ersten des Monats bezahlt wird. Da ich noch immer sehr schlecht zu Fuß war, beschloß ich das zwar heiße, unmittelbar am Meere gelegene, aber am wenigsten von Karyäs entfernte Kloster Iwiron aufzusuchen. So verabschiedete ich mich denn von den frommen Vätern des hl. Andreas. Aber auch diesen toleranten Priestern hatte ich wieder großes Ärgernis bereitet. Sie fanden, daß ich die Welt doch noch recht lieb hätte, dieweil ich mit so viel Gepäck reise. Sie sagten, ich solle mich so einrichten, daß zwei Maultiere für unser Gepäck genügten. So mußte denn mein guter Jannis den ganzen Morgen umpacken, und drei Kisten ließen wir zurück, um dergestalt den Vorschriften der frommen Väter genügen zu können.

IX. DAS KLOSTER VON IWIRON.

Nachmittags ritten wir am Meere entlang durch schönen Wald und wohlgepflegte Olivenhaine nach Iwiron, dem Ibererkloster. Unmittelbar am Meere gelegen, ragt es zwischen Wein- und Ölgärten wie eine Festung empor. Im Hintergrunde sieht man die reich bewaldeten Bergrücken des Athos. Treten wir durch den geräumigen Toreingang in den Hof, so trifft unser erster Blick das schöne Brunnenhaus und die altertümliche Kirche, deren Turm die Bibliothekschätze birgt. In der Vorhalle der Kirche sind die Bilder der Kaiser Nikephoros und Romanos, ferner Alexios des Komnenen und seiner Gattin Irene, sowie anderer Woltäter des Klosters an die Langwand gemalt. Außerdem schmücken die Wände apokalyptische Darstellungen, die aber einen verdächtig abendländischen Eindruck machen, als wären sie nach



Kloster Iwiron.

Vorlagen europäischer Holzschnitte angefertigt. Die Jahreszahlen 1794 und 1888 (der Erneuerung) sprechen deutlich genug. Im Innern der Kirche aber vor der reichgeschmückten Bilderwand mit ihren von den Andächtigen unaufhörlich geküßten Reliquienschreinen empfängt uns byzantinischer Ernst; in der Mitte der Kuppel der strenge Christustypus, umgeben von Aposteln und Evangelisten. Ich wohnte Sonntags der Morgenliturgie bei, zu der uns das Klopfen der Weckholze (Simantra) geladen hatte. Zahlreiche Laien, Agogiaten, Bauern und Handwerker, drängten sich im hinteren Raum zusammen, während in der Mitte die Mönche saßen und unter der Hauptkuppel die Priester und Sänger. Sehr sparsam ist die halbdunkle Kirche erleuchtet. An den zahlreichen und großen Leuchtern wird nur je eine Kerze angebrannt, und alle Augenblicke löschten die diensttuenden Sakristane eine Kerze aus, um eine andre anzuzünden. Nur bei den großen Festen strahlen die Kirchen im

vollen Lichterglanz. Diese Sparsamkeit sticht auffällig gegen die verschwenderische Lichterpracht bei katholischen Kirchenfesten ab. Eigentümlich in Iwiron ist, daß die Diakone zum Schluß die Kerzen mit Pfauenwedeln löschen, gewiß ein uralter Brauch.

Der Gottesdienst ist nicht, wie bei den Russen, durch herrlichen Gesang verschönt; dafür hat aber wenigstens der Westeuropäer den Genuß, mit einigem Verständnis der heiligen Handlung folgen zu können. Lange genug dauert sie. Unaufhörlich wird der Vorhang zum Allerheiligsten geöffnet und geschlossen; bald tritt der Hierodiakonos davor und spricht außerordentlich schnell seine Gebete, bald vernimmt man die Stimmen der im Heiligtum hinter der Bilderwand amtierenden Priester. Daneben die endlosen monotonen Gesänge bald des rechten, bald des linken Chores. Vor jedem ist ein perlmutterbesetztes Tischchen aufgestellt. Unermüdlich geht der Chorodidaskalos mit einem Buche nach rechts und wieder nach links und intoniert einen neuen Gesang. Oft singen zwei Chöre nebeneinander, um die unendliche Liturgie schneller zu beendigen. Der Gottesdienst zieht sich fast anderthalb Stunden hin und ist äußerst anstrengend, zumal man immer zu stehen hat. Alle atmen erleichtert auf, wenn das Ende gekommen ist.

Iwiron ist eines der ältesten Klöster der Halbinsel. Bereits Johannes Tornikios, ein vornehmer georgischer Militär, war von dem Ruhme des Athanasios angezogen worden. Das große Kloster wurde von einem später tief in die byzantinischen Hofintrigen verflochtenen Granden Barasbatze, dem Neffen des Patricius Theudates, vor 1029 erbaut. Es war lange das iberische (georgische) Nationalkloster.

1259 wurde es durch fränkische Seeräuber arg ausgeplündert, später noch einmal durch die wüsten spanischen Katalanen. Bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts erhielt sich so ausschließlich daselbst die iberische Nationalität, daß die Eingabe der Athosmönche im Hesychastenstreit der Abt von Iwiron iberisch unterschreibt, da er der griechischen Sprache nicht mächtig ist. Indessen bald wurde das anders. Patriarch Kallistos (1355—1363) verordnet, daß griechische Mönche daselbst den Chordienst verrichten sollen, „nicht allein weil sie an Zahl die Mehrheit bilden, sondern weil sie zu allen geistlichen Verrichtungen zehntausendfach den Iberern überlegen sind und wohl vermöchten, die den Mönchen geziemende Wohlanständigkeit und Sittsamkeit im Kloster durchzuführen." Die iberische Minorität wird auf die Kapelle der Portaïtissa beschränkt. Allmählich wurden die Iberer, die rechtmäßigen Herren, ganz aus dem Kloster verdrängt, und seine Bewohner sind heute ausschließlich Griechen. Nichtsdestoweniger blieb ihm die Gunst der iberischen Herrscher, denen es seine weitläufigen Güter im Kaukasus verdankt, auch in der hellenischen Epoche erhalten. Als Ende des XVI. Jahrhunderts das Kloster in so schwere Schulden versunken war, daß die Mönche in die äußerste Verzweiflung gerieten, schenkte der georgische Selbstherrscher Alexandros 12000 Goldgulden, wodurch alle Schulden abbezahlt wurden. 1669 stiftete Car Alexei Michailowitsch das Metochion von Moskau. Die Georgier sind auf das etwa hundert Schritt vom Hauptkloster entfernte, höchst armselige Kellion des hl. Johannes des Theologen beschränkt. Dasselbe wurde 1869 an drei georgische Mönche verkauft mit

der ausdrücklichen Bestimmung, daß nur drei Mönche darin sich aufhalten dürften. Nach griechischen Angaben[1]) sollen es jetzt aber 50 sein. Indessen diese Angaben scheinen mir wenig zuverlässig. Ich bin allerdings nie in das Innere des Kellions eingetreten, oft aber bei ihm vorbeigekommen; es macht einen höchst ärmlichen, heruntergekommenen und öden Eindruck; eine Konkurrenzgefahr für die Griechen ist hier absolut nicht zu fürchten. Im Gegenteil stände es diesen, die auf so schwankendem Rechtsboden sich befinden, besser an, nicht die Gekränkten zu spielen, als würden sie von den gewalttätigen Iberiern in ihrer Existenz bedroht; vielmehr sollten sie mit diesen ehemaligen Besitzern sich gütlich zu stellen suchen. Denn so alt die Gewalttat ist, sie bleibt unvergessen. Unsre beiden Agogiaten waren zwei brave makedonische Bulgaren, schlichte einfache Naturkinder, die in das höchste Entzücken gerieten, als ich ihnen — das erste Mal in ihrem Leben — eine Zigarre verabreichte. Sie fragten mich ganz treuherzig, an welchem Ende man sie anbrenne. Daß man die Spitze abschneiden müsse, erregte die größte Heiterkeit dieser naiven und gutmütigen Burschen. Sie teilten mir übrigens mit, daß das Kloster früher den Grusiniern (Georgiern) gehört habe, und daß die Griechen nur allmählich sich eingeschlichen hätten. So zähe leben im Orient die alten Traditionen fort. Über die Leitung und Verwaltung des Klosters konnte ich folgendes in Erfahrung bringen.

An der Spitze steht als Epitrop der hochwohlehrwürdige P. Gabriel, dann folgt als Proïgumenos und

1) ὁ Ἄθως καὶ ἡ Χαλκιδική S. 30.

Stellvertreter (δευτερεύων) P. David, endlich Sekretär (Grammateus) und Bibliothekar ist P. Joakim. Im Kloster hausen 20 Hieromonachi[1]), 3 Hierodiakoni und 100 einfache Mönche. Das Kloster gehört zu den wohlhabenden und hat seinen patriotischen Sinn mehrfach in glänzender Weise dargelegt; so schenkte es dem Patriarchatsgymnasium, „der großen Schule der Nation", ein wertvolles Grundstück im Phanar.

Es besitzt zahlreiche Metochia, so in Makedonien: Saloniki, Serrä, Strumnica, Adrianopel (Karabunar); ferner in Thrazien: Maljura und Kallidia; im Königreich Griechenland: Gastun und Sparta; endlich in Rußland: Moskau und die reichen Besitzungen im Kaukasus. Welche Bewandtnis es mit diesen hat, ist mir nicht ganz klar geworden. Von griechischer Seite (nicht von den Mönchen) wurde mir berichtet, daß diese großen Güter unter Sequester der russischen Regierung ständen. Wahrscheinlich wird nur das übliche Verhältnis eingetreten sein, daß die Russen die Verwaltung der Güter übernommen haben und einen bestimmten Betrag der Einkünfte dafür in Abzug bringen.

Ich habe über acht Tage in Iwiron gehaust und mich außerordentlich wohl bei diesen Griechen gefühlt; vielleicht war es der angenehmste und behaglichste Teil des ganzen Athosaufenthaltes. So sehr uns die Frömmigkeit, der Ernst und der Tatendrang der Russen imponieren, auf die Dauer ist es unbehaglich, sein Fleisch mit viel Pflanzenkost und wenig Fisch kreuzigen zu müssen.

Der Empfang war dank der Enzyklika der Hl. Ge-

1) Priestermönche.

meinschaft der denkbar beste. Ich wurde alsbald der Obhut des trefflichen Archontarios Chatzi Methodios anvertraut, eines 70jährigen Greises, der 46 Jahre seines Lebens in Iwiron zugebracht hatte. Sein lang herabwallendes silberweißes Haupthaar gab ihm ein überaus ehrwürdiges Aussehen; Wein und geistige Getränke nahm er niemals zu sich, auch rauchte er nicht. Ich verglich ihn daher mit dem seligen Sampson (Simson) im Buche der Richter, der ebenfalls nichts aß, das aus dem Weinstock kommt, weder Wein noch starke Getränke trank, und auf dessen Haupt kein Schermesser kam. Ich fügte noch hinzu, daß ich ihn höher stelle als den seligen Sampson. Auf die verwunderte Frage, warum, sagte ich, Sampson habe nur zu viel mit der Dalila und andren Frauen verkehrt, dagegen unser Methodios sei ein Gottverlobter seit den Tagen der Jugend geblieben. Dieser Vergleich gefiel ihm sehr. Er wies uns auch mit großer Liebenswürdigkeit gleich drei Zimmer an, eines als Schlaf- und Arbeitszimmer, ein zweites für unsre Mahlzeiten und das dritte für das Gepäck. Außerdem stand noch der luftige Laubengang, welcher vor unseren Zimmern nach der Hofseite zu herumging, völlig zu unserer Verfügung, und nachmittags, wenn das nach Westen gelegene, auf die schöne Berglandschaft blickende Arbeitszimmer Gluthitze ausströmte, begab ich mich mit meiner Arbeit oft auf den frischen, luftigen Balkon.

Unmittelbar nach meiner Ankunft erschienen auch die Väter Joakim und Gennadios. Joakim, der Bibliothekar, sorgte in liebenswürdigster Weise für meine wissenschaftlichen Bedürfnisse und ließ mir alle Handschriften, deren ich bedurfte, auf mein

Zimmer schaffen, so daß ich in der behaglichsten Weise meine Arbeit abmachen konnte. Gennadios war, ähnlich wie Paisij im Russiko, speziell mit meiner Aufsicht und Unterstützung betraut. Er lud mich sofort für den ersten Abend zu einem opulenten und sehr fröhlichen Mahl mit „den Spitzen der Behörden", den Epitropen und einigen angesehenen Mönchen ein; wir waren unserer sieben und mein Neugriechisch so weit aufgefrischt, daß ich mich mit Erfolg an der sehr lebendigen und nicht uninteressanten Unterhaltung beteiligen konnte.

Iwiron ist idiorrhythmisch, und ich hatte sofort die angenehme Seite dieses freien republikanischen Mönchslebens zu genießen. Ich erhielt regelmäßig gebratenes Fleisch, und so rücksichtsvoll waren die gastfreien Mönche gegenüber dem fremden Häretiker, daß ich auch Mittwochs und Freitags, an den Fasttagen, diese angenehme, nur den Rechtgläubigen ver-



Drei Vorstände von Iwiron.

botene Kost erhielt. Gennadios besuchte mich jeden Tag und machte, oft auch von anderen Mönchen begleitet, regelmäßig einen Spaziergang mit mir längs dem Meeresufer mit dem herrlichen Blick auf die weite Wasserfläche und das Gebirge, oder er führte mich in den Weinberg, an dessen schönster Stelle ein Kiosk mit lieblicher Aussicht zur Ruhe einlud. Gern gingen wir auch nach der Skala, dem Landungsplatz von Iwiron hinunter, wo stets ein sehr bewegtes Schifferleben herrschte. Barken und größere Segelschiffe wurden ein- und ausgeladen. Eines Tages brachte ein Schiff von den Tschifliks (Pachtgütern) zwanzig große Käfige, angefüllt mit jungen Hähnchen zur Erquickung für die Herren Väter. Nachmittags erhielt ich häufig Besuch vom Archontarios und einigen jüngeren Mönchen. Dann rauchten wir Zigaretten und tranken Schokolade, die Jannis höchst kunstfertig braute; nur durfte sie an Fasttagen keinen Tropfen Milch enthalten, sondern mußte mit Wasser gekocht werden. Obschon der Athos nach der Väter Gebot keine Kühe beherbergen darf, ist an Milch kein Mangel. Die kondensierte Milch der Chamer Milchfabrik hat ihren Weg auch nach diesen mittelalterlichen Gestaden gefunden. Jedes der reicheren Klöster hat am Toreingang einen Kramladen (Pantopolion), wo man neben Rosenkränzen und anderen Gegenständen der Devotion alle Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens und so auch kondensierte Milch erhandeln kann. Diese Kramläden finden bei den Pilgern und der ziemlich zahlreichen Laienbevölkerung des Heiligen Berges starken Absatz.

Unsere Gespräche drehten sich selten um theologische Gegenstände, für die die Iwiriten nicht eben

allzugroßes Interesse zeigten. Wir besprachen nicht etwa die Frage nach dem Ausgang der dritten Person der Gottheit, ob aus dem Vater oder aus dem Vater und Sohne zugleich. Noch weniger unterhielten wir uns über unser Sündenelend oder unseren Gnadenstand, sondern über das Verhältnis der Griechen und Russen, über die Stellung der freien Griechen zu den in der Türkei geborenen auf dem Athos, über die deutschen Universitäten usf. Nur einmal erregte ich das Grauen des guten Vaters Methodios, als ich, ihm die Herrlichkeit des abendländischen Festgottesdienstes schildernd, das majestätische Brausen der Orgel erwähnte. Da schüttelte er sich förmlich vor Entsetzen und wollte von dieser teuflischen Erfindung nichts Weiteres hören. Dies ist übrigens einer der wenigen Anlässe, wo mir ein beschränkter Fanatismus unter den dortigen Mönchen entgegentrat.

Über die Einrichtungen der deutschen Universitäten wurde ich sehr ausführlich ausgeforscht. Sehr beifällig äußerten sie sich über die Einrichtung, daß der Wahl der Professoren durch die Regierung ein Dreiervorschlag des Kollegiums vorangeht. Daß ferner sowohl an den katholischen, wie an den evangelischen Hochschulen die theologische Fakultät den ersten und vornehmsten Platz einnimmt, daß endlich der Doktor der Theologie noch immer als höchste akademische Ehrenauszeichnung gilt, fand das höchste Lob der Mönche und erregte ihr Staunen; offenbar hielten sie namentlich uns Protestanten für vollkommene Unchristen und hörten darum wohlgefällig, daß auch bei uns die Gottesgelahrtheit noch einen angesehenen Ehrenrang einnimmt. Nicht selten bewegten sich übrigens unsere Gespräche auf einem

ungleich harmloseren Gebiet. Die Mönche fragten mich vielfach nach den Landeserzeugnissen Deutschlands und erfuhren mit Genugtuung, daß Granatbäume, Zitronen- und Feigenbäume bei uns nicht gediehen. Vorzüglich interessierte sie die Weinkultur. Denn jedes Kloster besitzt seine eigenen Weinberge und keltert seinen herben, aber angenehmen Wein. Sie wußten übrigens, daß andere Länder durch eine sorgfältigere und technisch vollkommenere Pflege des Weinstocks ganz andere und bedeutend bessere Weine erzeugten als die Agioriten. Dem nordischen Germanien freilich trauten sie in dieser Beziehung gar nicht, so daß mir in Iwiron, wie in anderen Klöstern, oft genug die Frage entgegentrat: „Habt ihr denn auch Wein?“ Ich hielt nun eine große Lobrede auf die trefflichen Gewächse der Rheinufer, der Pfalz und des Frankenlandes und bemerkte, daß gerade die feinsten und besten Sorten einst im Besitz der Geistlichkeit, des Fürstabtes von Fulda, des Domdekans von Mainz, der Jesuiten usf., gewesen seien, daß aber Anfang des vorigen Jahrhunderts die regierenden Fürsten diese sämtlichen geistlichen Besitzungen eingezogen hätten.

„Sehet,“ sagte mir da ein alter Mönch, „in Frankreich wird die Kirche verfolgt und die Mönche müssen ins Exil wandern. In Italien und bei euch in Deutschland hat die Regierung das kirchliche Gut an sich gerissen. Dagegen wir, die unter der Herrschaft der ungläubigen Türken stehen, besitzen alle unsere Weingärten, Öl- und Feigenplantagen, unsere Wälder und unseren gesamten Grundbesitz in demselben Umfang, wie wir ihn besaßen, als im XV. Jahrhundert die Väter des Heiligen Berges sich dem

Herrscher der Gläubigen vertragsmäßig unterwarfen.“ Ich konnte nicht leugnen, daß den Klosterbewohnern unter der türkischen Herrschaft tatsächlich ein besseres Los zuteil geworden sei, als in den christlichen Staaten. Man begreift darum auch, daß die Mönche des Heiligen Berges mit der türkischen Regierung nicht unzufrieden sind.

Sehr verwundert waren sie, zu vernehmen, daß auch in Europa, wie sie den Westen nennen, heilige Berge existieren. Ich erzählte ihnen vom spanischen Berg Montserrat mit seinen Einsiedeleien und vom heiligen Berg Andechs, dessen sinniges Wallfahrtslied ich, so gut es ging, zu ihrer großen Erbauung ins Griechische übersetzte. Einige Nachrichten über europäische Kultur sind übrigens auch auf die heilige Halbinsel gedrungen. Mit größtem Interesse erkundigten sie sich nach den Vegetarianern. Diese Menschen, die gleich den Pythagoräern und ihnen selbst eine fleischlose Nahrung durchführten, waren ihnen äußerst sympathisch. Bisweilen verirrte sich freilich ihr griechischer Frageeifer in Gebiete, wo ich mit der Antwort nicht aushelfen konnte. Mit Vorliebe erkundigten sie sich nach den Röntgenstrahlen und Marconis drahtloser Telegraphie, bis ich ihnen schließlich erklärte, mein Wissensgebiet erstrecke sich auf tote Griechen und würmerzerfressene Handschriften; mit Physik hätte ich nichts zu tun.

Meine noch immer behinderte Beweglichkeit gestattete mir leider nicht, dem Vorschlage meiner liebenswürdigen Gastfreunde gemäß das ganze sehr weitläufige Kloster zu durchwandern und zu besichtigen; ich begnügte mich, unter Führung des P. Joakim

den Bibliotheksturm zu besteigen und dort die prachtvollen Miniaturen der Bibelhandschriften und Menäen (der Heiligenkalender) zu bewundern, ein Genuß, der sich von Kloster zu Kloster wiederholte und schließlich etwas einförmig wurde. Eine zarte Anspielung, mir auch die alten Kaiserurkunden und Chrysobullen zu zeigen, fand jedoch kein liebevolles Verständnis. Dagegen wünschte ich auch das berühmte wundertätige Bild der Panagia Portaïtissa zu betrachten. Diese Bitte erfreute die guten Väter sehr, und es begleiteten mich ihrer sechs nach der unweit des Katholikons befindlichen Kapelle. Von dem Gnadenbild sind nur die stark gebräunten Antlitze der Gottesmutter und des Kindes und ebenso die Hände sichtbar. Die beiden Gestalten sind nach geschmackloser orientalischer Art in ein silbernes Gewand eingehüllt, und dieses ist über und über mit goldenen Medaillen behängt, Weihgeschenken andächtiger und vornehmer Pilgrime, unter denen sich auch russische Großfürsten befinden. Auf die von der Wange herabträufelnden Blutstropfen, die der Lanzenstoß des hl. Barbaros verursacht hatte, wurde ich noch besonders aufmerksam gemacht. In der engen, mit kostbaren Kirchengeräten und Weihegaben angefüllten Kapelle konnte man sich kaum rühren. Bei einer Umwendung stieß ich unabsichtlich an das hl. Bild, das alle Begleiter — mein Jannis voran — ehrfürchtig und inbrünstig unter zahlreichen Bekreuzungen küßten. Die guten Mönche zuckten vor Schreck zusammen. Ich glaube, daß ich einen großen Religionsfrevel begangen habe. Indessen mit echt griechischer Liebenswürdigkeit nahmen sie meine augenblickliche Entschuldigung entgegen.

Mit P. Gennadios besuchte ich auch die etwa fünf Minuten vom Kloster entfernt gelegene Kapelle, wo unmittelbar am Meeresufer der von der Legende gefeierte Marienquell emporsprudelt. Wir betraten erst die arg verwahrloste, von zwei bäurischen und höchst armselig aussehenden Mönchen bediente Kapelle und stiegen dann zu dem unmittelbar daneben gelegenen Wunderbrunnen hinab, der eben nicht durch treffliches Wasser sich auszeichnet.

Nur schwer trennte ich mich von den gastlichen und liebenswürdigen Iwiriten. Mein nächstes Reiseziel war die an der Südspitze des Athos gelegene hochberühmte Große Lawra, der Sitz des hl. Athanasios, das gefeierte Urkloster. Dabei zeigte sich wieder die liebevolle Sorgfalt, mit der die Klosterbewohner sich meiner annahmen. Ich hatte noch die halbe Nacht kollationiert, weil wir folgenden Tags in aller Frühe abreisen sollten. Ursprünglich war der Landweg geplant. Allein derselbe ist schlecht im Stande, geht immer recht steil bergauf und bergab. Die guten Väter hatten meinetwegen eigens eine Beratung gehalten und meinten, ich hielte das nicht aus, da ich noch immer halber Rekonvaleszent war; denn der Ritt dauert gegen acht Stunden. Doch in der Morgenfrühe erscheint Georgios, der Gehülfe des Archontarios, ein Konstantinopolitaner, der früher als Kellner in einem Restaurant gearbeitet hatte und jetzt ungefähr dieselbe Tätigkeit in Iwiron entwickelte, aber mit ungemein viel mehr Genugtuung; er trug ja jetzt das engelgleiche Gewand. Er erklärte mir, das Meer sei so bewegt, daß die Barkenfahrt unmöglich sei. „Dann gut, nehmen wir Maultiere!“ erwiderte ich. „Schön, ich werde die Sache

besorgen.“ Doch nach einer halben Stunde erscheint P. Joakim der Bibliothekar: „Wir glauben, daß nachmittags das Meer stark abflaut. Bleibt noch über Mittag, damit ihr mit der Barke fahren könnt!“ Ich sah ein, daß das bedeutend vernünftiger war und blieb. In der Tat wurde nachmittags das Wetter besser, und um vier Uhr hieß es: „Die Barke ist bereit“. Die Skala von Iwiron ist vollkommen offen, so daß das Schifflein äußerst lebhaft an der Landungsstelle auf und ab tanzte. Mit meinem steifen Beine war es eine Kunst, in die Barke zu kommen. Die Einschiffung gelang uns nur unter einigen, die am Strande versammelten Freunde und Klosterdiener erheiternden Zwischenfällen.

X. DIE GROSZE LAWRA.

Ich bin mit Schiffern fast aller Nationen gefahren; aber drei Mönche als Bootsleute, das war für mich ein völlig neues Schauspiel. Und welche Seetüchtigkeit und Geschicklichkeit im Segeln und Rudern entwickelten diese geistlichen Matrosen! Da müssen meine guten Freunde vom Goldnen Horne sich beschämt zurückziehen. Der geistliche Leibrock wurde übrigens auf der hohen See bald abgelegt und die unpraktische mönchische Kopfbedeckung mit einem bequemen Strohhut vertauscht. Alter Kognak und Tabak gewann mir bald die Herzen der äußerst fröhlichen und gesprächigen Schiffsmannschaft. Besonders der alte Oberbootsmann entwickelte viel Humor. Er hatte, bevor er das Engelskleid angezogen, als Matrose weite Seereisen unternommen, kannte fast alle Küsten des Mittelmeeres und sprach und fluchte auch echt seemännisch und gewandt Italienisch. Freilich

der starke Gegenwind verlangsamte unsere Fahrt; statt drei brauchten wir weit über vier Stunden. Wir fuhren an Mylopotamo, der ehemaligen Residenz des Patriarchen Joakim, vorbei, das, auf felsiger Anhöhe erbaut, mit seinem dicken viereckigen Turme kühn ins weite Meer hinausschaut. Zwischen Grün versteckt, sahen wir auf der Bergeshöhe die umfänglichen Gebäude des Klosters Karakalu. Ich bedauerte, dasselbe nur von ferne sehen zu können; denn dort oben muß ein entzückender Blick über das weite Meer den Beschauer erfreuen. Der Mond erschien und die Sterne funkelten; es war bereits tiefe Nacht, als wir endlich, immer um neue Buchten der Küste herumfahrend, auf der Höhe die stolze Priesterburg der Großen Lawra erblickten. Wir fuhren in den schmalen und gekrümmten, durch felsige Ufer gegen die Meereswinde geschützten Arm der Skala von Megisti Lawra ein. Gern hätten wir dort die Nacht zugebracht. Allein in den armseligen Schifferhäusern war keine Möglichkeit dazu vorhanden. So mußten wir denn nach dem eine halbe Stunde entfernten Kloster hinaufsteigen. Als wir dasselbe gegen neun Uhr erreichten, war die große Pforte längst geschlossen. Vergeblich riefen unsere Begleiter nach einem erleuchteten Fenster im sanftesten Tone: „Geronta“ (Greis), „Pater“ (Vater)! Endlich trat ein mitleidiger Gärtner oder Klosterknecht zu uns und meldete, so spät würde die Pforte nicht mehr geöffnet. Indessen führte er uns auf einem im tiefen Dunkel doppelt schlechten Wege um die ganze weitläufige Klosteranlage herum nach dem über eine Viertelstunde entfernten hinteren Klostereingange. Doch auch dort wollte der alte Pförtner nicht öffnen. Wieder

begann eine lange Unterhandlung, bis mir, der nicht die mindeste Lust hatte, unter dem Sternenhimmel zu nächtigen, endlich die Geduld riß und ich ausrief: „Ich bin vom ökumenischen Patriarchen empfohlen, habe einen Empfehlungsbrief von der Hl. Gemeinschaft, öffnet daher sofort! sofort! sofort! (ἀμέσως)". „Sofort," antwortete eine zitternde Greisenstimme, und nun fuhren zahlreiche Riegel zurück, und endlich standen wir im Klosterhofe. Ich verabschiedete mich von meinen braven Schiffermönchen und belohnte sie reichlich. Sie hatten es auch verdient und mußten noch dieselbe Nacht zurückfahren; es war immerhin leichter, da ihnen jetzt der Wind günstig war. Der alte Pförtner führte uns nun durch den stillen mondbeschienenen Klosterhof bei der Kuppel der Hauptkirche und dem zierlichen Brunnenhause vorbei nach der Fremdenwohnung.

Der biedere Archontarios P. Antonios empfing uns sehr liebenswürdig in dem altertümlichen, aber sehr behaglichen Fremdenzimmer. „Ihr habt wohl Hunger?" fragte er, und auf meine Antwort: „Ein wenig!" lachte er aus vollem Halse und strich wohlgefällig seinen prachtvollen schwarzen Bart. Nach einer halben Stunde erfreute uns idiorrhythmische Gastfreundschaft mit einem vorzüglichen Mahl.

In der Lawra glaubt man sich in die Kreuzfahrerzeit und unter die Komnenen zurückversetzt. Iwiron erscheint wie ein italienisches Landhaus des XVIII. Jahrhunderts. Hier dagegen ist alles uralt, echter Überrest des Mittelalters. Der burgartige erste Toreingang ist mit den Bildern der Panagia und des Klostergründers, des hl. Athanasios (961), geschmückt. Am zweiten Eingangstor sehen wir die



Die Große Lawra.

lebensgroßen Bilder der Kaiser Nikephoros Phokas und Johannes Tzimiskes, der großen Wohltäter der Lawra. Drinnen ist alles hochaltertümlich. Die Gebäude sind byzantinisch. Der weite Hof ist angefüllt mit einer Menge kleiner Gebäude, welche die Bäckerei und andere Wirtschaftsgebäude des Klosters enthalten. Im zweiten Hofe zeigte man uns die heilige Quelle, welche Athanasios, wie einst Moses, durch einen Schlag mit seinem Stabe aus dem Felsgestein hervorrief. Sie ist mit einem Bilde des hl. Gründers geschmückt, und kein Lawriot geht an der geweihten Stätte vorüber, ohne ihr seine Verehrung zu bezeugen. Zu den Fremdenwohnungen, dem ehemaligen Hospital, steigen wir durch eine offene, von Bogen getragene Halle empor, die sich nach der Hofseite öffnet. Große Pritschen sind hier angebracht, auf denen ich oftmals arme Reisende und Pilger, in Decken eingehüllt, übernachten sah.

Solche Hallen mit hölzernen Pritschen, auf die man zur Winterzeit Matten und Decken legte, hatte Erzbischof Johannes der Mitleidige von Alexandrien im Käsarion errichtet. Heute lebt hier der uralte Brauch noch fort.

Das Katholikon, die schöne Hauptkirche, und ebenso die Kapellen sind mit den Bildern ernster byzantinischer Heiliger geschmückt. In der Vorhalle der Kirche sind die sieben ökumenischen Konzilien abgebildet; dabei zeigt sich die stark cäsaropapistische Richtung der östlichen Kirche. In der Mitte thront allemal, von der Taube des Heiligen Geistes überschattet, der Kaiser in höchsteigner Person, beim siebenten Konzil Irene mit dem kleinen Konstantin; rechts und links vom Kaiserthron sitzen die mitrageschmückten Prälaten in wallenden Prachtgewändern. Im Vordergrunde stehen ein paar unglückliche Ketzer, oder man verbrennt häretische Bücher auf einem Roste. Beim fünften Konzil blicken wir sogar in den Höllenschlund und sehen dort, nackt und gefesselt, den „irrsinnigen“ Origenes. Die Bilder sind dergestalt von gouvernementalem Geiste durchhaucht, daß selbst auf dem dritten Konzil zu Ephesos Kaiser Theodosios persönlich präsidiert, während in Wirklichkeit Erzbischof Kyrillos von Alexandrien unter dem etwas tumultuarischen Beistand seiner Getreuen ziemlich gewaltsam die Versammlung leitete. Der Kaiser dagegen saß höchst mißvergnügt in Konstantinopel, rang die Hände und jammerte tatenlos über diese ewigen kirchlichen Aufregungen.

Während meines zehntägigen Aufenthaltes in der Lawra war es mir nur einmal vergönnt, der Morgenliturgie und zwar nicht in der Hauptkirche, sondern

in der Kapelle des Hospitals beizuwohnen. Es war der Gedächtnistag irgendeines Heiligen, also ein Totenfest. Beim Ausgang empfing jeder Besucher die sogenannten Kolywa, eine sehr appetitlich aussehende Mischung von gekochten Weizenkörnern, Nußkernen, Mandeln usf., alles stark mit Zucker und Gewürzen bestreut. Doch mit einem und demselben Löffel wird sämtlichen Kirchenbesuchern die fromme Gabe direkt in den Mund geschoben; ich denke noch mit Schaudern an dieses Totenmahl.

Um so interessanter war die große Wasserweihe (τὸ μέγα ἁγίασμα), welche ich ebenfalls in der Lawra mitmachte. Sie begann beim ersten Morgengrauen und in bitterer Kälte zwischen vier und fünf im Katholikon. Dann zogen Klerus und Andächtige hinaus zu dem runden, säulengetragenen Brunnenhaus vor der Kirche. Dasselbe ist an seiner Innendecke reich ausgemalt. Es zeigt eine merkwürdige Darstellung der Taufe Christi. In der Höhe ist zwischen Scharen von Engeln auf Goldgrund eine Art Schränkchen aufgestellt, dessen goldne Flügeltüren geöffnet sind. Gott Vater und viele Engelchen gucken daraus hervor. Gott Vater läßt von dort die Taube auf das Haupt des Sohnes herab. Das gewaltige Marmorbecken des Brunnenhauses, sonst immer leer, war diesmal aus seinen Drachen- und Greifenköpfen bis an den Rand gefüllt. Die beiden kauernden Löwen neben dem Becken hielten die Leuchter in ihren Pfoten. Es war schauerlich kalt. Ein Priester, assistiert von einem zweiten, las die endlose Liturgie der Wasserweihe und tauchte unter allerlei Gebeten und Räucherungen ein Kreuz dreimal in das Wasser, dasselbe dergestalt segnend. Zum Schlusse wurde,

während ich mich schleunigst davonmachte, das Kreuz allen Anwesenden zum Kusse gereicht, und der Priester berührte ihre Stirn mit einem nassen Tuche.

Dem Katholikon gegenüber befindet sich der hochaltertümliche weitläufige Speisesaal mit seinen runden steinernen Tischen, öde und verlassen, da er bei der gegenwärtig in der Lawra herrschenden Idiorrhythmie nur bei hohen Festtagen in Gebrauch kommt, sonst völlig unbenutzt dasteht, eine wehmütige Erinnerung an die Zeiten des Glanzes und des Reichtums, wo 800 Mönche die Hallen der Lawra füllten. Viele Jahrhunderte liegt diese Epoche zurück; das älteste und glorreichste Kloster der Halbinsel hat Zeiten des jämmerlichsten Verfalls durchgemacht, und auch heute gehört es keineswegs zu den reichen Gotteshäusern, wenn auch der Ruhm seiner uralten Stiftung, seine hervorragende Stellung in frühern Zeiten und seine reichen Handschriftenschätze ihm immer ein hohes Ansehen erhalten haben.

Gegenwärtig hausen in dem Kloster 20 Hieromonachi, 5 Hierodiakoni und 150 Mönche ohne priesterliche Weihe. Die drei leitenden Proedren sind Zacharias, Athanasios und der Stellvertreter (δευτερεύων) Dorotheos. Sie bilden mit neun anderen[1]) den leitenden Rat der Klostergemeinde.

Auch die Lawra besitzt zahlreiche Metochia, auf der Chalkidike: Hierissos, Kassandra, Ormilia; auf den Inseln: Lemnos, Imbros, Thasos, Tenedos, Agiu Evstratiu, Kreta; in Thrazien: Adrianopel; in Kleinasien: ein kleines in der Troas und Smyrna, endlich in Hellas:

1) Sergios, Gabriel, Kosmas, Sabbas, Alexandros (Vertreter in Karyäs), Dorotheos, Gerasimos, Dionysios, Kyrillos.

Skyros, Kira, Panagia (griechische Insel), Skanthura, Hydra und Kalamä, dies nach den mündlichen Angaben der Väter, deren Richtigkeit zu prüfen mir nicht möglich ist.

Gleich in der ersten Nacht wurde ich in der Lawra durch ein kleines Erdbeben aufgeweckt. Dasselbe war mir schon in Iwiron begegnet. Schwache Erdstöße sind auf der Athoshalbinsel durchaus keine Seltenheit.

Den Tag nach meiner Ankunft machte ich sofort bei den Epitropen der Lawra Besuch. Leider war der Bibliothekar und Verfasser des trefflichen handschriftlichen Katalogs der Manuskripte, P. Chrysostomos, nach Kreta verreist, um das dortige Metochion neu instand zu setzen. Eben schickte man noch einige Bilder zur Ausstattung der Kirche dahin. Auch P. Alexandros, der Historiker, an den ich Grüße von Professor Kern hatte, weilte als Deputierter in Karyäs und kam nur einmal zu einem flüchtigen Besuch nach der Lawra. Das bequeme Arbeiten im eignen Zimmer hörte hier freilich auf. Die Klostervorstände gestatten den Fremden, nur in der Bibliothek selbst zu arbeiten. Aber nachdem ich bei dem liebenswürdigen alten Epitropen Kosmas den Katalog des Chrysostomos durchgearbeitet hatte, erhielt ich als Begleiter und Aufseher für meine Arbeiten in der Bibliothek den Vater Käsarios, einen außerordentlich gutmütigen und gefälligen Bibliothekar. Die Bibliothek befindet sich im hintern Hofe der Lawra und steht — sehr wichtig wegen der Feuersgefahr — mit keinem andern Gebäude in Verbindung. Es ist ein finsteres Gemach mit kleinen Fenstern, bis an die Decke mit Manuskripten



Der englische Gruß, Schnitzerei eines alten Mönchs der Skiti Kawsokalywi.

angefüllt; indessen wenn ich arbeitete, wurde die große Doppeltüre aufgerissen, so daß ich genügend Licht hatte. Die Handschriften freilich befinden sich meist in einem traurigen Zustande. Während in Iwiron und Watopedi dieselben gut und zum Teil kostbar gebunden sind, liegen sie hier ungebunden aufeinander in den Repositorien. Natürlich leiden die Außenseiten, scheuern sich ab und gehen dem Ruin entgegen. Indessen auf eine bescheidene Bemerkung meinerseits, ob man nicht etwas besser für die wertvollen Bücherschätze sorgen könne, wurde mir geantwortet: Man halte es, wie die Väter auch getan. Gegen solche Überlieferungstreue war nicht anzukommen. P. Käsarios war übrigens die Liebenswürdigkeit selbst. Obschon er etwas schwerfällig und schlecht zu Fuß war, kletterte er auf der Bibliotheksleiter unaufhörlich auf und ab, um mir in einer Sitzung bis zwanzig und mehr Handschriften zu übergeben, die ich prüfen wollte, ob sie für mich wertvolles Material enthielten. Nicht selten überraschte uns auch Besuch. Unbeschäftigte Mönche kamen gern zum Schwatzen, sobald sie die Türe der

Bibliothek offen fanden. Allein P. Käsarios scheuchte sie sofort zurück, wenn sie sich unnütz machten. Indessen einen Besuch duldete er. Es kam P. Lazaros, ein alter, armer und kranker Holzschnitzer aus Kawsokalywi, einer der Lawra unterstellten Skiti, die auf der Südspitze der Halbinsel gelegen ist. Er bot mir eine Auswahl seiner Kunstwerke an und überströmte von Dank, als ich ihm einige geschnitzte Löffel und einen englischen Gruß abkaufte.

Da Käsarios den ganzen Tag mich beaufsichtigen mußte, konnte er nicht in idiorrhythmischer Weise selbst seine Mahlzeit bereiten. Wir speisten, was sehr unterhaltend war, gemeinsam beim Archontarios. P. Käsarios war äußerst munter und für Scherze auch bescheidener Art sehr empfänglich. Unsere Gespräche gingen nicht eben sehr hoch. Am meisten interessierte ihn eine in meinem Besitz befindliche Schere, an der, wenn die beiden Flügel geschlossen waren, der leere Zwischenraum Kreuzesform hatte. Eine solche sollte ich ihm unbedingt verschaffen und mußte versprechen, sie ihm aus Deutschland zu schicken, da ich sie auf griechisch-türkischem Boden nicht vorfand. Wie Iwiron, wimmelte auch die Lawra von schönen, wohlgenährten Katern. Sie werden niemals von unnützen Jungen oder sonstigen Schlingeln geplagt und sind daher äußerst zutunlich und zahm. Gerade in den Tagen meines Aufenthaltes in der Lawra trat nun eine ungewöhnliche Vermehrung ein. Überall trieben sich niedliche junge Kätzchen herum. Ich fragte den guten Käsarios, ob denn wirklich nur Kater auf dem Athos nach der alten Klosterordnung leben dürften. „Gewiß," erwiderte er mir, „das ist bei uns Gesetz." — „Ich glaube es nicht; denn woher stammen

alle diese jungen Kater? die sind doch nicht vom Himmel gefallen.“ Da lachte er gewaltig: ὅλοι ἀπὸ τὰ τζιφτλίκια. „Alle von den Pachtgütern.“ Es werden also, wie die Hähne, so auch die Katzen von Zeit zu Zeit importiert, damit das ewige Volk, in welchem keiner geboren wird, nicht aussterbe.

Bei den alten Mönchen herrscht in der Lawra, wie anderwärts, ein gutmütiger, duldsamer Sinn. Anders fand ich es bei den Jungen. Einer derselben erklärte mir mit großer Entschiedenheit, frommer christlicher Geist finde sich nur in der Lawra; die gefeierten reichen Klöster Iwiron und Watopedi dagegen seien ganz dem Kosmos verfallen. Die ärgsten Unordnungen fänden dort statt, keine Vorstandswahl gehe ohne die größten Gewaltsamkeiten vor sich usf. Dort fehle die geistliche Gesinnung, die den Mönch auszeichnen müsse. Ich sprach darüber mit dem verständigen Archontarios; er lachte: „Vater A. ist noch ein Knabe (dabei war er fünfundzwanzig Jahre alt); sonst würde er wissen, daß die Welt überall gleich ist, daß in der Lawra, wie in Iwiron und Watopedi es fromme und ernste, aber auch irdisch gesinnte und heuchlerische Brüder gibt.“ Einmal schüttete mir ein besonders anhänglicher, aus dem westlichen Peloponnes, aus Triphylien stammender junger Bruder sein Herz aus. Er hatte Gewissensbedenken: „Die Hieromonachen und Klostervorstände essen abends Fleisch und halten morgens die hl. Liturgie. Was sagen Sie dazu?“ Da ich ähnliche Anspielungen schon mehrfach vernommen hatte, erwiderte ich kalt, ich fände es sehr vernünftig, daß bei ihnen die alten Mönche nicht, wie in den Cönobien, durch übermäßiges Fasten sich zugrunde richteten. Auch der

hl. Apostel Paulus schreibe an Timotheus, er möge wegen seines schwachen Magens Wein trinken. Christus habe nie verlangt, daß man, um ein Gebot Gottes zu erfüllen, seinen Körper zerstören müsse. Auch stehe nicht umsonst geschrieben: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ Der gute Bruder war sehr wenig befriedigt von meiner Auskunft.

Nicht genug kann ich die Sorgfalt der Mönche rühmen, als ich während mehrerer Tage infolge von Krankheit das Bett nicht verlassen konnte. Der Archontarios brachte mir aus seinem Privatbesitz ein Tischchen an das Bett, damit ich bequem arbeiten konnte. Kosmas, der Klosterdirektor (Epitrop), erschien persönlich, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und erlaubte auch, daß der gute Käsarios mir jetzt die Handschriften ausnahmsweise gegen die herrschende Ordnung in mein Zimmer schleppte, damit ich keine Zeit verlöre. Käsarios, der etwas in Medizin dilettierte, wollte mich durchaus kurieren; allein der Vater Archontarios, der von seinen medizinischen Kenntnissen die allerschlechteste Vorstellung hatte, warnte mich dringend, mich ihm anzuvertrauen. Das Kloster besitzt einen trefflichen Arzt; indessen derselbe war an die nördliche Westküste der Halbinsel, nach dem Kloster Xenophontos abgerufen worden, wo ein höchst gefährlich krank liegender Mönch seine Gegenwart erforderte. Der Arzt konnte daher vor zwei Tagen nicht zurückkehren. Unterdessen hatte ich mich durch strenges Fasten und Ruhe selbst wieder gesund gemacht und konnte endlich an meine Abreise denken. Wieder wurde endlos verhandelt, ob ich zu Wasser oder zu Land meine Rückreise antreten sollte. Schließlich entschied

man sich für den Seeweg. Allein als ich mich früh um vier erhoben hatte, um nach der Skala herunterzusteigen, erklärte mir der Archontarios, das Meer sei völlig stürmisch, eine Fahrt unmöglich. Ich solle mich wieder zur Ruhe begeben. Um 7 Uhr würde ich reiten. Es hatte noch eine lebhafte Beratung der Epitropen stattgefunden, ob der Mauleselstall der Lawra auch ein Tier biete, das den „besonders schweren“ Deutschen tragen könne. Ein hervorragend starkes Tier wurde mir zugewiesen, und um acht Uhr verließ ich die gastliche Klause des hl. Athanasios. Mein gutes Maultier war mit unsrer Pilgerreise nicht ganz einverstanden und auf dem achtstündigen Ritt habe ich einen deutlichen Begriff vom Seufzen der Kreatur erhalten. Die Wege sind steil und äußerst beschwerlich, besonders in der Nähe der Lawra und der Nachbarklöster Philotheu und Karakalu. Dafür wird man entschädigt durch das herrliche Waldesgrün und den Blick auf das Meer, in dessen Nähe der Pfad sich fast immer über Waldberge und Vorgebirge hinwindet. Sobald man das Gebiet des wohlhabenden Klosters Iwiron betritt, bessern sich übrigens die Wege bedeutend.

Mein Agogiate war ein schlichter, ziemlich bejahrter griechischer Bauer, der mir anfangs nicht sehr aufgeweckt erschien. Als wir allmählich durch die Reisegemeinschaft etwas vertrauter geworden waren, setzte er mich jedoch durch seine gebildeten Fragen in Erstaunen. Er bat mich, ihm einmal genau den Unterschied zwischen römischer und orthodoxer Lehre auseinanderzusetzen. Ich tat dies mit ziemlicher Umständlichkeit und so genau ich vermochte. „Nun,“ meinte er, „das sind ja Kleinigkeiten; darum

sollten doch alle als christliche Brüder sich achten und lieben.“ „Das meine ich auch,“ erwiderte ich, „doch viele denken anders. Als Konstantinopel bereits von den Türken aufs schwerste bedroht wurde, erklärte der Großadmiral Notaras, einer der ersten Beamten des Reichs, er wünsche Konstantinopel lieber unter dem Turban, als unter der päpstlichen Tiara zu sehen.“ Da rief der brave Agogiate voll Entrüstung aus: αὐτὸ εἶνε βλασφημία. „Das ist eine Lästerung!“ und konnte sich nicht genugtun, mir zu zeigen, wie er eine solche Gesinnung aufs tiefste verurteile. Es war mir immerhin interessant zu sehen, daß bei dem einfachen Volk, obschon dasselbe tief religiös ist, von konfessionellem Haß keine Spur vorhanden ist. Mein Führer betonte immer wieder: wir Christen müssen zusammenhalten; sonst bleiben die Türken ewig unsre Herrn. Als Zeugnis des naiven Volksbewußtseins dürfen solche harmlose, weltfremde Äußerungen wohl erwähnt werden.

In einer stillen wasserdurchströmten Waldschlucht hatten wir eben unseren Halt gemacht, als von Norden her ein anderer Reisender, ein französischer Mineningenieur mir entgegenkam. Er bemerkte, als ich gerade aufsteigen wollte, daß zwei Europäer, welche der Zufall in dieser weltentlegenen Barbarenlandschaft zusammenbrächte, unmöglich achtlos aneinander vorbeigehen könnten. Es war ein unterhaltsamer alter Herr, der in Anbetracht der steilen Wege es vorzog, zu Fuß zu gehen und sein Maultier durch den Agogiaten nachführen zu lassen. Obschon mehrere Jahre im Land, sprach er ein höchst elendes Griechisch, was er auch freimütig eingestand. Es machte ihm große Mühe, sich mit seinem Agogiaten zu ver-

ständigen. Seine Studien waren etwas profanerer Natur als die des biederen Maultiertreibers. Sie erstreckten sich vor allem auf die Tierwelt des Athos, und er behauptete, er habe sich unwiderleglich von der Existenz weiblicher Katzen auch auf dem Heiligen Berg überzeugt. Mönche und Laien haben aber später mir gegenüber diese Behauptung immer als grundstürzenden Irrtum verurteilt.

Bei dem jetzt verödeten Mylopotamo vorbei mit seinen schönen Wein- und Feigengärten gelangte ich nach Iwiron, wo ich die Freunde begrüßte, und gegen Abend nach Karyäs, wo ich bei den Russen von St. Andreas wieder gastliche Aufnahme fand.

XI. DAS KLOSTER WATOPEDI.

Von dem Bundessitze führte mich folgenden Tages — es war ein prachtvoller Sonntag — ein nur zweistündiger Ritt über außergewöhnlich bequeme Pfade durch waldige Anhöhen immer längs dem Meere nach meinem nächsten Reiseziele, dem Kloster Watopedi. Als wir dem Kloster nahten, erblickten wir eine gewaltige Ruine; das sind die traurigen Überreste der glorreichen Bulgarisschule, welche, wie wir gesehen, einst ein so verheißungsvolles Licht über den Heiligen Berg verbreiten sollte. Von da ritten wir in die Tiefe ans Meeresufer, an das die höchst stattlichen Gebäude der Priesterburg Watopedi sich unmittelbar anlehnen. Alles macht hier den Eindruck größter Behäbigkeit und eines behaglichen Wohlstandes. Weitläufige Ökonomiegebäude beherbergen einen zahlreichen Viehstand. In dem großen Geflügelhof wandern melancholisch Scharen fetter Truthähne auf und ab; ihr unaufhörliches Kollern



Watopedi.

zeigt, wie wenig diesen Sultanen des Vogelgeschlechts ihr unfreiwilliges einsames Klosterleben behagt.

Die Aufnahme war im Beginn die denkbar freundlichste. Die innere Einrichtung des Klosters entspricht durchaus der äußern Stattlichkeit. Sie bildet den schneidendsten Gegensatz zu der urtümlichen Einfachheit, wie sie in der Lawra herrscht. Dem Fremden stehen elegant eingerichtete Zimmer und Salons zur Verfügung, so daß man sich eher in ein Hotel, als ein Kloster des Heiligen Berges versetzt glaubt. Der Archontarios Kyr Ananias mit seinen beiden Gehilfen hat kein andres Ziel, als mit dem größten Eifer für die seiner Pflege anvertrauten Pilger zu sorgen, so daß ich höchst befriedigt die neue Station meines Nomadenlebens bezog. Nur die Mahnung, mit Sonnenuntergang die Fenster zu schließen, erinnert uns, daß wir in ungesunder Fiebergegend hausen.

Watopedi gehört zu den reichsten Klöstern des Berges. Als ich einen jungen, uns aufwartenden Bruder fragte, ob das Kloster reich sei, sprach er sich nicht aus, aber in der unnachahmlichen Gestensprache der Südländer den Kopf nach hinten beugend, die Augen schließend und mit der Hand winkend, erweckte er in uns höchst drastisch die Vorstellung, daß nach seiner Meinung Watopedis Reichtum unerschöpflich sei. Das Gotteshaus steht unter russischem Schutze und soll, wie mir versichert ward, ehemals jährlich als Gnadengeschenk des russischen Kaisers 20000 türkische Pfund bezogen haben und auch jetzt immer noch 8000 erhalten; freilich sollen die Väter nie zufrieden sein, sondern immer um eine Erhöhung der Gabe sich bemühen. Ich gebe diese

Angaben, wie sie mir von anscheinend unterrichteter Seite mitgeteilt sind. Indessen für ganz zuverlässig halte ich sie nicht. Wahrscheinlich sind unter diesen russischen Gaben die Einkünfte aus den bessarabischen Besitzungen des Klosters zu verstehen, welche, seit sie von der russischen Regierung verwaltet werden, eine erhebliche Herabsetzung erfahren haben, da die russische Regierung für die Kosten der Verwaltung und auch zu frommen Zwecken verhältnismäßige Abzüge macht. Immerhin sind die Klagen der Griechen nur teilweise gerecht. Während früher bei der autonomen Verwaltung die mit der Einziehung betrauten Mönche bisweilen mit dem Jahresertrag durchgingen, werden jetzt von der Regierung die Gelder regelmäßig und pünktlich eingeliefert.

Das Kloster enthält 30 Hieromonachi, 4 Hierodiakoni und 180 gewöhnliche Mönche. Zehn Vorstände (προϊστάμενοι) führen die Leitung des Klosters, an deren Spitze der Protos, der Hierodiakon Anthimos, und sein Stellvertreter (δευτερεύων), gleichfalls Anthimos mit Namen, stehen.

Das Kloster besitzt zahlreiche Metochia, so auf der chalkidischen Halbinsel, ferner wie alle Klöster in Saloniki. Der dortige stattliche Bau sticht merkwürdig von den bescheidenen Gelassen der übrigen Gotteshäuser ab, recht ein Sinnbild des stolzen, wohlhabenden Watopedi. Auch auf den Inseln hat das Kloster seine Niederlassungen, zwei besonders ansehnliche auf Thasos. Das Metochion von Smyrna und einige kleinere hat das Kloster abgegeben, um den Ertrag für Schulen zu verwenden, auch in Sofia unterhält es eine Schule. Vor allem aber sind oder waren die fünf großartigen Metochien in Bessarabien

eine Quelle seines Reichtums. Auf dem Heiligen Berg besitzt es so ausgedehnte und ertragreiche Wein- und Ölgärten, daß es in guten Jahren kaum den Überfluß ihrer Erträgnisse zu bergen und zu verwenden vermag.

Den Ruhm Watopedis bildet jedoch seine schöne und musterhaft gehaltene Bibliothek. Die Handschriften sind sämtlich gut gebunden und sehr sorgfältig in Glasschränken aufgestellt. Die Veröffentlichung des Katalogs der Handschriften, welche für sämtliche übrigen Klöster Professor Lambros unternahm, haben die Watopediner so wenig als die Lawrioten ihm gestattet; er hatte durch sein scharfes Urteil über die wissenschaftliche Tätigkeit oder Untätigkeit der heiligen Väter diese zu bitter gekränkt. Der handschriftliche, alphabetisch geordnete Katalog reicht übrigens zur Orientierung völlig hin. Dagegen ist das Arbeiten in Watopedi umständlicher als



Vorstände von Watopedi mit ihren Sirdarides.

in jedem andren Kloster. Es ist nur in der Bibliothek selbst gestattet, und der Bibliothekar Antonios machte gleich am ersten Tage eine fünfstündige Pause „wegen anderweitiger Beschäftigung.“ Meine Bitte, ob ich bei der starken Überlastung des Bibliothekars einige Handschriften, wie in Iwiron, auf meinem Zimmer benutzen dürfe, wurde von der Epitropie rundweg abgeschlagen als gegen die Gesetze verstoßend. Ebenso erfolgte auf meine Anfrage, ob ich einige der Chrysobullen nur einsehen dürfe, ein schroffes Nein. Am vierten Tage erschien der Bibliothekar überhaupt nicht; um zehn kam er lachend in meine Zelle, um mir mitzuteilen, heute sei Weinlese, der ganze Konvent sei in die Weinberge gegangen, selbst die Epitropen; er wolle auch hin. Ich solle morgen mit der Arbeit fortfahren. Glücklicherweise hatte ich alles bis auf einige nicht sehr wertvolle Handschriften vollendet, und so beschloß ich, die wenig gastfreie Stätte zu verlassen. Ich teilte dem Bibliothekar meinen Entschluß mit und bemerkte zugleich: „Wenn der hl. Antonios nach Watopedi käme, würde er sagen: Hier ist Ägypten und nicht Jerusalem; denn für die leiblichen Bedürfnisse, für die Dinge dieser Welt



Agogiaten vom Athos.

sorgt ihr glanzvoll und reichlich, aber mit der Spendung der geistlichen Wohltaten — darunter verstehe ich die Handschriften und Urkunden — seid ihr geizig und ungastlich.“ Der gute Bibliothekar war sehr betrübt, wenigstens sagte er so und ebenso der Archontarios. Allein ich ließ mich in meinem Entschlusse nicht wankend machen und erhielt auch nach einer Stunde die nötigen Maultiere. Unser Abschied war etwas frostig, und mich begleitete kein stolzer Trabant in Albanesentracht, sondern zur Strafe erhielt ich nur zwei halbwüchsige Bursche, die ihre Sache übrigens recht gut machten.

Es macht einen außerordentlich erheiternden Eindruck, den Albanesen mit seinem Tiere verkehren zu sehen oder richtiger zu hören. Stundenlang, ohne je aufzuhören, unterhält er sich mit ihm, nur mit Zurufen treibt er es an und hält er es zurück. Die Tiere verstehen diese Sprache merkwürdig. Fast nie schlägt er das Tier. Sinkt die Last, die es auf dem Rücken trägt, zu sehr auf eine Seite, ergreift er den ersten besten Feldstein am Wegrand und legt diesen auf die leichtere Seite. So wird das Gleichgewicht hergestellt.

XII. DAS KLOSTER ESFIGMENU.

Nach einem nur zweistündigen Ritt auf einem für den Athos merkwürdig bequemen und gut im Stand gehaltenen Saumpfad, fast immer mit dem Blicke auf das Meer und die makedonische Küste, gelangten wir nach dem unmittelbar am Meeresufer in einer schmalen, zu beiden Seiten von steilen Bergen eingefaßten Schlucht liegenden Himmelfahrts-

kloster Esfigmenu. Noch zeigt man in hoher Felsenkluft die Höhle, in welcher einst ein büßender Eremit vor langen Jahrhunderten soll geweilt haben; auch der Gründer des Kiewer Höhlenklosters Antonios (✝ 1073) hat hier erst gehaust, ehe er in der russischen Hauptstadt nach dem Vorbilde des Athos seine Asketenbehausung gründete. Esfigmenu ist im Gegensatz zu Watopedi oder Iwiron ein überaus armes Kloster. Weil zunächst der makedonischen Küste gelegen, hat es oft genug durch Überfälle der Küstenbewohner oder der Korsaren zu leiden gehabt; mehrfach wurde es durch Brand verwüstet; auch seine Bücherschätze wurden dabei arg dezimiert. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts bauten die Mönche ihre Kirche neu, die deshalb wenig Interesse bietet; bald erwiesen sich sämtliche Klostergebäulichkeiten als so baufällig, daß sie ebenfalls, wenn auch in ziemlich bescheidener Weise, neu errichtet werden mußten. Seitdem drückt auf dem Kloster eine schwere Schuldenlast von 4000 türkischen Pfund. Als der letzte Igumen gestorben war, wollte unter diesen Umständen keiner der Klosterbrüder die Last der Oberleitung übernehmen. So



Kloster Esfigmenu.

berief man aus einem Kutlumusion unterstehenden Kellion den hochwürdigsten Kyr Nifon, einen liebenswürdigen und frommen Greis, an die Spitze des Klosters; ob er freilich die nötige Tatkraft besitzt, um dem Kloster aus seiner schlimmen Lage herauszuhelfen, wie es seinem Kollegen in dem gleichfalls tiefverschuldeten Stawronikita gelungen ist, läßt sich billig bezweifeln.

Das Kloster bewohnen 90 Mönche, von denen 11 Hieromonachi und 2 Hierodiakoni sind. Esfigmenu ist Cönobion; neben dem Igumen, dem die geistliche Leitung untersteht, sind für die Verwaltungsgeschäfte drei Epitropi erwählt: P. Gerontios, P. Benediktos und P. Gregorios. Von Metochien zählten mir die Mönche neben dem bescheidenen, von mir besuchten Absteigequartier in Saloniki nur fünf auf: 1. Kassandra, 2. Longkos, 3. Kalamaria (Portaria), 4. Strolongos, 5. Thasos. Das Kloster hat in früheren Jahrhunderten mehrfach mit den reichen Nachbarklöstern Zografu und Watopedi um strittige Grundstücke oder Vorwerke unglückliche Prozesse geführt; auch manche Besitzungen, da es häufig ökonomisch bedrängt war, veräußern müssen; die Folgen zeigen sich jetzt.

In Esfigmenu lebt man übrigens auf das allerstrengste nach der cönobitischen Regel. Fleisch ist hier völlig unbekannt. Zur großen Betrübnis unseres gastfreundlichen Igumens war auch während der Tage unserer Anwesenheit das Meer dermaßen unruhig, daß das Fischerboot des Klosters nicht auf den Fang ausgehen konnte. Wir waren daher auf reine Pflanzenkost, den etwas zweifelhaften Genuß griechischer Gemüse angewiesen, die aber zeitweise durch Eierspeisen einige Abwechslung erhielten.

Trotzdem zählt die Erinnerung an meinen Aufenthalt in dem armen Esfigmenu zu den liebsten meiner ganzen Reise. So sehr verstanden es die Mönche durch ihre große Gastfreundlichkeit, Herzlichkeit und Aufrichtigkeit uns das Leben angenehm zu machen. Die Mönche entstammen nahezu ausnahmslos der freien Hellas.

Eine besonders charakteristische Figur unter ihnen war der Pliarchos (Oberbootsmann) des Fischerbootes P. Gennadios, ein graubärtiger, wettergebräunter Matrose, der in seiner humorvollen Art trotz seines schwarzen Gewandes einen wenig geistlichen Eindruck machte. Er besuchte mich öfter auf meinem Zimmer, dessen Hauptanziehungskraft indessen weniger meine Person, als der Tabak und die Zigarren bildeten. Eine zärtliche Bewunderung hegte er für eine kleine silberbeschlagene Pfeife; immer wieder lobte er dieselbe: ἔχετε ὡραίαν πίπαν. „Sie besitzen eine schöne Pfeife.“ „Sie gehört Ihnen,“ erwiderte ich, und mit unglaublicher Schnelligkeit verschwand sie in dem faltigen Mönchskleid. Nun, ich gönnte sie ihm von Herzen; denn sein Dienst ist kein leichter. Einmal kam er noch abends spät, um sich zu verabschieden; die ganze Nacht hatte er bei ziemlich regnerischem und windigem Wetter seinem harten Berufe obzuliegen. Da war der Tabak sein Tröster.

Auch der Vorsänger (Protopsaltis) Panaretos, der sehr gefällige Archontarios Porphyrios und der Epitrop Gerontios gehörten zu den regelmäßigen Gästen meiner Klause.

Einmal erschien sogar der Igumen Nifon mit den anderen Dignitären, und sie legten mir den Briefwechsel betreffend einen Codex rescriptus, eine

Evangelienhandschrift, vor, welchen Professor von Soden sich nach Berlin ausgebeten hatte, um mit Hilfe der Röntgenstrahlen dort die verlöschte Schrift lesen zu können. Ich bemerkte, daß man mir bereits auf der Deutschen Botschaft in Konstantinopel davon erzählt habe und sich über die Hartnäckigkeit der Esfigmeniten wundere, die, obschon die preußische Regierung eine hohe Bürgschaftssumme für richtige Wiederablieferung der Handschrift angeboten habe, durchaus nichts von einer Ausleihung des Kodex wissen wollten. Professor von Soden hatte einen langen griechischen Brief eingeschickt; sein Gesuch war durch den Deutschen Botschafter, durch den ökumenischen Patriarchen und die Hl. Gemeinschaft der Klosterregierung aufs wärmste und eindringlichste befürwortet worden. Vergebens! Ich bemerkte, im XVII. Jahrhundert seien die hochheiligen Athosmönche viel liberaler gewesen. Hunderte von Manuskripten habe man nach Moskau zum Behuf der Verbesserung der Kirchenbücher an die Synode des Patriarchen Nikon geschickt. Heute dagegen wollten sie nicht ein einziges einsenden. Ich meinte, damit einen bedeutenden Trumpf ausgespielt zu haben. Allein ich täuschte mich sehr. „Das ist es eben,“ erwiderten die Väter, „die Agioriten haben schon sehr oft Handschriften ausgeschickt, aber nie dieselben zurückerhalten.“ Ich hätte erwidern können, daß die Russen



Vier Esfigmeniten.

damals die Handschriften für gutes Geld gekauft hätten, hielt das aber für inopportun und bemerkte lediglich, wenn die Deutsche Botschaft sich verbürge, könnten sie absolut sicher sein, den Kodex zurückzuerhalten. Die leitenden und gebildeten Mönche gaben mir auch zu, daß ich völlig recht habe. Allein so wichtige Fragen werden nicht von ihnen entschieden. Hier ist die Mönchsgemeinde wieder Abbild der altgriechischen demokratischen Polis. Solche Entscheidungen dürfen nur von der Gesamtvereinigung der guten Greise getroffen werden, und in der heiligen Volksversammlung wurde der Antrag natürlich mit jubelndem Mehr verworfen.

Eine ganz eigentümliche Erscheinung unter dieser geistlichen Genossenschaft war P. Ignatios, ein Pole von Vaterseite, aber orthodox, da seine Mutter eine Russin war. Er sprach geläufig Französisch, so daß ich nach sieben Wochen, wo ich mich ausschließlich in Neugriechisch geübt hatte, zum ersten Male wieder einer Sprache des Westens mich bedienen konnte. P. Ignatios war ein vielgereister Mann. Er nannte sich selbst einen μέγας κοσμοδρόμος (großen Globetrotter), erzählte mir auch mit Genugtuung, daß er weite Reisen nach Ostindien bis in den Himalaja, nach Afrika und selbst nach Australien gemacht habe. Er beherrschte zahlreiche Sprachen, u. a. auch Abessinisch, wodurch er einem unglücklichen abessinischen Mönche, der nach dem Athos gewallfahrtet war und knapp bemittelt, von niemandem verstanden, ein jämmerliches Dasein führte, als freudig begrüßter Dollmetsch dienen konnte. Er war Mitglied verschiedener russischer und anderer wissenschaftlicher Gesellschaften. Seine Leistungen freilich auf diesem

Gebiete beruhten namentlich auf der Treffsicherheit seiner Flinte. Er rühmte sich, zahlreiche seltene Vögel und anderes Getier auf seinen Reisen erlegt zu haben. Ich hatte halb und halb die Vermutung, daß er als Vogeljäger und Präparator von Vogelbälgen an den von ihm berichteten wissenschaftlichen Expeditionen teilgenommen habe. Eine Zeitlang war er auch als Bauunternehmer im Jildis-Kjöschk angestellt und konnte sehr unterhaltend von seinen dortigen, oft etwas eigentümlichen Erfahrungen berichten. Warum er diese immerhin ganz ansehnliche Stellung mit dem schwarzen Gewand vertauschte, konnte ich nicht ganz klar aus ihm herausbringen; jedenfalls war es nicht lediglich der unbedingte Drang seiner Seele, sich Gott zu weihen. Hier schwebte entschieden irgendein Mysterium.

Durch große Liebenswürdigkeit zeichnete sich auch der 65jährige, bereits 35 Jahre in Esfigmenu weilende Hieropresbyteros und Bibliothekar Grigorios aus. Die Bibliothek befindet sich in einem Turm der Kirche, und man klettert zu derselben durch eine unglaublich enge und finstere Wendeltreppe hinauf. Oben in dem engen Saal war keinerlei Vorrichtung zum Arbeiten getroffen; nicht einmal ein Tisch war vorhanden, auf dem ich die Handschriften kollationieren konnte. Indessen P. Ignatios wußte Rat. Er lieh mir einen Tisch aus seiner Zelle, und dieser wurde, da die Treppe viel zu eng war, von der Kirche aus, nach der sich das Bibliothekzimmer öffnete, hinaufgewunden. Später war auch P. Grigorios damit einverstanden, daß ich die Handschriften mit in das Fremdenzimmer nahm und dort unter seiner Aufsicht sehr bequem kollationierte, während draußen die

finsteren, schäumenden Wogen brausend an die Fundamente des Klosterbaus anschlugen. Als das Weinlesefest herankam, erklärte der gute Alte, daß er selbstverständlich im Kloster bleibe, und daß ich den ganzen Tag unter seiner Aufsicht nach Belieben arbeiten könne. Weiter kann man in der Tat die Gefälligkeit gegen die Gastfreunde nicht treiben. Er zeigte mir übrigens, wie streng es wenigstens die Griechen von Esfigmenu mit den Fastengeboten nehmen. Als ich ihm zum Abschiedsgeschenk einige Konservenbüchsen und Schokolade anbot, nahm er dieselben erst, nachdem wir ihn versichert hatten, daß die ersteren lediglich Fische enthielten und daß der letzteren keine Milch beigemischt sei. Er wollte um keinen Preis die dreißig Jahre geübte Klosterregel brechen. Dabei war es ein sehr alter und gebrechlicher Mann.

Der Abschied von den liebenswürdigen und gastfreundlichen Mönchen wurde mir sehr schwer; die Klosterleitung schenkte mir noch mit einer herzlichen Widmung das auf Holz gemalte Bild der Gottesmutter von Esfigmenu, und die Brüder zeigten mir in jeder Weise, wie herzlich sie mir zugetan seien.

Andere Reisende haben sich beklagt, daß man in den Athosklöstern bisweilen wenig gastlich gewesen sei und dem Wunsch, daß die Fremdlinge das Gotteshaus verlassen möchten, sehr deutlichen Ausdruck selbst durch Entziehung der Nahrung gegeben habe. Was meine Person betrifft, kann ich nur mit großer Dankbarkeit der allerorten tadellosen Gastlichkeit erwähnen; einzig Watopedi zeigte für die Benutzung der Handschriften nicht dasselbe liberale



Kloster Chilandari.

Entgegenkommen, wie die anderen Klöster. Um so gastfreier war das arme Esfigmenu.

XIII. CHILANDARI UND ZOGRAFU.

Der letzte Teil meines Athosaufenthaltes galt den altberühmten Sitzen der slawischen Nationen, dem Serbenkloster Chilandari und dem Bulgarenkloster Zografu. Von Esfigmenu gelangt man auf bequemem, ebenem Pfade in einer kurzen Stunde durch die Weinberge des Klosters nach einem von bewaldeten Höhen eingeschlossenen Bergtale, in dessen Mitte, von dunklen Zypressen umsäumt, sich der heilige Zentralsitz des Serbenvolkes erhebt. Das Kloster wurde um die Wende des XII. Jahrhunderts (1197) von dem damaligen Serbenfürsten Stephan Nemanja und seinem hochberühmten Sohne, dem großen serbischen Nationalheiligen Sava, angelegt. Beide weilten als Asketen lange auf dem Hl. Berge. Stephan starb daselbst, nachdem er das große Engelskleid angelegt hatte, als Mönch Symeon 1200. Sava kehrte später

nach Serbien zurück und wurde als erster Erzbischof Begründer der nationalkirchlichen Unabhängigkeit Serbiens. Alle die großen Caren Serbiens, Stephan Uroš, Milutin und Stephan Dušan, haben das Kloster mit Privilegien und Gütern förmlich überschüttet; in den späteren Jahrhunderten sind die rumänischen Woiwoden und russischen Caren seine Wohltäter gewesen. Auch an schlimmen Schicksalen hat es dem Kloster nicht gefehlt. Die Katalanen haben auf ihrem Zuge gegen den Athos Chilandari belagert; der Igumen und nachherige Erzbischof Daniel verteidigte das Kloster auf das tapferste gegen „diese gottlosen Krieger, diese Menschen ohne Glauben", die dasselbe trotz hartnäckiger Belagerung nicht einnehmen konnten.

In unsern Tagen endlich war das altberühmte Kloster in jämmerlichen Verfall geraten. Seine Schuldenlast war dergestalt gewachsen, daß die serbischen Mönche daran dachten, den vielhundertjährigen Besitz ihrer Nation zu veräußern. Indessen das wurde verhindert durch König Alexander Obrenowitsch unseligen Angedenkens. Er unternahm eine Wallfahrt nach dem Serbentempel des Heiligen Berges. Er war, wie man mir erzählte, sehr verwundert, als ihn bei der Landung auf dem Athos kein Wagen in Empfang nahm. Fahrstraßen kennt eben der Heilige Berg nicht. Er mußte reiten, wie alle Athosbesucher. Nachdem er aber im Nationalkloster seine Andacht verrichtet hatte, tilgte er dessen sämtliche Schulden, so daß dessen Zukunft gesichert ist. Chilandari ist einer der wenigen Orte, wo man mit Dankbarkeit des armen Fürsten gedenkt.

Da das Kloster fast nur slawische, mir unzu-

gängliche Handschriften und Urkunden enthält, begnügte ich mich mit einer Besichtigung der interessanten, an geschichtlichen Denkmälern reichen Kirche. Ein serbischer Priester zeigte und erklärte uns die verschiedenen Merkwürdigkeiten, u. a. einen Herrscherstab Alexios' des Komnenen (wohl eines Kaisers von Trapezunt). Hoch von der Decke hing eine prachtvolle, gestickte Fahne herab, eine Weihegabe König Alexanders. Als ich nun den heiligen Raum hinter der Bilderwand betreten wollte, um die dortigen Kunstwerke zu besichtigen, wehrte das der Führer, da dessen Besuch nur den geweihten Priestern gestattet sei. Ich war sehr verwundert; denn in der Lawra, zu Iwiron und sonst hatte man in dieser Beziehung nach beendigtem Gottesdienst nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht. Indessen ich verstand den Trefflichen und drückte ihm einen Medschid in die Hand, ohne etwas zu sagen. Nach fünf Minuten winkte er uns ins Adyton und schloß einen großen Wandschrank, die Schatzkammer, auf. Die prächtigsten, meist silbergearbeiteten Reliquiarien waren hier in einer großartigen Fülle aufgehäuft, denkwürdige und höchst geschmackvoll gearbeitete Probestücke der alten Goldschmiedekunst, Geschenke der alten serbischen Caren an das Nationalheiligtum. Lange verweilten wir in der Betrachtung dieser kostbaren Schätze. Nachdem wir dann noch das Grab des Mönches Symeon, des alten Fürsten Stephan, besucht hatten, verabschiedeten wir uns, um unsere Wanderung nach Zografu fortzusetzen.

Der Weg führte nun höher ins Gebirge hinauf über meist halbtrockene Bäche durch baumreiche Schluchten und Waldungen. Nach einem fast zwei-

stündigen Ritt stiegen wir endlich steil bergan; auf hoher Bergeszinne grüßte uns eine kleine Kirche mit anliegenden Klosterwohnungen; das war Agios Georgios, eine entzückend gelegene Dependenz von Zografu. Hinter dem Georgsberge öffnet sich eine geräumige Waldschlucht, und an ihrem Rande erhebt sich die rötliche turmreiche Klosterburg des hl. Georg von Zografu, der Zentralsitz der bulgarischen Nation auf dem Athos.

Dieses Volk, das mit solchem Eifer die rechtgläubige Lehre angenommen hatte, soll, wie wir gesehen, einst nicht weniger als vier Klöster auf dem Athos besessen haben. Aus den übrigen haben die Griechen dasselbe verdrängt. In Zografu wurde mir versichert, daß auch dieses Gotteshaus im XVII. und XVIII. Jahrhundert großenteils von Griechen in Besitz genommen worden und erst Ende des XVIII. oder Anfang des XIX. Jahrhunderts der bulgarischen Nation zurückgegeben worden sei. Ich habe aber in den geschichtlichen Nachrichten über das Kloster keine Bestätigung dieser Angabe finden können. Jedenfalls ist es heute und zwar seit langem vollkommen bulgarisch. Das Kloster Zografu ist ein ungemein stattlicher Bau und macht mit seinen reichgeschmückten Kirchen und Kapellen und seinen wohlgepflegten Hallen einen sehr wohlhabenden Eindruck. Mich hatte vor allem der Wunsch hergeführt, das dortige Archiv benutzen zu dürfen. Daselbst befinden sich nämlich vier Briefe, welche der Patriarch Païsios im J. 1569 erlassen hat, und welche die Organisation einer orthodoxen Hierarchie unter einem griechischen Erzbischof und „Katholikos des gesamten Westens“ für das Königreich beider Sizilien zum Gegenstand



Kloster Zografu.

haben. Diese Briefe hatte zwar bereits Palmow, Professor an der geistlichen Akademie von St. Petersburg, wenn auch nicht ganz genügend, herausgegeben. Ich wünschte sie deshalb noch einmal vergleichen zu können. Ich hatte mir daher in Konstantinopel eine Privatempfehlung des bulgarischen Exarchen, Msgr. Jossif, verschafft, und außerdem auch vom Fürsten von Bulgarien ein Empfehlungsschreiben erhalten. Ich wurde gleich sehr liebenswürdig aufgenommen. Als ich aber neben dem offiziellen Brief der Hl. Gemeinschaft noch diese bulgarischen Briefe abgab, da erheiterten sich alle Gesichter, und ich galt gleich als großer Freund von Volk und Kloster der Bulgaren.

Wie üblich sind die Fremdenzimmer in Zografu drei Treppen hoch. Die obersten Räume gelten als die gesundesten und vornehmsten. Auf demselben Korridor befinden sich auch die feierlichen Empfangssäle der Brüderschaft. Wie überall auf dem Athos haben die Wände der Zellen und Zimmer keine Tapeten, sondern nur geweißte Wände. Darüber sind aber in Zografu kostbare Teppiche gehängt; solche bedecken auch den Boden des Gemachs. Zur Erleuchtung erhielten wir in unsere Zelle deutsche sogenannte Wunderlampen. Auf Befragen wurde uns mitgeteilt, daß sämtliche Zellen des Klosters mit solchen versehen seien. Überhaupt zeigt die ganze Einrichtung, daß wir uns in einem sehr wohlhabenden Kloster befinden. Nur die Türen, welche auf die langen Korridore führen, sind so ausgesucht niedrig, daß jeder, der nicht ungewöhnlich klein ist und nicht aufmerkt, sich arg anstößt, denn nur gebückten Hauptes kann man durch dieselben

8*

ein und aus gehen. Ich sagte den Mönchen zu ihrer Erheiterung, sie wollten mich während meines Aufenthaltes in der Mönchsdemut (ταπεινοφροσύνη) unterrichten.

Das kaiserliche, patriarchale und stauropegische Kloster unseres heiligen Großblutzeugen und siegreichen Triumphators Georgios, zubenannt des Malers (Zografu), wird von 180 Mönchen bewohnt, unter denen sich nur 20 Hieromonachi und vier Diakone befinden. Auch dieses Kloster hatte, wie die meisten des Heiligen Berges, die idiorrhythmische Ordnung angenommen; allein 1850 faßte der Konvent den Beschluß, wieder zur alten cönobiarchischen Ordnung zurückzukehren und wurde in dem Erlaß des Patriarchen Anthimos mit Lobsprüchen förmlich überschüttet, daß er sich von der idiorrhythmischen Ungebundenheit und seinem Mißbrauch wieder zur altüberlieferten Väterordnung zurückgefunden habe. Von da an herrscht bis heute streng cönobiarchische Ordnung. Der sehr energische Igumen Grigorij ist in diesem Punkte unerbittlich. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten der Mönche erscheint nur Fisch- und Pflanzenkost. Aber in seiner Zelle ist jeder frei; so wird in sehr verständiger Weise ein zu weit gehender Rigorismus verhütet, der namentlich der Gesundheit der älteren Mönche bleibenden Schaden bringen könnte.

Der Igumen hat vorzugsweise die geistliche Leitung der frommen Genossenschaft zu führen; für die Verwaltung der Wirtschaftsgeschäfte ist ihm ein Beirat der drei Epitropen: P. Nikanor, P. Gerasimos und P. Ignatios beigesellt. Diese wechseln ihr Amt jährlich. Über wichtige Angelegenheiten entscheidet der weitere Rat der zwölf Synodalen.

Zografu ist ein recht reiches Kloster. Abgesehen von den in der unmittelbaren Nachbarschaft gelegenen, von ihm selbst bewirtschafteten Besitzungen hat es jährlich aus seinen Pachtgütern und Besitzungen 10000 türkische Pfund (gegen 200000 Mk.) zu vereinnahmen. Metochien besitzt es auf der Chalkidike und den Inseln: Kalamaria, Kassandra, Ormilia, Longo, Hierissos, Thasos. Vor allem hat es große Güter in Rußland, Schenkungen der ehemaligen Herren der Moldau, in Bessarabien gelegen. Es besitzt in Kischeneff ein stattliches Haus. Zwei prachtvolle dortige Klostergüter, Kyprianu und Dobrowietz, verdankte es der Freigebigkeit moldauischer Fürsten. Im Andenken der Mönche lebt besonders der Hospodar Stephan fort, welcher das verfallene Kloster 1502 neu aufbaute. In dem Empfangssaale des Klosters hängt das lebensgroße Brustbild dieses Gönners, eine Stickerei angeblich der Prinzessin, seiner Tochter.

Die in Rußland liegenden Güter werden jetzt von der Regierung verwaltet, die aber zwei Drittel der Einkünfte dem Kloster zukommen läßt, während sie den Rest für sich verwendet. Einer der Mönche erzählte mir auch, daß ihre bessarabischen Besitzungen noch reiche unausgebeutete Forsten enthielten. Spekulanten hätten dem Kloster für den Zeitraum von fünf Jahren eine jährliche Pachtsumme von 100 000 Rubel geboten, um das Recht zu erhalten, die Waldungen niederzuschlagen. Indessen die Klosterverwaltung wollte davon nichts wissen. „Was sollten wir“, sagte mein Gewährsmann, „mit dem vielen Gelde machen? Wir erhalten genug für unsere Bedürfnisse.“ Es ist jedenfalls erfreulich, wenn die Mönche die

sonst übliche Waldverwüstung auf ihren Besitzungen nicht gestattet haben.

Die Mönche des Klosters sind übrigens keineswegs ausschließlich Bulgaren. Als Mentor (Prostatis) wurde uns P. Galaktion Turtulis zugewiesen, ein Albanese (Toska) aus Korytza (Gorča), der sehr fertig Französisch und Griechisch spricht und dem deshalb vorzugsweise der Verkehr mit den Fremden obliegt. P. Galaktion ist ein sehr merkwürdiger Mann. Sein Bruder ist einer der angesehensten und gesuchtesten Ärzte in Kairo; er selbst war Apotheker, hat aber gleichfalls Arzneiwissenschaft studiert. Er hat den größten Teil seines Lebens in Ägypten und Paris zugebracht und ist völlig von europäischer Bildung durchtränkt. Da er unverheiratet war, lebte er im Hause seines Bruders und widmete sich ausschließlich der Erziehung seines Neffen, der leidenschaftlich an ihm hing und dessen Ausbildung er als seine Lebensaufgabe betrachtete. Allein der junge Mensch starb siebzehnjährig. „Dieser Schlag“, sagte er mir, „traf mich furchtbar; mein ganzes Lebensziel war vernichtet. Wozu sollte ich noch weiterleben?“ So entschloß er sich, das schwarze Gewand zu nehmen. In seiner Familie erregte das einen Sturm der Entrüstung, da sie eine der reichsten und vornehmsten in Korytza ist, und heutzutage im Gegensatz zu den vergangenen Jahrhunderten der orthodoxe Klerus sich fast ausschließlich aus den unteren und untersten Ständen rekrutiert. Allein Turtulis blieb fest; er ging auf den Athos und gedenkt hier sein Leben zu beschließen. Nicht einmal zum Besuch seiner achtzigjährigen Mutter, die noch in Korytza lebt, ließ er sich bewegen; er trug mir aber Grüße an dieselbe auf. Leider war,

als ich daselbst ankam, die rüstige Matrone über Monastir und Saloniki nach Kerkyra verreist. Wie alle Albanesen, ist P. Galaktion voll Stolz auf die Vergangenheit seines Volkes. Er behauptete mir, die Makedonier seien keine Griechen, sondern Illyrier. Daß die Illyrier aber die Vorfahren der heutigen Albanesen seien, ist für alle gebildeten Schkipetaren Glaubenssatz. Ich entgegnete ihm, an der Ostküste seien doch wohl griechische oder den Griechen verwandte Stämme seßhaft gewesen. Dagegen im Innern und namentlich in Obermakedonien, in den wild barbarischen Feudalfürstentümern der Lynkesten, Eordäer usf. sei die Bevölkerung jedenfalls stark mit illyrischen Elementen gemischt oder geradezu illyrisch gewesen. „Nun," erwiderte er triumphierend, „dann spricht alles dafür, daß Alexander der Große, der von Mutterseite durch die epirotische Prinzessin Olympias sicher ein Illyrier war, auch von Vaterseite her illyrisches Blut in seinen Adern hatte. Denn die Herkunft der makedonischen Könige aus dem peloponnesischen Argos „est une pure fable d'après les savants les plus compétents". Nun merkte ich, wo Vater Galaktion hinaus wollte. Alexander oder Iskander Dhulkarnain ist der große, von Christen und Muslimen gleichmäßig verehrte, in Sage und Dichtung fortlebende Heros. Ist er aber illyrischen Geblütes, dann können die angeblichen Nachkommen der Illyrier, die Albanesen, ihn als ihren Nationalheros betrachten; und auf dieses — im Grunde rein patriotische und ziemlich weltliche — Ziel richtete sich der ganze Ehrgeiz eines Mannes, welcher in der Stille des Heiligen Berges sein Leben beschließen will.

P. Galaktion ist von den Zografiten als ihr Arzt

gegen eine Entschädigung von 80 Pfund und freie Station angestellt. Er sagte mir übrigens, daß seine Tätigkeit keineswegs viel in Anspruch genommen werde; denn die Mönchsgemeinschaft des Athos erfreut sich bei ihrem regelmäßigen und ruhigen Leben einer vortrefflichen Gesundheit. Krankheiten rühren fast nur von mangelhafter Reinlichkeit oder Diätfehlern her.

Mein erster Besuch galt dem ehrwürdigen P. Igumen Grigorij, der mit großer Liebenswürdigkeit mir die handschriftlichen Schätze zur Verfügung stellte, und bereits den Morgen nach meiner Ankunft führte P. Nikita, der Bibliothekar, mich in die Bücherei. Indessen diese enthält meist altslawische Manuskripte; die wenigen kirchlichen Handschriften griechischer Sprache hatten für mich keine Bedeutung. Ich erklärte daher dem Bibliothekar, daß ich vor allem die Urkunden und namentlich die Briefe des Patriarchen Païsios sehen möchte. „Ja," erwiderte P. Nikita, „die befinden sich im Archiv, und dessen Zutritt ist nur nach eingeholter Erlaubnis des Igumen und der Epitropen erhältlich. Indessen, das werde ich besorgen." Bereits am Nachmittag wurde ich in den großen Empfangssaal entboten, wo ein Wandschrank die Archivschätze ent-



Igumen Grigorij von Zografu.

hält. Dort befanden sich bereits der Igumen und die drei Epitropen; eine große Truhe, bis oben mit Urkunden angefüllt, war auf den Tisch hinausgehoben, und nun durfte ich unter der Aufsicht der Vorstände sämtliche Urkunden untersuchen. Die meisten waren wieder slawisch, Privilegien und Chrysobullen der alten bulgarischen Caren und der Herrscher der Donaufürstentümer, auch eine wahrhaft glänzend ausgestattete Urkunde Peters des Großen, Name und Titel des Kaisers in leuchtender Goldschrift. Hier war ich auch so glücklich, zwei der Briefe des Païsios und einige andere griechische Urkunden zu finden. Gegen Ausstellung eines Scheines erhielt ich sämtliche Urkunden auf mein Zimmer geliefert, wo ich sie in aller Muße kopieren konnte. Diese Liberalität der Bulgaren sticht stark gegen die Art der Griechen ab, die wenigstens in Watopedi ihre Chrysobullen und Privilegien „wie gefangene Teufelchen“ hüten, damit kein profanes Auge einen Blick darauf werfe. Folgenden Tages sagte ich zum Bibliothekar, Païsios habe nicht zwei, sondern vier Briefe geschrieben. Vielleicht enthalte eine zweite Truhe die fehlenden. Er lächelte verständnisinnig und nach einer Stunde durfte ich im Empfangssaal den Inhalt der tatsächlich vorhandenen zweiten Truhe prüfen. Der gute Abt sagte in seiner liebenswürdigen Weise: „Wir sind ungelehrte Leute; was Euch von Wert ist, könnt Ihr selbst heraussuchen.“ In der Tat fanden sich auch die übrigen Briefe und eine Reihe hochinteressanter Urkunden, welche vielfach neues Licht über die Geschichte des Klosters verbreiten, so ein bisher unveröffentlichter Erlaß des Patriarchen Philotheos vom Jahre 1372, wo-

nach er dem Kloster die Stauropegie verleiht, d. h. dasselbe unmittelbar dem ökumenischen Patriarchat unterstellt, aus Dankbarkeit gegen den bulgarischen Fürsten Branislaw, welcher das Gotteshaus des hl. Demetrios in Zografu errichtet hatte, eine noch heute vorhandene Kapelle des Katholikon, der großen Kirche von Zografu. Natürlich habe ich von da an des Tags und oft fast auch die ganze Nacht die kostbaren Urkunden kopiert, um die knappe Zeit, welche ich noch auf Zografu verwenden konnte, möglichst auszunutzen [1]).

Auf dem Athos gewöhnt man sich an ein höchst regelmäßiges Leben und namentlich an das Frühaufstehen. Um halb fünf oder fünf Uhr begann vorschriftsmäßig die Liturgie. Natürlich besuchte ich dieselbe auch bisweilen. Allein Tag für Tag einem Gottesdienste beizuwohnen, der in einer mir unverständlichen Sprache abgehalten wurde, konnte billigerweise von mir nicht verlangt werden. Auch verlor ich damit zu viel Zeit. Indessen Grigorij ist ein strenger Igumen, er hält darauf, daß alle Bewohner des Klosters, auch die Fremden, die in seinen Toren wohnen, regelmäßig den Gottesdienst besuchen. Jannis fand eine Auskunft. Er erklärte mir, von nun an täglich, sowohl dem Morgen-, als dem Vespergottesdienste beiwohnen zu wollen, und mit dieser Stellvertretung war auch der Igumen vollkommen einverstanden.

Die Bulgaren kennen nicht den schönen vierstimmigen Gesang der Russen, sondern pflegen genau dieselbe häßliche nasale Sangweise wie die Griechen.

1) Ich habe diese Urkunden veröffentlicht in der Byz. Zeitschrift XII, 1903, S. 498 ff.

Die Zuhörerschaft erschien mir wenigstens in Zografu höchst andächtig bei dem Gottesdienste. Eigentümlich ist die Ordnung der Fürbitte. Zuerst wird der Name des ökumenischen Patriarchen erwähnt; ganz natürlich; denn ihm unterstehen alle Athosklöster. An zweiter Stelle wird der Name des Vaters Grigorij von Zografu, an dritter der des Vaters Andreas von Panteleïmon erwähnt; erst an vierter erscheint Nikolaj Alexandrowitsch, der russische Car, der erlauchte weltliche Protektor des Klosters und endlich an fünfter Prinz Boris von Bulgarien; sein Vater, als nicht zur Gemeinschaft der rechtgläubigen Kirche gehörig, wird in der Kommemoration nicht aufgeführt. Ich sprach einmal einem hohen russischen Beamten gegenüber meine Verwunderung aus, daß das nationalbulgarische Kloster nicht unter dem Schutze der bulgarischen, sondern der russischen Regierung stehe. Er blickte mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck etwas spöttischer, wenn auch gutmütiger Heiterkeit an: „Was heißt bulgarischer Schutz?“ Wenn es Ernst gilt, müssen diese Kleinen, die unter Umständen gewaltig auf ihre Selbständigkeit pochen, doch immer den Schutz der Großmächte anrufen. Als ich in Monastir wohnte, hatten türkische Soldaten sich in einem serbischen Dorfe Gewalttaten erlaubt. Es wurde dem serbischen Konsul gemeldet; er wagte nicht einmal sich zu beschweren, geschweige denn einzuschreiten. Er wandte sich an A. Rostkowsky, den russischen Konsul, und durch dessen tatkräftige Intervention erhielten die Serben Genugtuung. Sie drückten dem Konsul ihren Dank durch eine Dekoration aus.

Ich gewöhnte mich übrigens bald an diese Athos-

sitte des Frühaufstehens. Eine Folge derselben war denn auch, daß bereits um acht Uhr der Archontarios Maxim mich in meiner Zelle aufsuchte mit dem frohen Rufe: ἄς φάμε! (wir wollen essen). Ein so frühes Mittagessen war mir allerdings neu; indessen, wer um fünf oder halbfünf sich erhebt, kann um acht Uhr sich schon an den Mittagstisch setzen. Freilich die Pause bis zum Abendessen um sechs Uhr war etwas lang; doch halfen hier die Konserven aus.

Einmal holte mich P. Galaktion zu einem Spaziergang nach der nur eine Viertelstunde entfernten Kapelle des hl. Georg ab; sie liegt, wie schon erwähnt, auf einem kleinen nach allen Seiten sanft abfallenden Hügel und gewährt einen prächtigen Ausblick nach den umliegenden Schluchten und Tälern und den waldgeschmückten Bergeshöhen. In der an die Kapelle stoßenden Behausung fanden wir unter der Aufsicht zweier Mönche eine Schneiderwerkstätte eingerichtet; die sämtlichen Kutten und sonstigen Gewänder der Mönche werden hier angefertigt. Die Schneider, meist junge Leute, machten mir einen sehr profanen Eindruck, und ich fragte, ob denn das auch Mönche seien: „O bewahre! alle Arbeit wird von Laien verrichtet.“ — „Aber Pachomios und die alten ägyptischen Mönche haben sehr eifrig Landwirtschaft getrieben oder Strohmatten geflochten.“ — „Nein, wir in den Athosklöstern überlassen die Arbeit den Laien!“

Mir war diese Äußerung sehr auffällig; in den Skiten und Kellien wird übrigens fleißig gearbeitet, und ich weiß auch nicht, ob dieser Grundsatz für alle anderen Klöster gilt. Jedenfalls in Zografu wurde mir ausdrücklich die Arbeit als mit dem Asketentum unvereinbar bezeichnet.

Bei meinen Arbeiten besuchte mich häufig P. Galaktion. Da er aufgeklärt und gebildet war, betrachtete er mit Mißtrauen meine weitläufigen Kopien der alten Urkunden: „Gewiß enthalten sie törichtes altes Mönchsgezänk?“ — „O nein!“ erwiderte ich, „gerade sehr erbaulich sind sie freilich nicht, aber sie enthalten auch nichts Auffälliges; es sind Akten aus Prozessen mit den Nachbarklöstern Watopedi und Esfigmenu um strittige Grundstücke usf. Sie unterscheiden sich in nichts von anderen Urkunden dieser Gattung als dadurch, daß beide Parteien Mönche und der entscheidende Gerichtsherr der Patriarch ist.“ Der gute Vater war beruhigt.

In einer Handschrift von Esfigmenu hatte ich gelesen, wie feierlich im VII. Jahrhundert der armenische Patriarch Nerses bei seiner Rückkehr nach der Heimat empfangen wurde. Mit Kreuz und Evangelium, mit Lichtern, räuchernd und Psalmen singend kamen ihm Klerus und Volk bei seinem Einzug entgegen. Dieser Anblick sollte auch mir zuteil werden. Eines Morgens herrschte ungewöhnliches Leben im Kloster. Alle Glocken läuteten unaufhörlich mindestens eine halbe Stunde lang. Auf meine Anfrage erfuhr ich, daß der Exarch des Patriarchen erscheinen werde, ein von diesem bestellter Kommissär, welcher eine Visitationsreise durch sämtliche Athosklöster unternahm. Es sei ein Bischof, Näheres konnten mir die Väter nicht mitteilen. Ich begab mich eiligst an die große Klosterpforte, wo der gesamte Konvent mit dem Igumen an der Spitze versammelt war. Vorn waren zwei Priester aufgestellt in den roten, goldgestickten Prachtgewanden, einer mit dem Kreuze, der andere mit dem Evangelium. Zwei Diakone trugen die Weih-

rauchgefäße, zwei andere die Lichter. Endlich erschien der Exarch, begleitet von zwei Deputierten der Hl. Gemeinschaft, Meletios von Iwiron und Anthimos von Watopedi, und zwei Zografiten, die ihn an der Grenze des Klostergebiets bereits bewillkommnet hatten. Die Maultiere hatten die Ehrengesandten vorher — gleichsam hinter der Szene — verlassen, zweifellos mit Absicht, da das mühsame Absteigen in den langen Priestergewändern nicht eben zur Erhöhung der Feierlichkeit beiträgt. Die Deputation kam daher zu Fuß über die weite Terrasse, der Bischof umarmte und küßte den Abt, ebenso bezeugte er Kreuz und Evangelium seine Verehrung; dann warf ihm der Abt seine goldene Kette um den Hals und über seine Kopfbedeckung und seinen Rücken wurde der violette, goldgestickte Prachtmantel gelegt; ein Mönch trug seine Schleppe. Unter Psalmengesang, unaufhörlichem Schwenken der Weihrauchfässer und Vortragen der Lichter formierte sich die Prozession nach der Kirche. Dort fand ein ganz kurzer Gottesdienst statt; hierauf dankte der Exarch in griechischer Sprache für den guten Empfang und lobte die geordneten Verhältnisse des Cönobions. Die Feier war beendigt. Als wir im Begriff waren, die Kirche zu verlassen, dreht sich plötzlich der Exarch um: „Ah! hier sehe ich einen alten Freund von mir, Herrn Gelzer; seien Sie willkommen! Kennen Sie mich?“ — „Gewiß. Ew. Gottesliebe ist Johannes, der Heilige von Xanthopolis.“ Ich hatte drei Jahre früher seine Bekanntschaft gemacht, während Johannes als Hilfsbischof des Metropoliten Basileios in Smyrna geweilt hatte. Er erzählte mir, daß er mich schon lange gesucht, da er in Iwiron und Lawra meine

Eintragungen ins Fremdenbuch vorgefunden hatte. Natürlich stieg ich gewaltig in der Achtung des bulgarischen Konvents, als der ihm völlig unbekannte Exarch mich als seinen alten Freund bezeichnete. Zahlreiche Mönche stürzten nachher auf mich zu, und ich mußte ihnen Auskunft über die Person des Exarchen geben. Sofort wurde ich aufgefordert, mit in den großen Saal zu kommen, wo ein feierlicher Empfang stattfand und Erfrischungen herumgereicht wurden. Auch an den sehr glänzenden Festmahlzeiten zu Ehren des hohen Gastes nahm ich teil und erhielt meinen Platz unmittelbar neben dem zweiten Ehrengesandten, Archimandriten Meletios von Iwiron. Mit diesem tauschte ich Erinnerungen an den schönen Aufenthalt im geliebten Iwiron aus und sagte ihm scherzweise: „Wenn ich nicht durch meine Familie an den Kosmos gebunden wäre, was würde mich hindern, mit meiner Bibliothek Jena zu verlassen und in Iwiron meine Tage zu beschließen!" Seitdem schloß er mich mit besonderer Liebe in sein Herz und bemühte sich, mir immer die besten Stücke zu geben bei den zahlreichen Gängen des sehr lukullischen Diners; die Cönobien verstehen auch ohne Fleisch durch Abwechslung in den feinsten Fischen und erlesensten Gemüsen einen selbst für verwöhnte Ansprüche sehr preiswerten Speisezettel zusammenzustellen. Meletios ist übrigens ein vorzüglicher Hellenist und kann eine Reihe Gesänge der Ilias aus dem Kopfe rezitieren. Der sehr umgängliche Bischof von Xanthopolis erzählte uns in anschaulichster Weise von seiner Visitationsreise, die ihn durch Makedonien nach dem Olympos geführt hatte, und die ihn noch nach Epeiros bringen sollte. Hochdramatisch

war seine Schilderung des Besuchs im Olymposkloster des hl. Dionysios. Er hatte große Mühe, Agogiaten und die nötigen Maultiere zusammenzubringen, weil wegen der zahlreichen Klephthen die Treiber für ihre Tiere fürchteten. Auch er selbst meinte einmal, zu Fuß die Reise fortsetzen zu müssen. Allein alles verlief gut. Ich fragte ihn, ob denn die Reise in diesen Gegenden nicht überhaupt sehr gefährlich sei. „Gefährlich ist sie, doch nicht für uns; denn die Räuber fürchten unsere Flüche!“ Diese freien Söhne der Berge strahlen in tadelloser Rechtgläubigkeit; als antike Menschen betrachten sie den geweihten Priester als ein mit zauberischer Macht ausgerüstetes höheres Wesen. Vor seinen Fluchformeln und dem Banne der Kirche haben die Angehörigen des einfachen Volkes unter rechtgläubigen Hellenen wie Slawen noch heute eine ganz entsetzliche Angst.

Nach aufgehobener Tafel begaben sich die zwei bedienenden Mönche sofort an die Türe, und als der Bischof erschien, warfen sie sich der Länge nach in Ehrfurcht vor ihm hin und küßten ihm dann die Hände. Ich kann nicht leugnen, daß diese orientalische Verehrungsweise, zumal noch von Geistlichen ausgeführt, auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck machte. Übrigens werden den Konsuln, wenn sie den Athos besuchen, genau dieselben Ehrenbezeigungen wie den Bischöfen erwiesen.

Die Zografiten waren von dem Besuch des Exarchen sehr befriedigt, um so mehr, als sie mir mit Bedauern erzählt hatten, daß der ökumenische Patriarch Joakim III. während der langen Periode seines amtlosen Verweilens auf dem Athos (1884—1901) niemals das bulgarische Kloster besucht hätte, ob-

schon die Klosterleitung ihn mehrmals eingeladen hatte und er mehrfach in der Nähe verweilte. Der kluge Prälat, der bei seinem starken Anhang seine Wiedereinsetzung wohl nie ganz aus dem Auge verloren hatte, wollte offenbar jeden Schritt vermeiden, der ihn heute bei der starken nationalen Erregung in den Augen der Griechen hätte kompromittieren können.

Durch meine Arbeiten war ich bedeutend länger, als ich erst geplant hatte, in Zografu zurückgehalten worden und versäumte dadurch den Anschluß an den russischen Dampfer. Indessen Montag, 6. Oktober, kam das türkische Schiff nach Dafni, und so konnte ich noch einem hohen Festtage beiwohnen, der auf den Sonntag fiel. Es war das Fest des hl. Kosmas des Zografiten, also eines Spezialheiligen des Klosters, der mir übrigens gänzlich unbekannt war; auch die Gelehrsamkeit der Väter des Georgsklosters wußte mir über die göttlichen Tugenden und die alles menschliche Denken übersteigenden Wundertaten des Seligen nichts mitzuteilen. Natürlich begann die Feier schon Sonnabend mit einer Agrypnie. Indessen den Schlaf während einer ganzen Nacht diesem Heiligen in frommem Gesang zu opfern, fiel mir nicht ein, sondern um zehn Uhr verließ ich die Kirche, keineswegs allein; zahlreiche Mönche kamen mit. Doch diese Frommen gönnten sich nur infolge großer Erschöpfung eine halbstündige Pause, um dann sogleich wieder in den Gottesdienst zu eilen. Diesmal begann die Liturgie erst morgens gegen 6 Uhr, zu der ich mich auf dringende Vorstellung eines der Mönche im Festgewand und ordengeschmückt einfand. Es war eine große, höchst feier-

liche Pontifikalmesse. Der Abt mit sechzehn Priestern und Diakonen zelebrierte persönlich das Hochamt. Er selbst trug den kostbarsten Schmuck und seine Ordensketten und Sterne; sämtliche Priester erschienen in den leuchtenden roten, goldgestickten Meßgewändern. Es war wirklich ein glanzvoller Anblick und stach gewaltig gegen die Pontifikalmesse in Esfigmenu ab, wo ich dem Fest der Kreuzeserhöhung beigewohnt hatte. Wie bescheiden, fast armselig war dort die Prozession der Priester erschienen, wenn sie, geführt vom Abte und mit den heiligen Gerätschaften versehen, sich aus dem Altarraum in Prozession nach dem äußeren Teil der Kirche bewegte! Heute war das ein anderes, ein farbenprächtiges und stolzes Schauspiel, als der Abt vor dem Ikonostas erschien und sämtliche sechzehn Priester im Kreise sich um ihn aufstellten. Zum Schlusse wurden die Antidora genannten Brotstücke wie üblich an die Gemeinde verteilt. Ich mußte dabei wider meinen Willen vorangehen. Nachher fand ein Umgang längs der Bilderwand statt, wobei ein jeder die dort befindlichen in silberne Gehäuse eingeschlossenen Reliquienpartikel küßte. Man duldete stillschweigend, daß ich diese Andachtsübung unterließ.

Unmittelbar darauf begab sich der gesamte Konvent in das Refektorium, einen weiten Saal mit drei langen Tischen; im Hintergrund befindet sich eine erhöhte Nische, wo für den Abt, die Epitropen und sonstige Ehrengäste gedeckt ist. Ich wurde dorthin hinaufgenötigt, während der Konvent an den drei Langtischen sich versammelte. Wie üblich, eröffneten lange Gebete das Frühmahl und zum Schluß wurde ein Marienhymnus gesungen.

XIV. DIE ABREISE VOM HEILIGEN BERG.

Noch denselben Tag mußte ich das gastliche Kloster verlassen. Wir sollten keine zwei Stunden nach Arsanas, dem Hafen von Zografu reiten, von wo ein Schiff uns längs der Westküste nach Dafni bringen würde. Allein als wir im Hafen anlangten, erklärten der die Hafenaufsicht führende Papas und ebenso die Bootsleute, daß bei dem schlimmen Meere eine Fahrt unmöglich sei. Zum großen Schmerz der Agogiaten von Zografu, die eine schnelle Rückkehr gehofft hatten, mußten wir den langwierigen, aber prachtvollen Landweg längs der Westküste einschlagen. Unser Pfad, bald unmittelbar über die Strandklippen, bald etwas in der Höhe mit dem Blick über die wohlbebaute Küstenlandschaft und die Berge der Halbinsel Longkos, führte uns nacheinander über vier Klöster: erst Dochiariu, dann Xenophontos mit seiner uralten Kirche und seinen grünen Türmen, dann über das Russenkloster Panteleïmon, wo wir gern noch einmal die alten Freunde begrüßt hätten, wenn die Zeit dazu vorhanden gewesen wäre, endlich über Xeropotamu, dessen Mönche mich sehr dringend zu einem Besuche eingeladen hatten. Mangel an Zeit, und weil dort für meine wissenschaftlichen Zwecke nichts zu finden war, hatten mich verhindert, diesem Wunsche zu entsprechen. Die Straße führt unmittelbar über den Vorplatz der Kirche von Xeropotamu. Nach alter Ordnung muß dort jeder aus Ehrfurcht vor der heiligen Stätte vom Reittier steigen und zu Fuß die Strecke passieren. Unser freundlicher Gruß wurde aber von den „guten Greisen" gar nicht oder

kaum erwidert; unsere Zurückweisung ihres gastlichen Anerbietens hatte sie schwer gekränkt.

Viel schwerer wurde mir, endgültig auf den Besuch des an der Südwestküste prachtvoll gelegenen Klosters Dionysiu verzichten zu müssen, das alte und für mich sehr wertvolle Handschriften enthält. Allein der Landweg dahin wurde mir als sehr lang und äußerst mühselig geschildert. Zu Wasser war es zu erreichen; allein bei der schlechten See hätte ich eventuell mehrere Tage in Dafni untätig liegen müssen, und ebenso mußte ich mich darauf gefaßt machen, nachher im Kloster wieder tagelang zu warten, ehe eine Rückfahrt möglich wurde. Bei der schlechten Dampferverbindung (nur alle 14 Tage) hätte das einen ganz enormen Zeitverlust bedeutet. So mußte ich denn betrübten Herzens meinen liebgewonnenen Plan aufgeben.

Bei der ganzen Wanderung setzten wir über zahlreiche Gießbäche, deren frisches Naß an den Ufern die schönsten Ahorn- und Eichbäume und einen fröhlichen Busch- und Pflanzenwuchs emporgedeihen läßt. Regelmäßig führen teilweise ganz gut gemauerte Brücken über dieselben; andere freilich zeigen bedenkliche Spuren des Alters und der Gebrechlichkeit. Unsere Maultiere vermieden sie sämtlich mit der größten Gewissenhaftigkeit und zogen den Weg durch das Wasser vor. Auf mein Lachen bemerkte der führende Agogiate mit großer Würde, daß diese Brücken lediglich für die Fußgänger bestimmt seien.

Von dem hochgelegenen Xeropotamu führen so steile und schlecht gepflasterte Pfade nach Dafni, daß ich vorgezogen hätte, zu Fuß zu gehen. Allein das duldeten unsere Führer nicht; sie bemerkten, daß die Maultiere auch die steilsten Wege hinauf und

hinunter mit viel größerer Sicherheit wanderten als die Europäer, eine Beobachtung, deren Richtigkeit sich mir auch sonst auf dem Athos stets bewährt hatte. Bei unserer Ankunft in Dafni hatte ich Gelegenheit, die Rüstigkeit unserer Agogiaten zu bewundern. Den ganzen 5—6stündigen Marsch hatten sie zu Fuß gemacht. Sie hielten sich höchstens zehn Minuten auf, um abzuladen und ein Glas Limonade zu trinken; dann machten sie sofort sich wieder auf den Rückweg, um nicht gar zu spät in Zografu einzutreffen. Diese sehnigen, mageren Albanesen — auch das Bulgarenkloster hat meist albanesische oder griechische Dienstleute — besitzen eine staunenswerte Ausdauer und physische Kraft.

In Dafni erwartete mich noch ein kleines Geplänkel mit der türkischen Hafen- und Zollbehörde. Der türkische Dampfer war bereits telegraphisch angesagt; er sollte im Laufe des 6. Oktobers eintreffen. Allein als ich meinen Teskere (den türkischen Reisepaß) vorwies, wurde mir bedeutet, ich müsse noch einmal nach Karyäs reiten, um denselben vom Kaïmakam visieren zu lassen. Vergebens stellte ich vor, daß ich das bei meiner Ankunft in Karyäs getan habe. Ich erhielt die Antwort, daß dies vor meiner Abreise vom Athos noch ein zweites Mal geschehen müsse. Ich bemerkte, daß ich von Zografu direkt längs der Küste geritten sei, also Karyäs gar nicht wieder berührt habe; übrigens würde ein Ritt nach Karyäs drei Stunden in Anspruch nehmen und so könne ich vor sechs Stunden nicht zurück sein; wahrscheinlich, ja sicher sei aber dann das türkische Schiff bereits abgefahren. Das erregte nur ein gleichgültiges Achselzucken. Da riß mir die Geduld, und

ich erklärte, sofort nach Konstantinopel an die Botschaft zu telegraphieren. Nach einer Viertelstunde hatte ich den Teskere. Der freundliche Agent der russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, der Albanese Sotir Papagiannis, hatte den Dolmetsch gemacht und erzählte mir nachher lächelnd, meine Drohung hätte die Türken furchtbar erschreckt. Ich hatte nämlich für unsere Aufnahmen einen neuen photographischen Apparat aus Konstantinopel kommen lassen und wollte denselben bei meinem Eintreffen von der Lawra in Karyäs abholen. Er war auf der Post; allein die Begleitpapiere waren aus Nachlässigkeit mit einem anderen Schiff geschickt worden. Alles Zureden half nichts. Der Postdirektor blieb unerbittlich. Auf meine telegraphische Beschwerde an die Deutsche Botschaft war jedoch, wie ich jetzt erst durch Papagiannis erfuhr, der Postdirektor suspendiert und nach Saloniki zur Verantwortung gezogen worden. Das hatte eine heilsame Wirkung auf die Zollbeamten ausgeübt. Allerdings bemerkte Papagiannis, daß ich nun wegen meines Formfehlers in Saloniki werde Strafe zahlen müssen. Das wollte ich ja gerne tun, nur nicht unnütz wegen einer Kleinigkeit 10—14 Tage auf dem Athos zurückgehalten werden. Durch den russischen Agenten lernte ich auch den mit uns fahrenden Generalsekretär der türkischen Douane von Saloniki kennen, einen sehr liebenswürdigen Herrn, mit dem ich mich freilich, da er ausschließlich Türkisch sprach, nur sehr bruchstückweise unterhalten konnte. Auf der Fahrt bat er mich um ein Stück Papier und schrieb einige türkische Zeilen darauf, mir empfehlend, dieselben im Hafen vorzuweisen. Ich fragte nachher Jannis, was der Türke geschrieben habe; er

las es und lachte. Der freundliche Generalsekretär hatte bemerkt, man solle dem Überbringer wegen seines nicht ganz ordnungsmäßigen Teskere keine Schwierigkeiten machen; auch sein Gepäck nicht öffnen, da er sonst sofort nach Konstantinopel telegraphieren werde. In der Tat wickelte sich die ganze Ausladung in Saloniki dank der freundlichen Dazwischenkunft des Generalsekretärs aufs glatteste ab. Seine Zeilen wurden mit Ehrfurcht von den Unterbeamten respektiert.

Es war vier Uhr nachmittags geworden, bis wir endlich an die Abfahrt denken konnten. Das türkische Schiff war etwas primitiv eingerichtet. Ein besonderes Verdeck für die Passagiere der ersten Klasse existierte nicht; doch wurden uns bereitwillig Stühle auf das allgemeine Deck hinausgereicht, während die pittoresken sonstigen Bewohner auf ihren Fellen und Decken zu kampieren hatten. Wir befreundeten uns rasch, namentlich mit zwei jungen türkischen Offizieren, die aus Anadoli angekommene Redifs nach Makedonien zu führen hatten. Beide sprachen fertig Deutsch, und als ich den einen fragte, ob er in Deutschland gewesen, antwortete er: „Nein, ich habe die Sprache nur aus Büchern gelernt!“ Es ist überhaupt auffällig, welch rasche Fortschritte das Deutsche in den letzten Jahren unter der einheimischen Bevölkerung gemacht hat. Griechen und Türken, Armenier und namentlich zahlreiche Spaniolen drängen sich massenhaft zum Besuch der deutschen Schule in Konstantinopel. Überall vernimmt man mit Freuden, wie sehr das Deutsche in der allgemeinen Achtung, wie in der Verbreitung steigt.

Eine andere Reisebekanntschaft war ein furchtbar

armer und auch schmutziger griechischer Mönch aus einem kleinen Kloster des Peloponneses, der eine Wallfahrt nach dem Heiligen Berge gemacht hatte. Er zeigte mir sehr geheimnisvoll und verstohlen seine rechte Hand, die die Narbe einer Flintenkugel wies und halbsteif war. Er sagte mir, daß er diese Wunde im Freiheitskampfe der Kreter davongetragen habe. Erst seit zwei Jahren war er Mönch geworden. Er besuchte mich auch später in meinem Gasthof zu Saloniki. Da war es interessant zu beobachten, mit welchem Respekt der griechische Kellner den Geistlichen, wenn auch niederster Stufe, in mein Zimmer geleitete. In einem europäischen Hotel hätte man ihm zweifellos den Eintritt verwehrt.

Wir umfuhren langsam die langgestreckten Rücken der Halbinseln Longkos und Kassandra, im Altertum Pallene und Sithonia. Einst mit einem reichen Städtekranz gewerbfleißiger und handeltreibender Hellenen geschmückt, sind sie heute nur von wenigen Dörfern besetzt und den zahlreichen Metochien und Meierhöfen der verschiedenen Athosklöster. Sie bilden gleichsam eine wirtschaftliche Dependenz des Heiligen Berges. Das früh hereinbrechende Dunkel verhinderte uns, die Einfahrt in den Thermäischen Busen zu sehen, und als wir andern Morgens in der größten Frühe erwachten, lagen wir bereits im Hafen von Saloniki vor Anker. Wir waren wieder im Europa der Neuzeit mit Eisenbahnen und regelmäßiger Postverbindung angelangt; der primitive mittelalterliche Orient des Heiligen Berges gehörte der Vergangenheit an.



Jannis Georgalas.

C. IM BULGARISCHEN MAKEDONIEN.

XV. OCHRIDAS GESCHICHTLICHE BEDEUTUNG.

In frühmittelalterlicher Zeit war Ochrida (slawisch Ochrid, griechisch Achrida) der glänzende Mittelpunkt des altbulgarischen Carentums gewesen. Nachdem der tapfere Romäerkaiser Johannes Tzimiskes die Russen besiegt (971) und dem Reiche der Donaubulgaren ein Ende bereitet hatte, hielt sich ein national und kirchlich unabhängiges Reich nur noch in Westbulgarien (Albanien und Makedonien); sein gefeierter Mittelpunkt, die Residenz des Caren und des Patriarchen, war Ochrida, bis dann Basileios II. Bulgaroktonos den großen Car Samuel 1014 endgültig besiegte und den verschiedenen Versuchen, die nationale Unabhängigkeit der Bulgaren zu erhalten, 1018 ein Ende bereitete.

Seitdem verschwindet Ochrida aus der politischen Geschichte. Um so größer ist seine kirchliche Bedeutung. Der griechische Kaiser beließ dem Inhaber des Thrones von Ochrida seine kirchliche Unabhängigkeit von Konstantinopel. Obwohl seit der Mitte des XI. Jahrhunderts nur Griechen oder gräzisierte Slawen und Rumunen die Würde eines Erzbischofs von Ochrida inne hatten, nannten sich dieselben doch mit Stolz Patriarchen von ganz Bulgarien, Serbien, Albanien und dem westlichen Meere. Freilich, seit im

XIII. Jahrhundert auch Serbien seine nationalkirchliche Unabhängigkeit durch den hl. Sava sich erkämpft hatte, entsprach dieser glorreiche Titel nur in beschränktem Maße der Wahrheit. Nichtsdestoweniger hat sich freilich teilweise in sehr bedrängter Lage und von einer schweren Schuldenlast fast erdrückt, dennoch ein unabhängiger Patriarchat Ochrida bis 1767 erhalten, wo die türkische Regierung auf Veranlassung des ökumenischen Patriarchen Samuel ihn aufhob und gleich dem serbischen Patriarchat von Ipek (Peć) mit dem Stuhle von Konstantinopel vereinigte. Seit die Türken Herren von Ochrida geworden waren, hatte der Patriarch seine Metropolis, die prachtvolle im XI. Jahrhundert durch Erzbischof Leon erbaute Sophienkirche, verlassen müssen, weil dieselbe in eine Moschee verwandelt wurde. Er zog mit seinem Klerus nach dem Marienkloster auf der Bergeshöhe, welche Kirche nun den Namen der himmlischen Weisheit empfing. Heute wird sie nach dem alten Apostel der Bulgaren, dem Lokalheiligen von Ochrida, die Kirche des hl. Klemens genannt. Aus dem letzten Jahrhundert des Patriarchats von Ochrida haben sich noch zwei Protokollbücher der Patriarchalsynoden erhalten, die, weil in dieser Kirche aufbewahrt, als Kodex des hl. Klemens bezeichnet werden.

Diese für die Kirchen- und Sittengeschichte des Ostens höchst wichtigen Urkunden wurden von einem einheimischen bulgarischen Gelehrten, der aber des Griechischen vollkommen mächtig war, Georg Bodlev, kopiert. Ebenso ließ der Metropolit von Belgrad (albanisch Berat), Anthimos Alexudi, jetzt Metropolit von Amaseia, eine Reihe dieser Urkunden abschreiben, als er 1863 nach Ochrida als Exarch des Patri-

archats geschickt wurde, um in dem eben entbrennenden Nationalitätenhader zwischen Griechen und Bulgaren zu vermitteln. Indessen in den nachher ausbrechenden, außerordentlich hitzigen und erbitterten Nationalitätskämpfen, die mit einem völligen Siege der Bulgaren endigten, ging der Kodex spurlos verloren; wenigstens war es nicht möglich, über sein Vorhandensein irgend sichere Kunde zu erhalten.

XVI. DIE REISE NACH MONASTIR UND OCHRIDA.

Schon längst hegte ich deshalb die Absicht, einmal auf die Suche nach der verlorenen Handschrift zu gehen. Allein im Jahre 1901 veranlaßten mich die prekären Verhältnisse Makedoniens, wo die Einfälle der bulgarischen Komitate wenigstens nach den Zeitungsberichten eine allgemeine Unsicherheit erzeugt hatten, diesen Plan, wenn auch schweren Herzens, wieder aufzugeben. Auf meiner Wallfahrt nach dem Heiligen Berge, August 1902, hatte ich aber das Glück, als Schiffsgenossen auf dem russischen Dampfboote den russischen Konsul von Monastir (Bitolia), Herrn Alexander Rostkowsky, kennen zu lernen, denselben, welcher in diesen Tagen auf so traurige Weise ein Opfer der nationalen Kämpfe und makedonischen Unruhen geworden ist. Rostkowsky war einer der gründlichsten Kenner der dortigen Verhältnisse, der das Land nach allen Seiten durchreist hatte. Ochrida, Sweti Naum, Prespa, Moschopolis und Berat, kurz das ganze Westmakedonien kannte er aus eigener, mehrfacher Anschauung. Als ich ihm beiläufig von meinen ehemaligen, jetzt aufgegebenen Ochridaplänen erzählte, lächelte er und meinte, die angeblichen Gefahren seien wenigstens im jetzigen Moment bei wei-

tem nicht so groß, wie die Zeitungen sie ausmalten. Er lud mich ein, ruhig nach Monastir zu kommen, wo ich sein Gast sein solle. Er werde mit mir den Wali besuchen, welcher mir eine Eskorte türkischer Soldaten zur Bedeckung geben werde; außerdem könne ich auf russischen Schutz rechnen. Man weiß, was der Car aller Reußen am Goldnen Horn und in der ganzen Türkei zu bedeuten hat. Urplötzlich trat nun vor meine Seele die Möglichkeit, beinahe begrabene Lieblingspläne verwirklichen zu können. Dieser Gedanke regte mich dermaßen auf, daß ich die ganze Nacht, seit langen Jahren zum ersten Male, nicht schlief. Am nächsten Morgen besprach ich mich mit einem Mitglied des Deutschen Konsulats in Konstantinopel, das zufällig auf demselben Schiffe sich befand. Der Konsulatsbeamte teilte mir mit, daß in Monastir keine deutsche Vertretung bestehe, die deutschen Interessen würden dort durch das k. k. österreichisch-ungarische Konsulat vertreten. Dessen Inhaber werde aber jedenfalls alles für mich tun, was in seinen Kräften stehe; zudem sei es für mich von hohem Werte, die in diesen Gegenden so wirksame russische Unterstützung zu erhalten. Ich schrieb nun schleunigst an die Deutsche Botschaft in Konstantinopel, ob dieselbe gegen eine von mir geplante Reise nach Ochrida nichts einzuwenden habe; sollte ich einmal die Reise nach Obermakedonien unternehmen, so lohnte es sich, derselben eine weitere Ausdehnung zu geben, und so fügte ich noch Korytza, die albanesische Hauptstadt, und Kastoria, den damaligen Herd des makedonischen Insurrektionsgebietes, hinzu. Die Metropolitankirchen beider Städte enthalten nämlich gleichfalls Handschriften mit wert-

vollen Kirchenurkunden. Ich wurde aufgefordert, die Antwort beim Generalkonsulat in Saloniki abzuholen, wo ich nach meinem fast zweimonatlichen Aufenthälte auf dem Heiligen Berge 6. Oktober 1902 eintraf. Sofort machte ich bei Dr. Mordtmann (gegenwärtig Generalkonsul in Smyrna) meinen Besuch, und dieser erklärte mir, daß gegen eine Reise nach Ochrida und Korytza keinerlei Bedenken bestünden; anders stehe die Sache mit Kastoria. In der gebirgigen, schluchtenreichen Landschaft, die sich zwischen Kastoria und Florina (Meglen), der Eisenbahnstation der Linie Saloniki-Monastir, hinerstreckt, hatte sich nämlich der Chef der westlichen Komitate, der aus der Gegend von Klisura gebürtige Oberst Jankow, eingenistet und lieferte mit seinen Komitadschis den Türken fast täglich Gefechte. Herr Dr. Mordtmann riet mir deshalb, bezüglich Kastorias die Meinung des österreichisch-ungarischen Konsuls von Monastir einzuholen. Ich fuhr also nach Monastir, wo ich von dem russischen Konsul sofort auf der Bahn abgeholt wurde und in dem gastfreien Hause desselben bei ihm und seiner liebenswürdigen Gemahlin die angenehmsten und lehrreichsten Stunden verbrachte. Monastir ist für den gebildeten Europäer ein entsagungsvoller Aufenthaltsort. Es ist ausschließlich Handelsstadt; von seinen 5972 Häusern werden 1775 von Türken, 1397 von Albanesen, 700 von gräzisierten Rumunen und 500 von Israeliten bewohnt. Nichts, was zur Annehmlichkeit und Verschönerung des Lebens dient, bietet diese Stadt; auf alle geistigen Genüsse muß man völlig verzichten. Die Konsuln der verschiedenen Nationen sind daher für den Verkehr gegenseitig nur auf sich selbst angewiesen. Unter

diesen Familien bildete das Haus des russischen Konsuls und seiner musikalischen, auch als Dichterin gefeierten Gattin den angenehmsten und anregendsten Mittelpunkt. Wer hätte, dem das Glück beschieden war, dort zu verweilen, damals geahnt, welch furchtbare Katastrophe diesem Hause bevorstehe!

Sowohl Herr Rostkowsky, als mein offizieller Protektor Dr. Kral meinten, daß ich im gegenwärtigen Moment die Reise sehr wohl unternehmen könne. Zwei Wochen früher war letzterer selbst nach Kastoria gereist und hatte sogar den schlimmen Paß von Kastoria nach Florina überschritten, wo allerdings tags zuvor Bulgaren und Türken sich ein blutiges Gefecht geliefert hatten. Mit Herrn Rostkowsky und seinem Dragoman machte ich dann einen feierlichen Besuch beim Wali (Oberpräsidenten der Provinz), Divisionsgeneral Edhib Pascha. Nach Austausch einiger zierlicher, regelmäßig vom Dragoman übersetzten Redensarten, und nachdem ich über Ziel und Dauer meiner Reise, so gut ich es vermochte, Auskunft gegeben hatte, erhielt ich vier Mann Bedeckung und einen Unteroffizier zudekretiert. Gleichzeitig riet mir der Wali, den Rückweg von Kastoria nicht über Florina, sondern über Klisura nach der Station Sorrowitsch zu nehmen, da derselbe bequemer und schöner, wenn auch etwas



Jahja, Kawaß des russischen Konsuls in Monastir.

weiter sei. Ich dachte im stillen, wohl auch etwas sicherer. Jedenfalls mußte ich aber die Winke der Regierung, unter deren Schutz ich reiste, aufs pünktlichste befolgen. Wie in den meisten makedonischen Zentren, befinden sich infolge der kirchlichen und nationalen Spaltung zwischen Griechen und Bulgaren auch in Monastir zwei geistliche Oberhäupter am Orte. Den bulgarischen Vladika Grigorij traf ich leider nicht, dagegen von dem griechischen Metropoliten Ambrosios wurde ich aufs allerliebenswürdigste aufgenommen. Ambrosios hat ein wechselvolles Leben hinter sich. Monastir ist bereits der dritte Bischofssitz, den er einnimmt. Er sei, wurde mir gesagt, ein von den besten Absichten erfüllter Kirchenfürst, aber etwas „stürmischen" Charakters, weshalb es nie lange ohne Differenzen zwischen Hirte und Herde abgehe. Leider sind die dortigen Griechengemeinden vielfach durch allerlei meist auf persönliche Intrigen zurückgehende Parteiungen zerklüftet; der Oberhirte braucht nur von einem einflußreichen Primaten sich mehrfach einladen zu lassen oder sich seines Rates zu bedienen, gleich stellt sich dessen Rivale an die Spitze der Opposition. Dazu kommt die allgemeine Aufregung infolge der nun schon über ein Menschenalter andauernden nationalen Kämpfe. Ambrosios hatte früher in Üsküb (Skopia) amtiert, wo gegenüber den übermächtigen Bulgaren die wenigen Serben und hellenisierten Rumunen aufeinander angewiesen sind. Eifrig das Interesse dieser griechischen Minorität gegenüber den Serben verfechtend, mußte er schließlich im Interesse eines Ausgleichs seine Entlassung nehmen und wurde, nachdem er jahrelang in Konstantinopel die Zeitschrift

des Patriarchats „Die kirchliche Wahrheit“ geleitet hatte, nach Monastir versetzt, wo seine Stellung auch nicht sehr fest sein soll. Auf meine Frage nach dem Kodex der Kirche wurden mir bereitwillig sämtliche Bände des Kirchenbuchs vorgewiesen; leider beginnen sie erst mit dem Jahre 1825. Alle früheren Urkunden soll ein Brand vernichtet haben. Hier war also nichts zu holen. Die Stadt heißt bei den Türken Monastir (Kloster), bei den Bulgaren Bitolia (Kirchlein). Die ganze Umgebung war früher von zahlreichen Klöstern erfüllt, von denen nur noch einige wenige, als berühmte Wahlfahrtsorte gefeierte, ihre geistliche Bestimmung aufrechterhalten haben. Dagegen gibt es nicht wenige ehemalige Klöster, welche lediglich von einem bäurischen Verwalter bewohnt werden. Diese sind an den Festtagen Zielpunkte der christlichen wie der mohammedanischen Bevölkerung, wo man bei Wein, Gesang und Tanz einer äußerst ungebundenen Fröhlichkeit huldigt. Die Türken können sich in diesen von Christen gehaltenen Lokalen unbehindert dem verbotenen Weingenuß ergeben, wie uns ganz ähnlich Makrizi (XV. Jahrhundert) erzählt, daß in früheren Jahrhunderten die Klöster Syriens und Ägyptens von der islamitischen Bevölkerung aufgesucht wurden, die sich gern bei den Schenkwirtschaft treibenden Klosterbrüdern dem Weintrinken und sorgloser Fröhlichkeit hingab. Das ist auch mit ein Erklärungsgrund, warum der Islam vielfach so duldsam gegen die Mönche war.

Des andern Morgens halb sechs Uhr erschien meine Bedeckungsmannschaft und zwar das Doppelte der verheißenen Zahl; das ist nicht ganz gleichgültig. Denn wie ich an offizieller Stelle erfahren hatte,

pflegt man dem Mann für den Tag durchschnittlich einen Medschid (4 Frank) zu zahlen, und auch für die Nahrung der Begleitsoldaten zu sorgen erfordert der Anstand. Eine absolute Verpflichtung dazu liegt allerdings nicht vor, und man nannte mir auch Reisende, die das unterlassen haben, freilich in einem Tone und mit Kommentaren, die sich als entschieden unzuträglich für den Ruf ihres Heimatlandes erwiesen. Die sämtlichen Leute waren Albanesen (Toska) unter zwei Tschauschen: Alid Chalil aus Dijepol und Abd-ül-Hassan aus Kolonia. Der erstere war 26, der zweite 35 Jahre alt. Abd-ül-Hassan erklärte mir, daß er und seine Leute mich durch alle Bulgaren und Komitadschis hindurchhauen würden, und so fuhren wir denn unter dem physischen Schutze des Padischahs und dem moralischen des Cars und der Apostolischen Majestät fröhlich in den prachtvollen Morgen hinaus. Überall in Makedonien sind leidlich gut gebaute Fahrstraßen vorhanden, so daß ich den größten Teil der Reise im Wagen zurücklegen konnte. Die Straßen werden auch ziemlich sorgfältig im Stande gehalten; mehrfach begegneten wir Gruppen mit der Ausbesserung der Straße beschäftigter Arbeiter. Die Kosten dieser Wegebauten sind für die türkische Regierung sehr gering; denn die verschiedenen Dorfschaften werden der Reihe nach zum Frondienst angehalten. Die mißvergnügten, finsteren Gesichter der Arbeiter sprachen deutlich genug aus, daß nur harter Druck sie zu dieser Zwangsleistung gepreßt habe.

Unsere türkischen Begleiter, namentlich die beiden Tschausche, waren prächtige Menschen. Der Wali hatte ihnen den Auftrag gegeben, uns während der

ganzen Reise zu begleiten; sie hafteten für unser Wohlergehen, während die übrige Begleitmannschaft fast täglich wechselte. Mit den Europäern stellen sich diese türkischen Krieger in der Regel vortrefflich. Sie lieben solche Begleitkommandos, weil sie jetzt wenigstens für einige Tage bezahlt und regelmäßig genährt werden. Tütün (Tabak) und Zigaretten übten bald ihre Macht auf die Türkenherzen aus. Ich pflegte mich stets reichlich damit zu versorgen. Mein Tabaksbeutel wurde bald als öffentliches Gemeingut anerkannt und wanderte fröhlich von Pferd zu Pferd, kehrte aber regelmäßig unbeträchtlich erleichtert in meine Hände zurück. Auch der einfache Türke zeigt in solchen Fällen stets höflichen Anstand und Diskretion. Unser Kutscher und — wenn wir ritten — der die Saumtiere treibende Agogiate waren fast immer Christen. Wenn wir Wein tranken, fragte ich den Kutscher, um mich über Nationalität und Glauben zu vergewissern: „Bist Du ein Christ!“ „Ja, Herr, ein orthodoxer,“ war stets die Antwort. Darauf überreichte ich ihm einen vollen Becher mit den Scherzworten: „Ein schönes Privileg der Christen ist doch der Wein.“ Unter fröhlichem Grinsen stürzte er den Trunk hinunter, während unsere Türken wehmütig zusahen. Die Albanesen, namentlich die vom Südstamm der Toska, sind religiös durchaus nicht fanatisch und etwas lax in der Befolgung der Korangebote. Sie gehören meist den Derwischorden der Mewlewi oder Bektaschi an, und der mystische Geist des Sufismus wirkt wohltätig auflösend auf die starren Fesseln der religiösen Satzung. Wäre einer dieser braven Askerler (Soldaten) allein mit uns gewesen, wer weiß, ob er nicht fröhlich mitgezecht

hätte. So kontrollierte und hemmte einer den andern. Ich wagte daher nie, ihnen von dem durch den Propheten verdammten Getränke anzubieten.

Unsere Mittagsrast hielten wir auf halbem Wege in dem Marktflecken Rezna, dessen Bevölkerung, wie die von Monastir, eine sehr buntgemischte ist. Seine 786 Häuser werden von Bulgaren, Albanesen und Rumunen bewohnt. Es war gerade Jahrmarkt; in den Straßen flutete ein fröhliches Menschengewoge, und der Markt bot ein farbenreiches Bild. In den Buden wurden Tücher und Frauenschmuck feilgeboten; im Freien hatten die Gemüse- und Fruchthändler ihre Waren allerliebst und zierlich geordnet. Tongefäße von ebenso eigentümlichen, wie geschmackvollen Formen wurden uns zu lächerlich billigen Preisen angeboten. Der schwierige Transport verhinderte mich an größeren Einkäufen. Ein dritter Teil des Marktes war sehr stark mit Pferden, schöngehörntem Rindvieh und Schafen bezogen. Während mein Reisegefährte unsere türkische Begleitmannschaft und einige Typen der hoffnungsvollen Dorfjugend photographierte, erhandelte ich von einem Prachtexemplar von altem Spaniolen drei buntfarbige Tücher und mußte natürlich dem ebenso fertig Französisch wie Griechisch sprechenden Hebräer über das Woher und Wohin nach des alten Homers Weise Rede stehen. Zu meinem Glück hatte ich den Basar in meiner Reisemütze besucht; alles trägt dort ausschließlich Fes, und ein Mensch im Hute erregt selbst in großen Orten, wie Ochrida oder Korytza, unliebsames Aufsehen. Jedenfalls ist er, falls die Polizei nicht eingreift, bald von einem Schwarm johlender Gassenjungen begleitet.

Durch eine waldige und gebirgige, streckenweise ungemein schöne, an Jura- und Schwarzwaldpartien erinnernde Landschaft erreichten wir in finsterer Nacht die weite Fläche des Ochridsko Jezero (des Sees von Ochrida) und bald auch die alte Caren- und Patriarchenstadt selbst. Unsere Soldaten zogen ab, während wir Zuflucht im „Gasthause von Thessalonike“, einem höchst primitiven Chan, fanden, welchen ein Grieche (hellenisierter Rumune), Anastasios Nikola Zapho, mit seiner Mutter hielt. Eine etwas morsche und halsbrechende Treppe führte auf einen ungemein geräumigen Vorplatz, der aber, von halbverfaulten Stützen getragen, unter unseren Schritten gleich einem Meere hin und her wogte. Die Zimmer waren klein, aber reinlich, die Wirtsleute herzensgut und stets beflissen, alle unsere Wünsche zu erfüllen. Mein Begleiter gewann ihre Freundschaft schnell dadurch, daß er sie in einer hübschen Gruppe photographierte. Natürlich verschenkte er seine Photographien. Das erregte bei Griechen und anderen Orthodoxen einen geradezu unbegrenzten Enthusiasmus. Bekanntlich hat die Kirche die beiden Ärzte Kosmas und Damianos, die unentgeltlich praktizierten, unter ihre Heiligen aufgenommen. Ein Arzt, der gratis kuriert, ist für den geldliebenden Hellenen ein ganz



Anastasi, der Gastwirt von Ochrida, mit Mutter und Schwester.

unbegreifliches Wesen; nur ein großer Heiliger und Wundertäter kann so handeln. Zum Lobe unseres feinen Hotels muß ich übrigens bemerken, daß hier, wie auf dem Athos und in ganz Makedonien, die Betten von tadelloser Reinlichkeit waren. Eine große Büchse „Persisches Pulver“ hatte ich von Jena ganz umsonst mitgeschleppt; auch das russische Feldbett, das mir der russische Konsul in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hatte, habe ich niemals gebrauchen müssen.

Der Ochridsko Jezero ist hochberühmt wegen seiner ausgezeichneten Fische. Im Athoskloster Zografu besuchte mich ein Mönch, als er vernommen hatte, daß ich nach Ochrida reisen wolle, und stellte sich mir als Bürger dieser Stadt vor. Er machte mich vor allem auf die ausgezeichneten Erzeugnisse des sehr fischreichen Sees aufmerksam und pries in einem schwungvollen Dithyrambus die unvergleichliche Letnica (Sommerfisch), eine Art Lachsforelle, mit ihrem zarten, rosenroten Fleische, „la fine fleur de la délicatesse“, wie der zufällig anwesende P. Galaktion lachend bemerkte. Bei unseren guten Wirtsleuten und später beim Vladika schlemmte ich oft in Letnica und kann versichern, daß sie ihren hohen Ruf wohl verdient. Sie wird übrigens, in Eis verpackt, bis nach Sofia und weiter exportiert; aber so wohlschmeckend und zart wie die frische Forelle an Ort und Stelle ist sie dann natürlich nicht mehr. Gleich am ersten Abend hatte ich ein Erlebnis, das ganz charakteristisch für die echt orientalische Gastlichkeit der Türken ist. Zwei hohe türkische Beamte hatten sich im Zimmer neben uns einquartiert. Sofort als sie

unsere Ankunft vernahmen, luden sie uns zur Abendmahlzeit ein; sie bemerkten, wir seien hier fremd, und im Chan würde kaum das Notwendigste zu finden sein; sie hätten sich mit Speisevorrat nach Landesart versehen, und wir sollten ihre Tischgenossen sein. Nach einigem höflichen Sträuben und nachdem uns der Wirt versichert hatte, eine Absage unsrerseits würde als Beleidigung aufgefaßt, sagten wir zu. Der ältere der beiden war Inspektor des Wakf (der geistlichen Güter) in Ochrida und den benachbarten Bezirken, der zweite Sekretär des Kadi von Korytza. Beide waren sehr aufgeklärt und verachteten den vorzüglichen Ochridener, den der Wirt spendete, durchaus nicht.

Waschvorrichtungen existierten in den Schlafzimmern des Chans so wenig, als in den Klöstern des Athos. (Eine rühmliche Ausnahme macht nur Esfigmenu.) Dort hatten wir uns daran gewöhnt, an die große, im Korridor sprudelnde Fontaine mit geräumigem Becken zu treten und der Reihe nach uns der gewohnten Reinigung zu unterziehen. In Ochrida fehlte auch diese. Der bulgarische, nur notdürftig Griechisch redende Diener Tode (Theodor) erriet aber meine Wünsche und führte mich, mit einem prachtvollen friesartigen Handtuch bewaffnet, durch den Garten an das Ufer der wogenden See, wo ich auf der Landungstreppe für die Barken meinen äußeren Menschen würdiger zu gestalten hatte. Dieser Tode, eine biedere Seele von einer fast hündischen Anhänglichkeit an mich, war trotz seinen zwanzig Jahren schon verheiratet und Vater von zwei Kindern; sie und seine Frau sollte er mit einem Wochenlohn von dreißig Grusch (ungefähr

fünf Mark) ernähren. Zum Glück war seine Frau, um für ihren Lebenserwerb besser sorgen zu können, nach Monastir verzogen. Die allzu frühen Heiraten sind überhaupt ein Krebsschaden unter den dortigen Bulgaren und Albanesen. In Starowa (Pogrodec), einem albanesischen Städtchen am Südufer des Sees, zeigte man mir einen jungen Toska (Albanesen) von fünfundzwanzig Jahren, der einen zehnjährigen Sohn und eine achtjährige Tochter besaß. Bei der übeln Verwaltung, der argen Bedrückung durch die Beamten und dieser rasenden Vermehrung der Bevölkerung ist es ganz unmöglich, dem furchtbaren Volkselend zu steuern. Freilich ebenso leicht, als sie geschlossen sind, werden die Ehen auch wieder gelöst. Ein neunzehnjähriger Neapolitaner, der in einem angesehenen Hause zu Bitolia bedienstet war, wollte durchaus eine dreißigjährige häßliche Bulgarin heiraten, obgleich dieselbe arm war und bereits drei Kinder besaß. Vergeblich waren alle Vorstellungen seiner wohlwollenden Herrschaft. Mit der diesen Leuten eigentümlichen Sorglosigkeit und jedem Mangel an Einsicht erklärte er: „È la mia fortuna“ und setzte seinen Willen durch. Natürlich schon nach zwei Wochen war das eheliche Glück dahin und die beiden Parteien trennten sich wieder, da die Ehescheidung dort leicht vor sich geht. Das führt natürlich zu arger Verlotterung.

XVII. DAS HEUTIGE OCHRIDA.

Früh um sechs Uhr trat ich, von meinem freundlichen Wirt Anastasi begleitet, meine Rundreise durch die Stadt an. Die engen, unreinlichen, auch für türkische Begriffe ungewöhnlich schlecht gepflasterten



Ochrida.

Straßen machen keinen guten Eindruck; dabei sind die Bergstiege, die von der Unterstadt nach den zwei Höhenkuppen führen, ganz außerordentlich steil. Vom See aus dagegen gewährt die Stadt einen wundervollen Anblick. Terrassenförmig steigen ihre weißen Häuser vom Seeufer empor, die Minaretts der Moscheen und die gedrückten Türme der christlichen Kirchen ragen charakteristisch aus dem Häusergemenge hervor, das von zwei mäßigen, das Ganze beherrschenden Hügeln gekrönt wird. Den einen derselben nimmt das ehemalige alte Schloß der Feudalherrscher oder Paschas von Ochrida ein. Noch lebt im Gedächtnis des Volkes die Erinnerung an Dschelaleddin-Bei, der eine Christin zur Frau hatte und auf seiner Burg in Ali Paschas Tagen ganz unabhängig schaltete und waltete. Er soll sehr beliebt gewesen sein; namentlich wird seine Frau außer-

ordentlich gerühmt, die sich ihrer unterdrückten Glaubensgenossen auf das eifrigste annahm. Überhaupt wurde mir versichert, daß in der früheren Zeit vor Mahmuds und Abdul Medschids Reformen, als noch die alten muslimischen Feudalbarone in den Paschaliks des Innern ziemlich unumschränkt und nahezu erblich geboten, die Zustände bessere gewesen seien, als heute. Die Christen wurden zwar ebenfalls gedrückt; aber gegen benachbarte Paschas und gewalttätige Beis fanden sie immer Schutz bei ihrem Stammesfürsten. Jetzt hat dieser Lokalschutz aufgehört und gegen die Bedrückungen der durchziehenden Beamten, Offiziere oder Soldaten kann man nirgends Recht finden. Heute liegt die alte Burg völlig in Ruinen. Auch die zweite Höhe wird von den Resten eines alten Kastelles gekrönt; namentlich ist noch ein mächtiger Torbogen erhalten. Den beherrschenden Mittelpunkt derselben bildet die Kirche des heiligen Klemens. Hier saßen seit der Türkenzeit bis 1767 die über ganz Westmakedonien und Albanien als geistliche Oberhirten schaltenden Patriarchen von Prima Justiniana Ochrida und ganz Bulgarien. Den Titel der Ersten Justiniana haben sie sich erst seit der Komnenenzeit und zwar irrtümlich beigelegt; denn die von Kaiser Justinian mit kostbaren politischen und kirchlichen Privilegien ausgestattete und nach ihm benannte Stätte seines Ursprungs liegt an ganz anderem Orte, während am Seeufer — allerdings ziemlich entfernt von Ochrida — im Altertum Lychnidus sich erhob, nach dem auch damals der See seinen Namen empfangen hatte. Die Prälaten von Ochrida verstanden es aber, durch ein erdichtetes Privileg Kaiser Justinians die Vorrechte, die dieser seinem

längst untergegangenen Stammsitz übertragen hatte, für ihren Thron nutzbar zu machen. Kaiser Justinian genoß so als Verleiher der Patriarchalrechte an den nationalbulgarischen Oberpriester einer großen Verehrung bei dessen meist slawischer Herde, und ein phantasiereicher Serbe hat sogar eine romantische Legende vom slawischen Ursprung des Kaisers Justinian geschrieben. Als ich einst einem mir bekannten serbischen Bischof, der in einer Schrift Justinian für seine Nation reklamiert hatte, dies mitteilte, wurde er höchst verlegen und äußerte, das möge wohl wahr sein, aber nie werde er so etwas schreiben; denn das würde ihm bei seinen Landsleuten seine Stellung kosten. So zäh haften noch solche nationale Legenden oder Erfindungen der Vorzeit bei der dortigen Bevölkerung.

Ich besuchte mit Anastasi die feierlich düstere Kirche, deren Wände mit zahlreichen und alten Malereien geschmückt waren. Interessante Schnitzereien zeigt auch die Bilderwand. Der große kupferne Hauptleuchter (Polyeläon) hat eine slawische Inschrift, welche einen auch sonst wohlbekannten Prälaten Prochôr (Prochoros) „als Erzbischof der Ersten Justiniana, der Bulgaren und der Serben und der übrigen“ bezeichnet im Weltjahr 7057 (= 1549). Auch mehrere griechische Inschriften finden sich daselbst. Zu den Merkwürdigkeiten zählt eine altertümliche Holzstatue des hl. Klemens, des Apostels der Bulgaren, und eine prachtvolle silbervergoldete, mit Edelsteinen geschmückte Mitra, welche die Kaufleute der damals blühenden und schwerreichen Kaufmannsstadt Moschopolis 1727 ihrem Landsmanne, dem großen Patriarchen und Erzbischof Joasaph, gestiftet hätten. Die Krone

hatten die Donatoren in Venedig anfertigen lassen. Es ist überhaupt eigentümlich zu sehen, welch große Bedeutung noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert die Lagunenstadt wenigstens für die westlichen Balkanlandschaften hat. Wirtschaftlich stehen sie noch immer zu ihr in Abhängigkeit. Wenn vornehme Archonten der Griechenstädte größere Vergabungen machen, hinterlegen sie das Kapital in der Zecca von Venedig, so der Stifter der griechischen Schule von Kastoria, der Hofmarschall des Hofes von Bukarest, Georg Kastriotis 1702 und andere.

Als wir in die Kirche eintraten, fand gerade die Sonntagsliturgie statt; der Besuch war übrigens im Vergleich mit den anderen Städten, Korytza und Kastoria, ein ziemlich spärlicher; denn dort waren die Gotteshäuser überfüllt. Indessen das mag damit zusammenhängen, daß in Ochrida nicht weniger als fünf Kirchen dem Gottesdienste geöffnet sind, während Korytza eine einzige hat und auch in Kastoria nur in zwei Tempeln der Gottesdienst abgehalten wird. Mir wurde als Sitzplatz ein prachtvoller Thron, der Amtssessel der alten Patriarchen von Ochrida, angewiesen. Der Despot Effendi, wie die Türken, oder der Ochridski Prespanski Vladika, wie die Bulgaren den Metropoliten betiteln, hat einen neuen Sitz meinem Patriarchalthron gegenüber erhalten, er wohnte übrigens diesem Morgengottesdienste nicht bei. Nach beendigtem Gottesdienste wandelten wir auf die geräumige Terrasse vor der Kirche. Hier bot sich uns ein herrlicher Anblick. Zu unsern Füßen die Stadt mit ihren weißen Häusern, vor uns die tiefblaue weitausgedehnte Seefläche, deren verschwimmende Ufer im äußersten Süden man kaum

erkannte. Das Seebecken ist rings umschlossen von edel geformten, teilweise dicht bewaldeten Berghöhen. Wenn einmal Ruhe und Friede in diese schwer geprüften Landschaften wiedergekehrt sein wird, dann läßt sich vielleicht auch das Geld beschaffen, um die Bahn von Monastir über Ochrida und weiter über Jannina nach der epirotischen Küste oder durch das Albanergebiet nach Durazzo zu bauen. Unter einer geordneten Verwaltung müßte Makedonien mächtig emporblühen. Bei geregelten, der Neuzeit entsprechenden Verkehrswegen würde der Handel lebhafter werden, und zweifellos würde bald ein starker Fremdenstrom das landschaftlich sehr schöne Bergland so gut wie andere Alpenlandschaften aufsuchen, während heute dasselbe nur unter militärischem Schutze besucht werden kann.

Die türkische Regierung tut auch nichts, um den Unternehmungsgeist ihrer Untertanen zu wecken. Ein Bulgare wollte auf dem etwa dem Thunersee an Größe vergleichbaren Ochridasee eine Dampfschiffahrt einrichten; die Regierung genehmigte das Gesuch nicht, weil dadurch die Fische zu sehr aufgestört und der Ertrag des Fischfangs gemindert würde.

Schon in der Kirche hatten sich zwei neue Begleiter uns angeschlossen, ein Polizeileutnant Muslim und ein Polizeiwachtmeister (Tschausch) Bulgare und Christ, der sehr fertig Griechisch sprach. „In meiner Jugend lernte man noch Griechich in der Schule," erklärte er mir. Seine Jugend fiel nämlich noch vor die Epoche des Nationalitätenhaders, wo das Griechische die ausschließliche Sprache der Gebildeten war und auch allein in der Schule gelehrt

wurde. Ein vornehmer Bulgare erzählte mir, wie sein Vater einst von einer Reise nach Adrianopel dem lernbegierigen Sohne ein Reisegeschenk mitgebracht hatte. „Ich habe dir ein schönes Buch mitgebracht," sagte er dem strebsamen Jüngling. Es war eine griechische Grammatik. Bulgarische Bücher oder eine bulgarische Literatur existierten damals nicht; Lehrgegenstand war nur die griechische Sprache, während dieselbe heut in den nationalbulgarischen Schulen der Anhänger des Exarchats vollständig ausgerottet ist.

Dieser Griechisch sprechende Polizeidiener war nun neben dem Wirt Anastasi mein regelmäßiger Dragoman, und so wurden wir bald sehr gute Freunde. Während meines viertägigen Aufenthaltes begleiteten mich die beiden auf Schritt und Tritt, der Leutnant voran, der Tschausch hinter mir. Überall erhoben sich zum Zeichen der Ehrfurcht die Leute auf den Straßenbänken und in den offenen Geschäften von ihren Sitzen. Ich mußte unaufhörlich grüßen. Vergebens stellte ich den beiden vor, wie lästig mir die pomphafte Schaustellung sei, und wie sehr ich bedaure, ihnen so viel Mühe zu machen. Sie behaupteten, die Polizeibegleitung sei durchaus notwendig wegen der Straßenjugend, die sonst den Europäer im Hut belästigen würde. Auch habe der Kaïmakam ausdrücklich befohlen: Ich sei vom Wali als ein vornehmer hoher Beamter aus Prussia angemeldet; solche Herren kämen höchst selten nach Ochrida, und schon darum sei man ihnen hohe Ehre schuldig. Meine Behauptung, daß ich ein ganz gewöhnlicher Professor aus einer kleinen Universitätsstadt sei und nur alte Handschriften suche, wurde

mit stillem Lächeln beantwortet, als wollten sie sagen: „Der Frengi verstellt sich gut, aber uns täuscht er nicht“. Die Aufzwingung dieser Ehrenwache war übrigens nicht nur ein Ausfluß des liebevollen Herzens der türkischen Regierung: man gewann dadurch Gelegenheit, den Fremdling genau zu überwachen, damit er nicht etwa mit geheimen bulgarischen Führern und anderen zweifelhaften Elementen sich einlasse. Nun, mein Tun war so unschuldig, daß auch der argwöhnischste Spion nichts daran auszusetzen finden konnte.

Tschausch Jannis lud mich höflich ein, auch das auf der Esplanade gelegene bulgarische Schulhaus zu besuchen, einen nüchternen, langweilig modernen Bau; indessen ich lehnte dankend ab. Dieser Schulbau ist ein Denkmal ewiger Schmach für die bulgarische Nation. An dieser Stelle erhob sich noch vor fünfzehn Jahren das Trapezarion, das prachtvolle Refektorium des Marienklosters. Als die Türken die Aja Sofia zur Moschee gemacht hatten und der Patriarch die Klosterkirche zur heiligen Gottesmutter, zubenannt die Hochansehnliche (περίβλεπτος), als Kathedrale in Besitz genommen hatte, verfiel das Kloster; aber das Refektorium mit schönen und jedenfalls sehr interessanten Wandmalereien und Inschriften war noch erhalten; nur das Dach war eingestürzt. In Ochrida waren die Kämpfe zwischen dem herrschenden griechischen Klerus und seinem Anhang mit den nationalgesinnten Bulgaren besonders heftig gewesen. Nach dem Siege der Bulgaren zogen sich eine Reihe Primatengeschlechter, die zu den Griechen gehalten, nach Monastir und anderen Orten zurück. Die zum ökumenischen Patriarchat

haltende Gemeinde war so klein und unbedeutend, daß der griechische Metropolit nach Kruševo auswanderte, während sein bulgarischer Rival seine Residenz in Ochrida nahm und die alte Klemenskirche als seine Kathedrale besetzte. Die siegestrunkenen Bulgaren haben hier wahrhaft vandalisch gehaust. In der Kirche wurden griechische Inschriften oder Beischriften der Gemälde ausgekratzt oder überschmiert und durch slawische ersetzt. Das Schlimmste leistete aber der damalige Vladika von Ochrida und Prespa, Msgr. Grigorij, jetzt Vladika von Bitolia (Monastir), als er vor zehn Jahren das ganze, allerdings etwas ruinenhafte Trapezarion niederreißen und an seiner Stelle, gleichsam als Symbol modernen Nivellierungsfanatismus, das triviale Schulhaus erbauen ließ. Auf dem Platze, wo einst die Mönche ihre Gesänge anstimmten, erschallen heute die Weisen Fröbels; die Lieder sind, wie mir beim Anhören der bekannten Melodien ein Lehrer ausdrücklich sagte, aus Deutschland bezogen und bulgarische Texte untergelegt.

Sobald die Tageszeit es einigermaßen erlaubte, machte ich meinen Besuch beim Kaïmakam, dem Gouverneur der Stadt. Als ich den weiten Hof des Konak durchschritten hatte und die Stufen zum eigentlichen Regierungsgebäude emporstieg, präsentierten die Soldaten das Gewehr, und in der Vorhalle erhoben sich die Diener und die zahlreichen Bittsteller von ihren Sitzen. Von zwei Dienern wurde ich vor das Stadthaupt geführt. Einige schöne Redeblumen, die Anastasi verdolmetschte, der unvermeidliche Kaffee nebst Zigarette — und die Audienz war beendet.

Auf der linken Seite des Hofes sieht der Hinaustretende ein finsteres, trübseliges Gebäude, das durch einen mehr als mannshohen Palissadenwall vom Hofe abgesperrt ist. An diesem Walle standen zwei vergrämte alte Frauen und ein junger Bursche, die durch die Luken nach ihnen sahen und sich mit den Insassen des Gefängnisses zu unterhalten suchten. Die Fenster des etwa vier Meter vom Palissadenwall abstehenden Gebäudes waren durch Holzgitter verschlossen. Aus einem Fenster drang ein gellendes Geschrei: „Aman, Aman (Gnade, Gnade)!" Es seien Wahnsinnige, erklärte mir der loyale Polizeidiener auf meine verwunderte Frage. Wie ich nachher erfuhr, ist es aber das Untersuchungsgefängnis, wo die armen, oft ganz unschuldigen Angeklagten in einem wahrhaft entsetzlichen Schmutze liegen müssen; kärglich genährt und ohne die Erlaubnis, jemals ihre unreine Höhle verlassen zu dürfen, leben diese Unglücklichen dort oft wochenlang. Manchmal vergißt die türkische Justiz ihre Existenz und sie gehen elendiglich zugrunde.

Die Lage der dortigen Christen ist überhaupt eine sehr gedrückte, weniger durch Übelwollen der Regierung, als infolge des grenzenlosen Fanatismus der muslimischen Bevölkerung, besonders der Gega (muslimischer Albanesen). Sie erlauben den Christen nicht in die Weinberge zu gehen. Ein Mann, der zur Zeit der Traubenreife dieselben betreten wollte, würde unfehlbar erschossen. So müssen die Frauen die Weinlese besorgen. Mein Gastwirt, ein ehemals wohlhabender Mann, ist in seinen Vermögensumständen sehr zurückgekommen, weil die zahlreichen durchreisenden Beamten und Soldaten zwar reich-

liche und gute Verpflegung für sich in Anspruch nehmen, aber an keine Bezahlung denken. Während meiner Anwesenheit kamen einst nachts sechs Soldaten ans Tor und begehrten stürmisch Einlaß, obgleich ihnen vorgestellt wurde, daß alle Räume besetzt seien. Sie drohten das Tor zu erbrechen. Da stieg mein junger Begleiter Jannis hinunter und hielt ihnen in tadellosem Türkisch eine Standrede; es sei eine Schmach bei nachtschlafender Zeit sich so zu benehmen; zu so etwas seien nur Türken fähig. Wegen seines Hutes und seiner europäischen Kleidung hielten sie ihn für einen Frengi und zogen beschämt ab.

XVIII. DER KODEX DES HL. KLEMENS.

Vom Kaïmakam begab ich mich zu Methodij, dem Vladika, an den ich sowohl von Herrn Schopoff, dem bulgarischen Handelsagenten in Saloniki, als vom russischen Konsul in Monastir empfohlen war. Hier brachte ich mein Anliegen wegen des Besuchs der Bibliothek vor. Sofort wurden die drei Epitropen (Verwalter der Bibliothek) herzitiert und zugleich bot mir der Vladika statt des primitiven Chans seine Wohnung an, was ich nach einigem Sträuben gern annahm. Ich erhielt ein prachtvolles, ganz europäisch eingerichtetes Zimmer mit einem bequemen Schreibtisch, an dem ich abends behaglich arbeiten konnte. Kyr Methodij war ein äußerst aufmerksamer Wirt. Mehrfach lud er mir zu Ehren interessante Ochridener des Abends ein. Nur die Verständigung ging etwas schwer, da er, obgleich aus einem Dorfe unweit Saloniki gebürtig, nur Türkisch und Bulgarisch und sehr wenig Griechisch sprach. Als Dollmetsch

diente sein Pädi, ein schon älterer, aber sehr gewandter Bulgare. Einst traf ich beide in der kellerartigen Eingangshalle des Hauses, eifrig mit Weinkeltern beschäftigt, auch ein Zeichen für die einfache Lebensweise der östlichen Prälaten. Doch wenden wir uns zu den Epitropen zurück. Diese waren inzwischen, ein jeder mit seinem Schlüssel bewaffnet, angerückt; ohne diese drei und ihre drei Schlüssel läßt sich nämlich das Eisentor der in einer Parekklesie (Kapelle) der Kathedrale untergebrachten Bibliothek nicht öffnen. Der Erzbischof und die Bibliotheksvorstände bestätigten mir, daß der Kodex des hl. Klemens längst verloren sei, und daß sie nur eine Kopie besäßen. Aus Konstantinopel hatte man mir geschrieben, der wahre Kodex befinde sich in den Händen einer serbischen Familie, die ihn sehr ängstlich hüte und mich wahrscheinlich nur auf sehr gute serbische Empfehlungen hin zulassen werde. Anfragen nach dem Namen der Familie waren resultatlos. Vielmehr wurde mir von anderer Seite lebhaft bestritten, daß es überhaupt Serben in Ochrida gebe. Es hängt das mit dem Nationalitätenhader zusammen, da große Teile der westmakedonischen Bevölkerung sowohl von den Serben, wie den Bulgaren in ihre Reunionskammern gesteckt werden. Hier vermögen nur Sprachkenner zu entscheiden; immerhin scheinen die Bulgaren mehr in ihrem Rechte zu sein als der feindselige Bruderstamm. Wieder ein anderer Bericht lautete, die Familie des Gelehrten Bodlev (Potlis) sei nach Athen ausgewandert, wo ein Angehöriger derselben Minister gewesen war, und habe den Kodex mitgenommen. Auch eine nach Monastir ausgewanderte Primaten-

familie von Ochrida Robev, die zahlreiche Urkunden und Handschriften besaß, sollte den Kodex mitgenommen haben. Indessen bereits in Monastir war mir die wenig tröstliche Kunde zuteil geworden, daß nach dem Tode des Familienhauptes die Söhne diesen sämtlichen literarischen und antiquarischen Besitz zu Geld gemacht hätten. Auch hier war also nichts zu holen. Endlich Herr Schopoff teilte mir in Saloniki mit, daß die Ochridener Pelzhändler, die seit langer Zeit regelmäßig die Leipziger Messe besuchten und zum Teil sich dort ansiedelten und Mitglieder der orthodoxen Gemeinde wurden, während der politisch-kirchlichen Unruhen den Kodex nach Leipzig gerettet hätten. Ob er freilich dort noch vorhanden sei, wisse er nicht; es sei nicht unmöglich, daß er an eine deutsche oder englische Bibliothek verkauft sei. Ich war recht niedergeschlagen. Ich reise ziemlich mühselig durch die halbe Türkei auf der Suche nach einer Handschrift, die möglicherweise von Jena aus in einer dreistündigen Eisenbahnfahrt zu erreichen gewesen wäre. Man begreift, daß ich mit geringer Hoffnung die steile Straße des Kirchenbergs hinaufkletterte, um oben in der Bibliothek nachzuforschen. Da der dritte Vorstand mit seinem Schlüssel uns warten ließ, durchstöberte ich einstweilen mit Hilfe der beiden anderen Epitropen das bulgarisch geschriebene Handschriftenverzeichnis. Da fand ich nun auch den „Star kondix“, die alte Handschrift, eben die angebliche Kopie des Klemenskodex, von der mir längst gesprochen worden war. Ich dachte, eine Vergleichung derselben würde sich schon lohnen. Endlich wurde mir der rot gebundene Foliant überreicht. Als Studierraum wurde

mir eine äußerst zugige, staubige und finstere Seitenhalle der Kirche angewiesen. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich beim Durchblättern des Kodex die Urkunden mit den grünen Originalunterschriften der Patriarchen — eine kaiserliche Goldbulle söll ihnen feierlich das Privileg verliehen haben, mit grüner Tinte zu unterzeichnen — und ebenso die künstlich verschnörkelten Unterschriften der Bischöfe im Original vorfand! Einige Urkunden waren allerdings Kopien; allein es waren meist Protokolle auswärts abgehaltener Synodalsitzungen, und regelmäßig fand sich der Vermerk beigefügt, daß sie auf Befehl des regierenden Patriarchen in das offizielle Protokollbuch eingetragen worden seien. Was ich demnach vor mir hatte, war keineswegs eine mehr oder minder wertlose Kopie, sondern tatsächlich das Original des lang gesuchten und schmerzlich vermißten Kodex selbst. Ich konnte meine Freude nicht bergen; ich zeigte den beiden anwesenden Epitropen, Herrn Sapundjeff und Herrn Diakon Snegaroff, den Kodex und wies auf die verschiedenen Merkmale der Echtheit hin. Beide, die trefflich Griechisch sprechen und die griechische Kanzleischrift des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geläufig zu lesen verstehen, überzeugten sich sofort von der Richtigkeit meiner Beobachtung und waren mit mir hoch erfreut. Nach und nach hatten sich gegen zwanzig Zuhörer und Zuschauer eingefunden, die alle mit großem Interesse von dem Funde Notiz nahmen. Beschäftigung mit ihrer alten Geschichte gilt diesen Bulgaren als eine vaterländische Tat, und der Fremde, der sich für die Geschichte ihrer alten Caren oder Patriarchen interessiert, gilt als ein warmer Freund

des bulgarischen Volkes. Darin stehen sie höher als die serbischen Montenegriner. Ein Freund Miklosichs, der mit ihm Cettinje besuchte, erzählte mir: als der berühmte Wiener Akademiker dort altserbische Urkunden kopierte, sei plötzlich ein alter Montenegriner hinzugetreten und habe gefragt, was er hier abschreibe. Als ihm gesagt wurde, alte Urkunden der Serbenfürsten Stephan Uroš, Milutin, Stephan Dušan usf., habe er laut gelacht und gesagt, lieber wollte er in den heißesten Kampf gegen die Türken ziehen, als so wertlose alte Scharteken lesen oder gar kopieren. Das war der damalige Wladika und Fürst Danilo I. Nun, seit jener Zeit hat die Gesittung auch der Balkanslawen mächtige Fortschritte gemacht.

Hocherfreut sagte ich nun zu der Versammlung: „Freut Euch; Eure Kirche besitzt ein unschätzbares Kleinod! Dieser Kodex, den ihr verächtlich nur als Kopie bezeichnet, ist der wahre alte Kodex des hl. Klemens, in welchen alle Synodalverhandlungen seit den Tagen der Patriarchen Gregorios (1684—1688) und Germanos (1688—1691) bis auf Joasaph (1718—1745) und Joseph (1745—1752) eingetragen sind. In der gelehrten Welt gilt der Kodex als verloren, obschon er sich hier in der Bibliothek der Klemenskathedrale wohlbehalten befindet. Eure Pflicht ist nun, dafür zu sorgen, daß dieses Kleinod wohlverwahrt im Besitz der Ochridener verbleibe.“ „Dafür sind wir Bürgen,“ erwiderten mir die Epitropen, „ohne unsere drei Schlüssel hat niemand Zugang zu der Handschrift.“ Wie ist der gewiß nicht grundlos verloren gesagte Kodex plötzlich wieder nach Ochrida gekommen? Wahrscheinlich besteht Schopoffs Nachricht doch zu Recht. Die Ochridener Kaufleute werden während

des griechisch-bulgarischen Konfliktes die Handschrift nach Leipzig in Sicherheit gebracht haben. Nachdem die Bulgaren definitiv zur Herrschaft gelangt waren, wird man in aller Stille den Kodex wieder nach der Klemenskirche zurückgeschafft haben. Den größten Teil meines Aufenthaltes verwandte ich nun auf Abschreiben und Vergleichen der kostbaren Handschrift.

Da einer der Epitropen sich in der Kapelle einen starken Rheumatismus zugezogen hatte, wurde mir jetzt als Arbeitsraum ein Saal in einem erhaltenen Teil des alten Klosters angewiesen, der gegenwärtig Kleinkinderschule ist. Meine Arbeit ging hier sehr bequem vonstatten mit Ausnahme des letzten Tages, wo sich immer neue Störungen einstellten. In ganz Ochrida war keine Photographie der Klemenskirche aufzutreiben gewesen; ein griechischer Photograph bot sich deshalb an, sie für mich aufzunehmen unter der Bedingung, daß ich ihm sechs Exemplare abkaufte. Während ich des Nachmittags ruhig arbeitete, erschien plötzlich der Direktor der großen Schule auf der Esplanade mit der Mitteilung, der Photograph stelle eben seinen Apparat auf. Er fragte, ob es mich nicht freuen würde, wenn die Schuljugend sich malerisch davor gruppiere. Natürlich mußte ich für diese gut gemeinte Freundlichkeit gerührten Herzens danken, obgleich ich viel lieber eine Photographie der Kirche ohne Jugend besessen hätte. Ich arbeitete ruhig weiter, bemerkte jedoch eine sonderbare Unruhe unter den Anwesenden. Zehn zigarettenrauchende Männer bildeten mein regelmäßiges Gefolge. Einige entfernten sich, und ich erriet die Gedanken der übrigen. „Wir sollten auch zusehen, wie die Schuljugend sich aufstellt,“ sagte



Die Klemenskirche von Ochrida.

ich. Wie elektrisiert sprang alles auf; das Schulzimmer wurde verschlossen, und wir gingen auf die Esplanade, wo fast drei Viertelstunden lang bald die Lehrer und Lehrerinnen, bald der Photograph an den Kindern herumordneten, bis die Gruppe wirksam aufgestellt war. Dabei mußte ich den Lehrern auf ihre recht eigentümlichen Fragen Rede stehen. Einer fragte mich: „Sie verachten wohl diese Kinder, weil viele unter ihnen barfuß gehen?“ Ich antwortete sententiös, „Welche Frage! Auch bei uns in Deutschland gehen des Sommers viele Kinder barfuß und kein Mensch denkt bei uns gering von der ehrbaren Armut.“ „Sie werden sich freuen,“ meinte ein anderer, „so viele bulgarische Kinder auf Ihrem Bilde zu sehen. Auf ihnen beruht unsere Zukunft“ usf. Ich saß wie auf Kohlen, denn meine Arbeit war nicht vollendet, und die Zeit wurde immer knapper. Die Photographie ist natürlich sehr grotesk ausge-

fallen, den ganzen Vordergrund nimmt eine Garnitur von Kinderköpfen ein. Endlich konnte ich wieder an meine Arbeit gehen, aber unter vermehrten Hindernissen. Als neue Besucher des Schulzimmers hatten sich vier Lehrerinnen eingestellt, die zuerst mit der Damen eigenen Rücksichtslosigkeit alle meine Kopien und Hefte ungeniert durchmusterten und durcheinanderwarfen, und dann die freie Zeit zur Abhörung eines französisch-bulgarischen Ollendorf benutzten. Wie mir ein Lehrer nachher erzählte, hatten sie wegen der Anwesenheit des Polizeidieners ihr Eigentumsrecht auf das Schulzimmer öffentlich klarlegen wollen; begreiflich, wenn auch für mich nicht gerade sehr angenehm. Darauf erschien noch ein Beamter der Dette Publique Ottomane, stellte mir einen mir gänzlich gleichgültigen vornehmen Türken vor und fragte mich sehr liebenswürdig, ob ich Empfehlungen nach Korytza wolle. Ich war fast in Verzweiflung, da auf diese Weise meine Arbeit unmöglich vorrücken konnte. Ich dankte bestens und sagte, daß ich mit solchen genügend versehen sei und bereits beim Mütessarif (Regierungspräsidenten) durch den Kaïmakam telegraphisch angemeldet sei. Ich brauche nichts als freie Zeit zur Arbeit in Ochrida. Der Edle verstand diese unzarte Äußerung und schied verwundeten Herzens. Endlich konnte ich meine Kopie beenden.

Während meines Aufenthaltes in der Schule erschien auch der Sohn eines Herrn Alexander Barmakoff, der mir aus dem Besitz seines Vaters ein interessantes Bleisiegel zum Kaufe anbot, das auf der Vorderseite den englischen Gruß zeigte und auf der Rückseite die Inschrift: „Gregorios durch Gottes Er-

barmen Erzbischof der Ersten Justiniana und von ganz Bulgarien.“ Gerne hätte ich das interessante kleine Denkmal erworben; allein der liebenswürdige Jüngling verlangte nicht weniger als drei Napoléons, auf welchen Vorschlag ich natürlich nicht einging. Im Innern haben die Leute ganz chimärische und verschrobene Vorstellungen vom Wert der von ihnen aufgefundenen Antiquitäten. Weist man sie zurück, so drohen sie regelmäßig, so auch der junge Mann, dieselben in Saloniki zu verkaufen. Ich riet ihm lebhaft zu; denn dort ist der Antiquitätenmarkt so gedrückt, daß sie — eine gerechte Strafe — nur höchst bescheidene Summen aus ihren lächerlich überschätzten Kostbarkeiten lösen.

Ich bedauerte sehr, bereits den folgenden Tag abreisen zu müssen. Ich hatte schon zweimal wegen meiner Arbeiten den Aufenthalt in Ochrida verlängert. Ein drittes Mal konnte ich den Behörden nicht lästig fallen, die sofort wegen meiner Weiterbeförderung telegraphisch Anordnungen getroffen und diese schon zweimal abgeändert hatten. Dadurch kam ich um die Möglichkeit, die zahlreichen anderen Kirchen und Kirchenruinen zu besuchen, die vielfach Inschriften und Kunstdenkmäler enthalten. Auch in manchem Privathaus mögen noch Urkunden und historisch wertvolle Denkmäler verborgen sein; indessen zu diesen kann man nur durch große Geduld, Verbindungen und viele Zeit gelangen; letztere stand mir leider nicht zu Gebote.

Übrigens hat mein Finderglück später doch noch einen Erfolg zu verzeichnen gehabt. In Konstantinopel hatte ich, wie schon 1899, den gelehrten Metropoliten von Amasia, Anthimos, besucht, der, wie oben er-

wähnt, sich eifrig mit der Geschichte von Ochrida beschäftigt hatte; dieser hatte mir mitgeteilt, es gebe zwei Kodizes des hl. Klemens, eine Angabe, über die mir sonst niemand Auskunft geben konnte. Allerdings fehlten im roten Buche vier Urkunden, die ich aus Bodlevs Kopie kannte; ich nahm aber an, daß sie seit dieser Zeit herausgerissen worden seien. Auf meiner späteren Reise — wo, darf ich nicht sagen — brachte mir abends eine arme alte Frau in ein Tuch eingepackt mehrere Handschriften zur Ansicht. Eine schöne Handschrift war ein altslawisches Evangeliar; andere kleine Bruchstücke, aus vollständigen Handschriften herausgerissen. Allein mein höchstes Interesse erregte ein in Leder eingebundener Kodex von nur sechsunddreißig Seiten. Vorn fand ich in demselben gerade die vier fehlenden Urkunden mit den kalligraphisch meisterhaft ausgeführten grünen Unterschriften der Patriarchen. Erzbischof Meletios hatte das Buch aus Venedig bezogen und laut eigenhändiger Einzeichnung am 1. Mai 1677 der Kirche von Ochrida gewidmet. Aus unbekannten Ursachen ist dann der Lederband mit dem roten Buche vertauscht worden. Gern hätte ich diesen wertvollen Kodex erworben und auch einen ansehnlichen Preis gezahlt. Allein davon wollte die Frau schlechterdings nichts wissen. Sie erklärte, vorn im Buche stehe ein fürchterlicher Fluch eines alten Erzbischofs gegen jeden Verkäufer des Buches und schon um ihrer Kinder willen könne sie so etwas nicht tun. Es ist auch hier interessant zu sehen, welch gewaltige Wirkung der kirchliche Bann noch immer auf die Gemüter des orthodoxen Volkes ausübt. Meletios hat tatsächlich der ersten Urkunde, seiner Widmung, den üblichen Fluch

beigefügt: „Wer ihn zu entwenden versucht, er sei, wer er wolle, von Mißgunst und Bosheit getrieben, der unterliegt dem ewigen Bannfluch.“ Diese Worte hatte der Besitzer wirklich gelesen und dieselben hatten der Frau so großes Entsetzen eingeflößt. Vergebens stellte ich ihr vor, daß dieser Erzbischof ein wenig würdiger Mann gewesen sei; die magische Zauberkraft des Fluches haftet am priesterlichen Charakter des Verwünschenden, nicht an seiner Individualität. Ich bemerkte ihr übrigens, sie und ihre Familie seien bereits dem Fluche verfallen; denn der Kodex gehöre dem heiligen Klemens, sie müsse ihn also in die Klemenskirche abliefern, oder, wenn ihr dies zu hart erscheine — die Frau war Patriarchistin, also mit den bulgarischen Inhabern der alten Patriarchatskirche verfeindet —, so solle sie denselben in Kruševo dem griechischen Metropoliten Anthimos übergeben. Doch für diese ihren Finanzen höchst ungünstige Auslegung besaß die fromme Frau nicht das mindeste Verständnis. Sie war offenbar der Ansicht, die Handschrift in durchaus korrekter Weise vor den in ihren Augen unrechtmäßigen heutigen Besitzern der Klemenskirche gerettet zu haben. Sie erzählte mir, ihr Großvater, ein sehr vornehmer Mann, dessen Nachkommen jetzt freilich in beispielloser Dürftigkeit leben, habe seinen Kindern auf die Seele gebunden, den Kodex nie zu veräußern. Er werde in einer späteren Zeit einst große Bedeutung erlangen. Als 1863 unter dem Metropoliten Meletios die Bulgaren zuerst sich gegen die Griechenherrschaft erhoben hatten, haben die Primaten von Ochrida alles Ernstes daran gedacht, den alten 1767 aufgehobenen Patriarchat von Ochrida wiederherzustellen. Offenbar

schwebten dem alten Besitzer des Kodex solche Möglichkeiten vor; er dachte, daß in diesem Fall das Urkundenbuch des mit Glanz restituierten Patriarchatsthrones von unschätzbarem Werte sein müsse. Und an dieser Einbildung hält die gänzlich verarmte Familie in rührender Arglosigkeit fest. Wer möchte ihr auch diese Illusion rauben, ihr einziger Trost und ihre letzte Hoffnung in der gegenwärtigen Verkommenheit! Die Frau verstand sich übrigens dazu, gegen Entrichtung von zwölf Frank mir den Kodex für eine Nacht zu leihen. Diese benutzte ich, um alles in Betracht kommende auf das sorgfältigste zu kopieren. Diesen Kodex hat seit Bodlev und Anthimos, also seit 1866, niemand mehr gesehen; seine Wiederauffindung gewährte mir daher keine geringe Genugtuung.

XIX. DIE GEGENWÄRTIGEN ZUSTÄNDE UND DER NATIONALITÄTENHADER IN WESTMAKEDONIEN.

Vor meiner Abreise schenkte ich der Schule, um mich dem Metropoliten für seine Gastfreundschaft dankbar zu erweisen, eine ansehnliche Spende. Die Epitropen, die zugleich Schulvorstände sind, lobten mich deshalb; sie erzählten mir auch von der furchtbaren Armut der ochridenischen Bevölkerung, die geradezu ans Unglaubliche grenze. Der große Wohlstand der einst so wohlhabenden und einflußreichen Gunarades, der Pelzhändlerzunft, gehört der Vergangenheit an. Industrie gibt es dort nicht. Die Bürger sind meist kleine Handwerker, Krämer oder einfache Ackerbürger. Da Eisenbahnverbindungen fehlen, erzielen die überreichlich gedeihenden Landesprodukte, Früchte und Wein, ebenso die Fische des

Sees, nur niedrige Preise. Ich antwortete, das Elend sei ja jedem sichtbar; um so weniger könne ich aber begreifen, daß man aus törichtem nationalem Chauvinismus den Unterricht im Griechischen gänzlich aufgehoben habe. Natürlich habe das bulgarische Volk, seit sein Nationalbewußtsein erwacht sei, nicht Schulen bestehen lassen können, deren ganzer Unterricht in Griechisch mit Ausschluß der Muttersprache erteilt wurde. Aber man dürfe doch nicht vergessen, daß Griechisch als allgemeine Verkehrssprache für den Osten dieselbe Bedeutung habe wie Französisch für Westeuropa. Ein armer bulgarischer Bursche, der Griechisch rede, könne in der europäischen wie der asiatischen Türkei, im freien Königreich Griechenland oder in Ägypten leicht eine Stellung bekommen, während er, wenn er ausschließlich Bulgarisch spreche, zu Hause verhungern müsse. Die Antipathie gegen die Griechen sei vor dreißig Jahren bei dem heftig entflammten Nationalitätenhader wohl verständlich gewesen. Heute schnitten sich die Bulgaren mit ihrer Ausschließlichkeit nur ins eigene Fleisch. Indessen Äußerungen, die auch in vorsichtigster und bescheidenster Weise einer allmählichen Versöhnung der verschiedenen, unter sich so gespaltenen Nationalitäten das Wort reden, scheinen heute noch verfrüht und finden bei keiner Seite Anklang.

Die Herren schienen denn auch meine Worte ungern zu hören; aber Stichhaltiges wußten sie dagegen nicht vorzubringen. Als sie mir sagten, in den höheren Klassen des bulgarischen Gymnasiums zu Monastir werde Griechisch gelehrt, erwiderte ich: „Das ist es eben; den Gebildeten und den höheren Klassen hilft man, aber den ärmsten Söhnen der un-

teren Schichten des Volkes wird das notwendigste Mittel für ihr Fortkommen vorenthalten.“ Es ist eine schwierige Aufgabe, in Makedonien mit den verschiedenen Bevölkerungsschichten über die politischen Tagesfragen zu reden. Wer nicht entweder fanatisch philhellenisch ist oder mit den Bulgaren durch dick und dünn geht, ist auf beiden Seiten schlecht angesehen. Auch der vorsichtigste Diplomat setzt sich leicht zwischen zwei Stühle. Ich war von Anfang an bestrebt, wenn ich über meine Eindrücke befragt wurde, schonend, aber ohne Bemäntelung des Tatbestandes die volle Wahrheit zu sagen, und ich muß bekennen, daß meine rückhaltlosen Äußerungen namentlich von den Griechen fast immer gut aufgenommen wurden. Dieser leidige Nationalitätenhader hat in Makedonien die schlimmsten Verhältnisse hervorgerufen. Die Gewalttätigkeit der an Zahl bei weitem überlegenen Bulgaren erbittert die anderen Nationalitäten aufs äußerste. Dazu ist die christliche Bevölkerung durch die türkische Mißverwaltung zur Verzweiflung gebracht.

Von zuverlässigster, teilweise amtlicher Seite habe ich auf meiner Reise Tatsachen erfahren, die allerdings diese Stimmung nur zu begreiflich machen. In drei bulgarischen Dörfern, Neret, Krupischta und Gorentzi, wurden die orthodoxen Kirchen mit Gewalt geschlossen. Als dann Unruhen ausbrachen, wurden die Pfarrer verjagt und von Regierungs wegen die Schließung der Kirchen aufrecht erhalten. Die gerichtlichen Untersuchungen werden oft mit den ärgsten Torturmitteln geführt. Um die Bauern zum Geständnis zu bringen, bindet man ihnen siedende Eier unter die Achselhöhle, und ähnliche Greuel

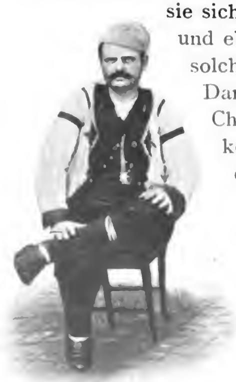
wurden mir von durchaus glaubwürdigen Europäern erzählt. Dabei machen die Dibrani, die albanesischen Räuber aus Dibra, ein wildes gegisches Gesindel, überall die Straßen unsicher. Zwei Tage nach meiner Abreise wurde unweit Ochrida ein griechischer Priester, ein Witwer, mit seinem neunjährigen Söhnchen von ihnen erschlagen auf der Straße liegend aufgefunden. Er war vollkommen ausgeplündert und ließ zwei Mädchen von 13 und 11 Jahren in größtem Elend zurück. In Helšena, einem Dorf unweit Peštšani (Kasa von Ochrida), wurden zwei Männer und eine Frau erschossen und drei Häuser niedergebrannt. So könnte ich die Liste noch lange vermehren, und das alles in verhältnismäßiger Ruhe und Friedenszeit. Kein Wunder, daß schließlich die Landbevölkerung, von Verzweiflung ergriffen, zu den Waffen greift und den Komitadschis sich anschließt. Auch den Griechen geht es nicht viel besser, obgleich sie während der jetzigen Unruhen schon aus Todfeindschaft gegen die Bulgaren auf seiten der Türkenregierung stehen. Als ich nach Monastir zurückkehrte, war Kon-



Ahmed Effendi, türkischer Offizier und sein Bursche (Ochrida).

sul Rostkowsky eben im Begriff, nach dem Kasa von Kastoria abzureisen. Es war ihm gemeldet worden, daß türkische Soldaten in einem patriarchistischen, durchaus loyal zur Regierung haltenden Griechendorfe geplündert, die Kirche profaniert und halb demoliert hatten. Die Unbotmäßigkeit der albanesischen Soldaten ist für die Regierung oft selbst eine Gefahr.

Schlimm ist auch die große Geldgier und Bestechlichkeit vieler Beamten. Man darf dieselben freilich nicht zu hart beurteilen, weil sie selbst unpünktlich oder gar nicht bezahlt werden. Ich habe Beispiele von hohen Beamten gehört, die mit ihrer Familie in größter Not waren und deshalb von Europäern diskret angebotene Unterstützungen annahmen, weil sie buchstäblich nichts zu leben hatten. Der durchreisende Europäer bekommt selten den richtigen Eindruck von den einzelnen Beamten, da er sich über sie wahrlich nicht beklagen kann; vielmehr überbieten sie sich ihm gegenüber in Gefälligkeiten und ebnen ihm alle Wege. Über einen solchen Beamten, dem ich zu vielem Danke verpflichtet war, fragte ich die Christen um ihr Urteil: „O er ist keiner der Schlimmsten. Nur hat er das Geld zu lieb.“ Bei der Zehnteintreibung wurde ihm nachgesagt, den vier oder sechsfachen Betrag eingetrieben und dadurch einzelne Bauern völlig ruiniert zu haben.



Albanesischer Bauer (Gega) aus der Umgegend von Ochrida.

Zwei Beis einer obermakedonischen Stadt bedrückten die christliche Bevölkerung der-

selben in unerhörter Weise. Auf die Klagen des Bischofs und der Notabeln wanderten sie allerdings ins Staatsgefängnis der Provinzialhauptstadt; allein dort teilte mir einer der Konsuln mit, der selbst die Kläger beim Prozeß unterstützt hatte, daß sie wohl in Bälde entlassen würden; denn beide waren sehr reich, und die klingenden Gründe sind schließlich bei den Richtern allemal die durchschlagenden.

Gerade in Westmakedonien, in den stark von Albanesen durchsetzten oder ganz albanesischen Gebieten, befinden sich zum Teil sehr tüchtige Verwaltungsbeamte. Aber, wenn diese einmal Strenge gegen räuberische oder unbotmäßige Dorfschaften und Clane anwenden und gegen Brigantenhäuptlinge mit scharfen Sentenzen vorgehen wollen, erfolgt fast regelmäßig vom Jildis-Kjöschk aus Gegenorder. Die dort allmächtige albanesische Kamarilla ist mit zahlreichen dieser unbotmäßigen Elemente versippt, die Bande der Clan- und Stammesgenossenschaft sind trotz aller modernen Reformen noch immer stärker als die staatlichen Gesetze. So fühlt sich der wohlmeinendste und tatkräftigste Mütessarif oder Kaïmakam in seiner amtlichen Wirksamkeit gelähmt.

Ein schwerer Übelstand für die christliche Bevölkerung ist endlich ihre große Zerrissenheit. Auf der einen Seite stehen die Patriarchisten, die Anhänger des ökumenischen Patriarchats Konstantinopel, auf der anderen die Exarchisten, die Anhänger des Exarchen, des Oberhaupts der bulgarischen Nationalkirche. Da der Glaube beider Parteien absolut identisch ist, handelt es sich lediglich um einen nationalen und keinen religiösen Gegensatz. Die Erbitterung ist um so größer, als eine Minorität, immerhin aber

ein keineswegs verächtlicher Bruchteil der bulgarischen Bevölkerung, ebenso sämtliche Albanesen (Toska) und Rumunen (Tzintzaren) an dem Patriarchat festhalten.

Für die Eparchie Ochrida gab mir der dortige Metropolit folgende statistische Angaben nach dem letzten, vor zwei Jahren angefertigten Zensus: Die Eparchie enthält 243 Dörfer und 4 Städte, da Ostrowo und Wodena gleichfalls zur bulgarischen Eparchie Ochrida gehören. 12 143 bulgarische Häuser erkennen die Autorität des Exarchen, 1542 die des Patriarchen an; 224 sind serbischer Nationalität und sind sämtlich patriarchistisch. Von den Rumunen sind 140 Häuser exarchistisch, 1770 patriarchistisch. Türkische Häuser gibt es 2590 und albanesische (muselmännische) 1584.

Speziell für die Stadt Ostrowo gab er mir 96 exarchistische, 30 patriarchistische und 72 türkische Häuser an.

Danach zerfällt die Bevölkerung der Eparchie in: 70 259 bulgarische Exarchisten, 8504 bulgarische Patriarchisten, 1113 Serben, 670 exarchistische und 10 194 patriarchistische Rumunen, 13780 Türken und 8598 Albanesen. Hochzeiten der Exarchisten fanden 1900: 15 810, der Patriarchisten 4241 statt.

Diese Statistik ist natürlich bulgarischen Ursprungs; ein griechischer Gewährsmann würde zweifellos die Zahlen etwas anders gruppieren.

Wie zerklüftet ist nun diese Bevölkerung! Zahlreich sind die gemischten, von Bulgaren, Rumunen, Albanesen und Türken bewohnten Dörfer. Im Kasa von Florina (Meglen) existieren sieben Dörfer, wo der bulgarische Bevölkerungsbruchteil in eine ex-

archistische und eine patriarchistische Hälfte zerfällt. In der Stadt Ochrida halten die bulgarischen Familien sämtlich zum Exarchat; dagegen die wenigen Serben sind patriarchistisch und die Rumunen halb und halb geteilt. Drei gemeinsam von Bulgaren, Albanesen und Pomaken (mohammedanische Bulgaren) bewohnte Dörfer enthalten im ganzen 229 bulgarische Häuser; auch diese sind zur Hälfte patriarchistisch, zur andern exarchistisch. In dem großen Dorfe Struga (836 Häuser) sind sechs Familien Anhänger des Patriarchen. Man kann sich denken, wie schlimm bei dieser Zersplitterung die Lage solcher Minoritäten ist. Sie sind niemals vor Gewalttätigkeiten und Boykottierung sicher.

Sowohl in Ochrida, als bei meinen spätern Aufenthalten in Makedonien wurde ich von Griechen wie Bulgaren immer wieder mit der Frage bestürmt, wie es sich denn mit den versprochenen Reformen verhalte und ob sich die Großmächte wirklich der unglücklichen makedonischen Christen annehmen würden. Sie fragten mich, als ob ich ihnen über diese damals erst ventilierten Pläne irgendwelche authentische Auskunft geben könnte. Natürlich antwortete ich etwas skeptisch. Aber ich sah, mit welcher angsterfüllten Hoffnung gerade der bessere und ruhige Teil der Bevölkerung die Gewährung ihrer langgenährten Wünsche erwartete. Die türkische Regierung ist wirklich in einer schlimmen Lage. Mit ihren mageren Zugeständnissen befriedigt sie die Christen nicht, und je mehr sie entgegenkommt, um so höher steigt die Erbitterung der Muslime. So begreift man die im Zentrum herrschende Ratlosigkeit. Daß die Bulgaren in Makedonien entschieden die

Vorhand haben, ist augenscheinlich und wurde mir auch allenthalben bestätigt. Ein langjähriger Beobachter der dortigen Zustände, selbst slawischen Geblütes, sagte mir als Resultat seiner Erforschungen des Landes und seiner Bevölkerung, die Bulgaren hätten zweifellos die erste Stelle dort errungen; sie seien ihm eine persönlich unsympathische Rasse; er bezeichnete sie geradezu als hinterhaltig und unzuverlässig. Aber ihrer Energie und ihrer unermüdlichen Tätigkeit müsse man große Anerkennung zollen. Als ich darauf hinwies, daß jetzt Serben und Griechen stets vereint vorgingen, so z. B. in Üsküb, um der bulgarischen Propaganda entgegenzuwirken, meinte er, das komme alles zu spät. Die Serben seien ein liebenswürdiges, sympathisches und ritterliches Volk; aber ihnen fehle die ausdauernde Zähigkeit, welche die Bulgaren entwickeln.

Eine andere Frage ist freilich, ob es politisch klug ist, heute entgegen dem Willen der Großmächte auf eine gewaltsame Lösung der makedonischen Frage zu drängen. Dadurch treiben sie nicht nur die Griechen, sondern auch die anderen Bruchteile der Minorität, orthodoxe Albanesen, Rumunen und Serben, notwendig in die engste Allianz mit den Türken. Man muß jedoch nicht glauben, daß die patriotischen Bulgaren alle der jetzigen revolutionären Bewegung günstig gesinnt sind. Aber der Terrorismus der Extremen ist so groß, daß gerade die verständigsten Vaterlandsfreunde ängstlich schweigen. Einer der bedeutendsten Vertreter dieser Nation, der sein ganzes Leben nur zum Besten derselben gewirkt hat, erklärte mir traurig: „Mit unserer Mahnung zur Geduld und zum Abwarten richten wir nichts mehr

aus; die Jugend hört nicht mehr auf uns. Sie folgt nur den Führern der Geheimbünde. Daraus kann nur das größte Unheil erwachsen. Sie meinen die türkische Regierung zu vernichten, statt dessen stärken sie dieselbe. Unser Reden hilft nichts mehr; unsere Warnungen sind umsonst. Wir müssen alles der göttlichen Vorsehung überlassen."

Die Lage ist eine ähnliche wie die des jüdischen Volkes vor dem Ausbruch des römischen Krieges. Wie dort die Gesetzeskundigen, haben auch hier Klerus und Lehrer, überhaupt die ganze höhere Bildungsschicht so lange agitiert und auch den gröberen Volksinstinkten geschmeichelt, daß jetzt weite Kreise vollkommen verhetzt sind und nur die Gehör finden, die die äußersten und wütendsten Maßregeln predigen und auszuführen suchen. Das Land leidet unsäglich unter diesem immerwährenden, bald mehr, bald minder heftig sich äußernden Revolutionszustand, und an eine dauernde Besserung ist vorläufig gar nicht zu denken. Auch die wohlmeinendste europäische Verwaltung würde vergebens gegen den Fanatismus der Komitadschis ankämpfen. Diese selbst sind ohne Unterstützung der Großmächte nicht imstande, gegen die türkische Armee ein freies Makedonien herzustellen, und so werden diese unglücklichen, ohnehin schwach bevölkerten Provinzen in dem erbitterten Religions- und Rassenkampf immer mehr zur Einöde werden.

D. IM LANDE DER TOSKA.

XX. DAS VOLK DER ALBANESEN — GEGA UND TOSKA.

„In Europa ist unser Land weniger bekannt als Zentralafrika, und doch verdient es diese Vernachlässigung nicht,“ sagte mir Mehemed-Ali Pascha, der Mütessarif (Regierungspräsident) von Korytza (Gorča) in Albanien. Und es ist Tatsache: die nicht unmittelbar am türkischen Eisenbahnnetze liegenden Städte Westmakedoniens und Albaniens wissen, wenn man zu ihnen kommt, außer von Russen von wenig europäischen Besuchern zu berichten, wie es denn auch fast nur Russen sind, die neben den einheimischen Balkanvölkern sich gründlich mit der Geschichte, der Landeskunde und den Altertümern dieser Länder beschäftigt haben.

Es ist ein vielnamiger Stamm, der in den westlichen Gebirgs- und Küstenlandschaften der europäischen Türkei vom See von Skutari und der montenegrinischen Grenze an bis zum Golfe von Arta und weiter in den Nordprovinzen des Königreichs Hellas, ferner in Attika und Argolis haust. Schkipetaren nennen sie sich selbst; bei den Italienern heißen sie Albanesi, bei den Griechen Arwaniten und bei den Türken Arnaut. Es ist ein Glaubenssatz bei allen gebildeten Albanesen, daß sie Nachkommen der alten Illyrier seien, der Nachbarn Makedoniens. Und in

der Tat, nirgends erfahren wir von einer Zuwanderung dieser Stämme nach ihren illyrischen Stammsitzen, wie uns etwa über die Wanderzüge der slawischen Stämme ausführlich berichtet wird. So sagt auch J. G. von Hahn [1]: „Da die Albanesen keine Slawen sind und mit keinem andern bekannten Volke nähere Verwandtschaft zeigen, da die freilich kümmerlichen Quellen außer der slawischen keine Einwanderung melden, die bedeutend genug wäre, um ein großes Volk zu schaffen, so darf man annehmen, daß die heutigen Albanesen die Nachkommen der vorslawischen Urbewohner des Landes sind.“ Freilich steht noch keineswegs fest, ob sie wirklich mit den alten Illyriern identisch sind. Neuerdings weist man sie dem thrakischen Stamm zu.

Der moderne Name des Volkes begegnet uns zuerst bei den byzantinischen Chronisten des XI. Jahrhunderts. Als 1079 Nikephoros Basilakis Dyrrachion besetzte, sich gegen den Kaiser empörte und mit einem großen Heere bis Saloniki vorrückte, werden unter seinen Scharen neben Franken, Bulgaren und Griechen zum ersten Male auch Albanesen (Arwaniten) genannt. Fortan erscheinen sie in den Heeren der byzantinischen Kaiser. Mit dem Sturz ihrer Herrschaft und der Gründung des lateinischen Kaisertums bildete sich unter Michael Angelos der Despotat von Epiros; er dehnte seine Herrschaft über Jannina, Arta, Naupaktos (Lepanto) aus. Michaëls Bruder Theodoros ließ sich in Thessalonike durch den Erzbischof von Ochrida zum Kaiser krönen, erlag aber dann dem mächtigen Bulgarencaren Johannes Asan.

---

[1]) Albanesische Studien S. 213.

Während längerer Zeit hat aber dieser hauptsächlich auf Albanesen gestützte Staat fortbestanden. Im XIV. Jahrhundert geboten von Durazzo aus die Anjous über ein freilich sehr wenig umfangreiches Königreich Albanien. Die Ausdehnung der serbischen Herrschaft hat dann große Teile Nordalbaniens den Caren dieser Nation unterworfen. Die Schwäche von Byzanz und die Thronstreitigkeiten in Serbien nach des großen Stephan Dušan Tod (1355) brachten endlose Wirren über das Reich. Das war der geeignete Moment für den Ehrgeiz der Albanesen. In Nordalbanien und Epiros gründen albanesische Edelleute unabhängige Fürstentümer. Eine ungewohnte Kraftfülle entwickelt das Volk, das sich stark vermehrt hat, so daß seine nördlichen beschränkten Wohnsitze ihm nicht mehr genügen. Chalkokondylas der Athener, ein Schriftsteller des XV. Jahrhunderts, berichtet uns allerdings mit bemerkenswerter Unsicherheit — offenbar beruht vieles auf legendärer, mündlicher Überlieferung —, daß die Albanesen einst um Epidamnos (Durazzo) gesessen und, von hier nach Süden wandernd, Makedonien, Thessalien, Ätolien und Akarnanien überschwemmt hätten. Tatsächlich sind alle diese Landschaften von Albanesen besiedelt worden, und um die Wende des XV. Jahrhunderts wandern 10 000 Albanesen mit ihren Familien und Herden in das Gebiet der paläologischen Despoten des Peloponneses aus. Im XV. Jahrhundert, als die Türken dem serbischen wie dem byzantinischen Reiche ein Ende machten, da hat Georg Kastriotes (Skanderbeg † 1467) in dreißigjährigem Heldenkampfe von seiner Burg Kroja aus den Namen der Albanesen zu dem gefeiertsten durch ganz Europa gemacht. Päpste

und Fürsten traten mit dem Verteidiger des Glaubens in Verkehr. Das war der weltgeschichtliche Höhepunkt der albanesischen Nation.

Mit seinem Tode ist die nationale Unabhängigkeit des Volkes dahin. Zahlreiche Edle und Volksgenossen wanderten nach Neapel aus, das ihnen ein Asyl bot, und wo sich starke griechisch-albanesische Kolonien bildeten. Auch nach dem Falle von Skodra hielten die im XIII. Jahrhundert zum Katholizismus übergetretenen Mirediten aus und weigerten sich, die türkische Oberherrlichkeit anzuerkennen. Doch von Europa im Stiche gelassen, mußten die letzten freien Albanesen dem Sultan huldigen. Sie durften aber unter ihren eignen christlichen Bannern zu Felde ziehen. Die Mehrzahl der übrigen Albanesen nahm dagegen den Islam an. Merkwürdig ist, daß Skanderbeg, der albanesische Nationalheld, selbst ein Slawe und kein Albanese war. Darin sind die Albanesen den Griechen, mit denen sie so viele Sympathien verknüpfen, durchaus gleich. Wie diese selbständig, abgerechnet den kurzen Traum attischer Seeherrschaft, politisch es zu nichts gebracht haben, aber als Kulturferment für die makedonischen Reiche, wie für Rom einfach unentbehrlich waren, so spielen auch die türkischen Albanesen als tapfere Soldaten, tüchtige Offiziere und Verwaltungsbeamten eine hoch einflußreiche Rolle im türkischen Reiche. Eine Reihe der bedeutendsten Großwesire, vor allen Ahmed Pascha, Sinan Pascha, Ferhad Pascha, die vier aus dem Geschlechte der Köprili, ferner Mehemed Ali, der Ladendiener aus Kawala und spätere Gründer des ägyptischen Reichs, sind Albanesen. Ernst Curtius wies immer darauf hin, daß zahlreiche Helden des

griechischen Freiheitskampfes albanesischen Geblütes waren. Markos Botzaris, Zawellas, Karaïskakis sind Albanesen, die Grivas stammen aus Suli, Krisiotis aus dem südlichen albanesischen Euböa. Die griechische Seemacht bildeten die Inseln Psara, Hydra, Spetsa, von denen nur die erste von Griechen bewohnt war, während die heldenkühnen Seeleute der letzteren echte Albanesen sind. Kurz: dieses Volk, das in einem unbekannten Erdenwinkel ein unbekanntes Dasein führt, kann sich mit seiner historischen Vergangenheit sehen lassen.

Die Albanesen zerfallen in zwei große Stammesgruppen: die Gega, die im Norden um Skodra und Dibra sitzen, und die Toska, die von Berat und Gorča aus sich bis nach Jannina und weit nach Süden durch die ganze alte Epiros, Ätolien und Akarnanien bis zum Golf von Korinth ausdehnen. Nur mit den Südalbanesen, den Toska, deren Land ich bereiste, wurde ich näher bekannt, während .ich von den Gega nur wenige Exemplare in Ochrida, dessen albanesische Bevölkerung gegisch ist, kennen lernte.

Man berechnet die Volksstärke der Albanesen auf 1 600 000 Köpfe, von denen etwa drei Fünftel sich zum Islam be-



Gega aus Ochrida und toskischer Knabe aus Korytza.

kennen. Die christlichen Gegas hängen in ihrer Mehrheit dem katholischen Glauben an, während die Toska, soweit christlich, orthodox sind. Die Verhältnisse der katholischen Nordalbanier, der Mirediten, sind 1703 durch ein albanesisches Nationalkonzil geordnet worden. Sie stehen unter der Kongregation de Propaganda Fide. Die geistliche Leitung ist, seit Antivari an Montenegro gefallen ist, den zwei Erzbischöfen von Durazzo und Skopia und vier Bischöfen übertragen. Außerdem bestehen fünf Präfekturen des Franziskanerordens, denen eine Anzahl Klöster unterstehen. Den Franziskanern ist auch die Seelsorge in den armen Bergdistrikten übertragen, weil den Entbehrungen des dortigen Lebens, wo selbst der Geistliche oft Hunger leiden muß, nur Missionäre gewachsen sind. Die Mirediten, die noch unbotmäßiger als die mohammedanischen Albanesen sein sollen, haben auch politisch ihre Unabhängigkeit bis in die neueste Zeit zu bewahren verstanden, und unter den Nachkommen des Häuptlings (Prink), den sie im XVI. Jahrhundert sich wählten, ein kleines Staatswesen für sich gebildet. Indessen 1881 nach der Pazifikation Albaniens wurde der Erbfürst Prink Doda nach Kastamuni in Kleinasien exiliert, wo er sich noch gegenwärtig aufhält. Derselbe ist, wie mir ein persönlicher Bekannter desselben mitgeteilt hat, ein sehr gebildeter und unterrichteter Mann.

Ich kann nicht leugnen, daß ich nach allem, was ich gehört und gelesen hatte, nicht mit den günstigsten Vorurteilen die Reise in das Gebiet dieser als so unbotmäßig und rauh geschilderten Bevölkerung unternommen habe. Allerdings gelten die Toska, vorab die christlichen, als die gesittetsten und der

Regierung gegenüber am meisten unterwürfigen Albanesen. Aber ich muß zugestehen, daß auf mich diese Schkipetaren, Muslime wie Christen, einen sehr guten Eindruck gemacht haben. Es ist ein hochgemutes, auf seine Freiheit stolzes Geschlecht. Knechtische Unterwürfigkeit, wie sie oft andere Rajarassen gegenüber ihrem Gebieter zeigen, kennt auch der christliche Toska nicht. Selbst äußerlich sind die Albanesen vielfach ein ungewöhnlich schöner, hochgewachsener und kräftiger Menschenschlag. Als ich 1871 durch Griechenland reiste, freute ich mich, in unserem Agogiaten durch die Argolis zum ersten Male einen wirklich ideal schönen Griechen gefunden zu haben. Natürlich war er ein Albanese. Andrerseits soll nicht geleugnet werden, daß häufig auch das Gegenteil der Fall ist. Bei einem Gottesdienste in einer volkreichen Stadt hatte sich in einer Kirche vor dem Altare die Schuljugend zusammengedrängt, fast ausnahmslos waren es Typen von auffälliger Häßlichkeit.[1]) Für die Griechen ist es ein wahres Glück, daß dieses Volk im Mittelalter literaturlos war; es gibt keine albanesischen Schriftdenkmäler, an denen sich ein griechenfeindliches Nationalitätsgefühl emporranken könnte, wie bei den Bulgaren und Rumunen. Darum sprechen wenigstens unter den Toska fast alle Männer Griechisch; auch die Muslime handhaben gewandt beide Sprachen, nicht nur viele Höherstehende und Beamte, sondern auch

---

1) Eine ähnliche Beobachtung finde ich bei dem ersten Kenner albanesischen Volkstums J. G. von Hahn, Albanesische Studien 1854, S. 86: Vielleicht kein Land Europas hat eine gleich reiche Musterkarte menschlicher Bildungsformen von der größten Schönheit bis zur äußersten Häßlichkeit aufzuweisen, wie Albanien.

die einfachen Leute. Einer unsrer Begleitsoldaten Hüssein aus Gorča (Korytza) konnte sich ganz fertig in Griechisch ausdrücken. Nur die Frauen sind öfter einsprachig; nach dem Wunsche meines Freundes P. Galaktion besuchte ich dessen Familie in Korytza. Anwesend waren dessen Tante, deren Sohn und Schwiegersohn mit zahlreicher Familie, alles feingebildete Leute, die sich mit vollkommener Leichtigkeit französisch und griechisch auszudrücken verstanden. Nur die höchst liebenswürdige Matrone, die echte Repräsentantin einer vornehmen Primatenfamilie, die, während ihre Kinder sich europäisch kleideten, die alte nationale Tracht beibehalten hatte, sprach ausschließlich Albanesisch, so daß die Unterhaltung mit ihr nicht recht gedeihen wollte. Die Metropolen im Gebiete der Toska, wie Korytza und die epirotischen Städte sind wahre Brennpunkte griechischer Gesittung, und sämtliche orthodoxe Toska sind eifrige Anhänger des Patriarchen, während die christlichen Gega von Dibra Exarchisten sind.

XXI. DER BESUCH IN SWETI NAUM.

Mittwoch, den 15. Oktober 1902, morgens um 10 Uhr fuhren wir mit einer Barke über den See von Ochrida. Obwohl ich dem Kaïmakam mitgeteilt hatte, Bedeckung sei auf dem Wasser, da ich nie etwas von Seeräubern gehört hatte, völlig überflüssig, erschienen zu unserer Begleitung doch die beiden Tschausche, während die übrige Mannschaft den etwas mühsamen Landweg nahm; dieser ist nur ein schlecht gehaltener Saumpfad. Die Barken auf dem See von Ochrida sind rundliche, unförmliche und primitive Fahrzeuge ohne Kiel, auf die ein flaches

Verdeck mit Holzbrüstung gesetzt wird. Dort läßt man sich behaglich nieder. Da die Bulgaren tüchtige Seeleute sind, geht die Fahrt bei ruhiger See sehr schnell vonstatten. Allein der Himmel umwölkte sich; starke Regengüsse und ein heftiger Sturm brachen los; einer der beiden Tschausche litt fürchterlich unter der Seekrankheit, wies aber trotzdem den Kognak, den ich ihm als Medizin anbot, mit der größten Standhaftigkeit von sich. Ein begleitender Bulgare versicherte, es sei gut, daß wir ziemlich viel Gepäck und Fracht verladen hätten, sonst würde das Schiff unfehlbar umschlagen: sehr ermutigend! Plötzlich erklärte der Schiffspatron, das nahe Vorgebirge könnten wir wegen des Sturmes nicht umschiffen; wir müßten ans Land. Unter strömenden Regengüssen flüchteten wir uns in eine nahe Höhle; die Türken und die Schiffsleute schleppten Reisig und Dornzweige herbei — und bald brannte ein lustiges Feuer, an dem wir unsere ganz durchnäßten Decken und Kleider trocknen konnten; einige Konserven, die ich glücklicherweise noch vorfand, bildeten unsere Nahrung: die reinste Robinsonade. Indessen schon nach einer Stunde hatte sich das Wetter geklärt, und beim hellsten Sonnenschein kamen wir zur Klosterruine Saūm, einst das prachtvolle Gotteshaus der Panagia Zachlumitissa. Wir legten an, um dieselbe zu besichtigen. Der runde Kuppelbau der Kirche ist noch leidlich wohlerhalten. Im Bogen über dem Toreingang ist das musivische Bild des serbischen Cars Stephan Uroš V. (1355—1365), des Gründers des Klosters angebracht. Er trägt die byzantinische, mit Edelsteinen geschmückte Kaiserkrone; sein Haupt ist von einem breiten Nimbus

umgeben und er sitzt in seinem goldstrotzenden Prachtgewande auf einem goldenen Stuhle, in der Hand hält er das Chrysobull, das Stiftungsprivileg für das Kloster, seine Füße zeigen die purpurfarbenen Kaiserschuhe und ruhen auf einem goldenen Schemel, der wie der Thron ein Purpurkissen trägt. Zu beiden Seiten stehen, links die Panagia, rechts ein Heiliger. Im Innern befindet sich eine lange griechische vom Weltjahr 6863 (= 1355) datierte Inschrift, die ich aber wegen der Höhe und Dunkelheit nicht vollständig lesen konnte.[1]) Merkwürdig ist, daß diese slawischen Herrscher, wenigstens die Serben, großenteils griechische Inschriften angebracht haben. Wenn auch damals zwischen Griechen und Slawen ein nationaler Gegensatz bestand, so herrschte doch kein Nationalhaß wie heutzutage. Das Griechische galt immer noch als die vorzugsweise heilige und kirchliche Sprache und wurde auf dem Balkan angewandt, wie im mittelalterlichen Abendlande das Latein. Doch unser Kapitän trieb zur Abfahrt, und nach einer Stunde hatten wir Sweti Naum erreicht, das Kloster „unseres heiligen und gotterfüllten Vaters Naum, des Wundertäters auf dem kleinen Libanon von Devol.“ Die Fahrt auf dem tiefblauen See längs der bewaldeten Berghöhen ist entzückend. Für einen Jäger muß die Umgegend von Ochrida geradezu ein Dorado sein; zahlreiche Wasserhühner und Taucherenten, die Anastasi, unser mitreisender Gastwirt vom Hotel Thessalonich, regelmäßig fehlte, beleben die Fluten, Schwärme von Wildtauben rauschen von Felskluft zu Felskluft, und von zwei Felszacken

1) Sie ist übrigens längst veröffentlicht.

sahen drei Nachtreiher gravitätisch auf uns herab, ohne sich im mindesten durch unsere Nähe einschüchtern zu lassen. Ein Mitglied des diplomatischen Korps in Pera, ein leidenschaftlicher Jäger, dem ich in Sofia von dieser Reise erzählte, war so begeistert von meiner Schilderung, daß er mir sagte, im nächsten Sommer werde er einen Urlaub zu einem Ausflug nach Ochrida benutzen. Damals ahnte man noch nicht die furchtbare Erregung dieses Sommers.

Endlich erreichten wir ein sanft ansteigendes grünes, mit Pappeln und Fruchtbäumen besetztes, äußerst fruchtbares Gelände, über dem eine sanfte Anhöhe emporsteigt, gekrönt von der rings ummauerten, hochragenden Priesterburg des heiligen Naum. Als wir dem Ufer nahten, erblickten wir zwei Mönche und sechs Soldaten mit einem Offizier, die uns, von unserer Ankunft benachrichtigt, feierlich begrüßten. Unter dem Geläute der Klosterglocken betraten wir das Gotteshaus und erhielten zur Wohnung das Prunkzimmer angewiesen, in dem bei der Panegyris, dem Jahresfest des Heiligen, der Despot Effendi, der griechisch orthodoxe, in Kruševo residierende Metropolit von Ochrida-Prespa, zu logieren pflegt. Bei der Auseinandersetzung zwischen Bulgaren und Griechen ist das Kloster in den Händen der Griechen geblieben und steht noch heute unter der Aufsicht der Kirchen von Ochrida (Kruševo) und Korytza, die jährlich zur Abnahme der Rechnung je einen Deputierten hinsenden. Wir unterhielten uns längere Zeit mit den beiden uns begleitenden Mönchen, die Griechen aus dem Peloponnes waren, sich aber hier mitten unter Bulgaren und Albanesen ganz behaglich zu fühlen schienen. Endlich sagte ich, ich wünsche

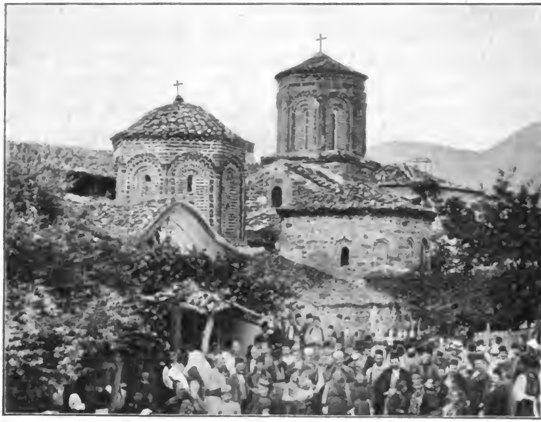
dem hochwürdigsten Igumen (Abt) meine Aufwartung zu machen. Da erklärte einer derselben, selbst der Abt zu sein; er bildete mit dem andern, dem Papas, den ganzen Konvent des gewaltigen weitläufigen Klosters. Außerhalb des Athos befinden sich die meisten Klöster der Türkei in stark reduziertem Zustande. Nur auf dem Heiligen Berg ist noch das Mönchtum lebendig. An den anderen Orten ist fast nur zur Verwaltung der weitläufigen Güter das notdürftige Personal vorhanden. So hausen denn diese beiden Mönche mit einem weltlichen Verwalter und einer Schar von Klosterknechten einsam in der geräumigen Tempelburg. Das Kloster hat jährlich 1000 türkische Pfund (23 000 Frank) Einkünfte zu verzehren und davon nur einen Zuschuß von 80 Pfund an die griechische Schule in Ochrida zu entrichten. Trotzdem gehen, wie mir der Klosteraufseher von Korytza mitteilte, die Einkünfte so ziemlich auf, da Sweti Naum eine großartige Gastfreundschaft übt und viel von Türken besucht wird, die natürlich nie bezahlen. Überhaupt wird im Kloster niemals Bezahlung verlangt; wohl aber ist es herkömmlich, eine nicht zu kärglich zu bemessende Summe für die Verwaltung des heiligen Naums zu geben. Schon in Ochrida und mehrfach auf der Reise wurde mir immer wieder erzählt, der englische Lord P., der diese Gegenden als Amateurphotograph bereiste, habe eine Reihe von Tagen in Sweti Naum herrlich und in Freuden gelebt und dann als Gastgeschenk „noblement et maigrement“ drei Medschids (= 12 Frank) verabreicht. Ich merkte mir diesen sehr deutlichen Wink.

Das Hauptfest des Klosters ist der Tag des Namensheiligen, den Erzbischof Joasaph 1727 vom

23. Dezember auf den 20. Juni verlegte, „erstens, weil viele sich im Winter durch die schlechten Wege abhalten lassen, an den glanzvollen Festen des Heiligen teilzunehmen, besonders aber, weil die Feier des Heiligen unmittelbar in die Erwartung des Festes von Christi Geburt fällt, und dies viele andächtige Festfreunde abhält, die Wallfahrt zu unternehmen." Diese Verlegung des Festes auf den Sommer erwies sich als überaus praktisch. Noch heute strömen zahlreiche Scharen zum Feste des Namenspatrons zusammen, besonders aus der Eparchie Ochrida, doch auch von weiter her, weniger zahlreich aus der Eparchie Korytza. Denn Sweti Naum ist ein vorzugsweise bulgarischer Nationalheiliger, während er bei den Albanesen keines so großen Rufes genießt. Auch beide Metropoliten erscheinen, und das Hochamt wird von zahlreichen Priestern mit großem Pompe zelebriert. Die armen bulgarischen Bauern und Bäuerinnen, bei denen der apostolische Lehrer — ein Schüler des Slawenmissionars Methodios — so populär ist, schenken Halstücher, Schuhe, Lebensmittel, kurz, was sie überhaupt besitzen, dem Sweti Naum. Das Kloster soll oft ganze Wagenladungen der dem Heiligen geschenkten Tücher und Schuhe verkaufen. Was sollte es auch mit all diesen Spenden anfangen? Eine solche Panegyris verursacht aber auch ungeheure Kosten; denn die Gastfreiheit des Gotteshauses kennt keine Grenzen. Alle frommen Waller, die oft zu vielen Tausenden herpilgern — auch Türken und Türkinnen erscheinen zahlreich unter den Andächtigen —, klopfen nicht vergebens an Sweti Naums gastliche Pforte. Sie werden von ihm umsonst gespeist und getränkt, und das Fest dauert drei Tage

(Vorfest, Hauptfest, Nachfest). Natürlich verschlingt das einen erheblichen Teil der Klostereinnahmen. In einem anderen Wallfahrtskloster, unweit von Monastir, mußten für die 3000 Pilger Festkuchen gebacken werden. Das Feuerungsmaterial ging aus. Da befahl der Bischof kurzer Hand, die Bibliothek auszuräumen; und so halfen denn die griechischen und slawischen Pergamente ohne Unterschied der Nationalität beim Kuchenbacken. Aus der Zeit der Phanariotenherrschaft in Bulgarien wird von der Vernichtung zahlreicher und wertvoller Bibliotheken durch die damaligen griechischen Bischöfe berichtet, und man sieht darin ein besonderes Kennzeichen nationalfanatischen Vandalismus. Konsul Rostkowsky meinte, dies geschehe durchaus mit Unrecht. Solche und ähnliche Barbareien seien keineswegs einer bestimmten slawenfeindlichen Tendenz zuzuschreiben, sondern lediglich ein Ausfluß der herrschenden, grenzenlosen Unwissenheit. Der Bischof und seine Leute wußten eben nicht, was sie taten.

In der Hauptsache ist diese natürliche Erklärung gewiß die richtige. Ob sie freilich auf alle Fälle zutrifft, ist eine andere Frage. Wenn z. B. 1898 bei dem großen Brande im Kloster Agiu Pawlu auf dem Athos, das ehemals bulgarisch und jetzt vollkommen griechisch ist, durch den Schirm der göttlichen Vorsehung die gesamte griechische Bücherei gerettet ward und nur die slawischen Handschriften verbrannten, so möchten bei dieser eigentümlichen Schicksalswendung nationale Beweggründe nicht ganz unschuldig gewesen sein. Umgekehrt zerstören auch heute z. B. in Philippopel die Bulgaren, was ihnen von griechischen Schriftdenkmälern in die Hände fällt.



Die Kirche von Sweti Naum.

Von Altertümern ist in Sweti Naum sehr wenig zu sehen, da 1802 das gesamte Kloster ein Raub der Flammen wurde. Auch das Archiv fiel ihnen zum Opfer. Nur die ehrwürdige Kirche mit dem Grabmal des Heiligen stammt noch aus der alten Zeit; sie ist mit ihren gedrückten kleinen Kuppeln und ihrem zierlichen Turm ein höchst merkwürdiges Denkmal byzantinischer Baukunst.

Die Mönche von Sweti Naum sind ziemlich unwissend und zeigen wenig Interesse für die Geschichte und die Altertümer ihres Heiligtums; ist doch dasselbe eine spezifisch slawische Stiftung. Aber über alles Lob erhaben ist ihre große Gastfreiheit. Obschon es Fasttag (Mittwoch) war, bereiteten sie uns ein höchst opulentes Abendessen,

wo neben den trefflichen Seefischen auch gemästete Hühner nicht fehlten. Sie selbst leisteten uns nur Gesellschaft, ohne am Mahle teilzunehmen, und nach beendigter Mahlzeit baten sie mit vollendeter Höflichkeit um die Erlaubnis, uns verlassen zu dürfen, da sie nun selbst ihre einfache Fastenmahlzeit verzehren wollten. Ganz wie auf dem Athos befleißigen sich auch hier die Insassen des wohlhabenden Klosters der größten Simplizität.

Am nächsten Morgen verließen wir unter dem obligaten Glockengeläute und militärischem Gruße unsere gastfreundlichen Wirte, um zu Schiffe nach Starowa (Pogradec) zu gelangen; diesmal reisten wir allein; denn unsere Türken hatten einen heiligen Respekt vor dem tückischen See bekommen. Von Starowa aus begann wieder die Landreise im Wagen. Wir verabschiedeten daher unsere Fährleute. Eine höchst unangenehme Landessitte ist der orientalische Handkuß, dem man aber in diesen, der westeuropäischen Kultur entrückten Gegenden durchaus nicht entgehen kann. Ein ochridenischer Freund hatte mir geraten, den Bakschisch an alle Schiffsleute persönlich zu verabreichen, weil er sonst in der Tasche des Schiffspatrons kleben bleibe. Als Quittung drückten fünf nasse und bärtige Fischerlippen ihren Stempel auf meine Hand. Ähnlich hatte beim Abschied in Ochrida der Polizeiwachtmeister, ein würdiger und auf den Straßen mit großem Selbstbewußtsein einherschreitender Mann, seine Ehrfurcht und Dankbarkeit bewiesen. Selbst die sonst den Kopf so hoch tragenden Albanesen sind von dieser Unsitte durchaus nicht frei. Mit Starowa nämlich waren wir an das Südufer des Sees gelangt, wo nun eine ausschließlich

albanesische Bevölkerungsschicht einsetzt. Ich sollte daselbst dem Wirt für eine kleine, den Türken gewährte Erfrischung 2 Frank bezahlen; ich gab ihm einen Medschid (4 Frank) in der Erwartung, er werde mir den Überschuß zurückgeben. Statt so zu tun, stürzt der baumlange, prachtvoll gebaute Albanese in seinem blauen Gewande und roten Gürtel auf meine Hand und küßt sie ehrerbietig. Ich war so verblüfft, daß ich den Wackeren mit seinem Medschid ruhig abziehen ließ.

Der Kaïmakam von Ochrida hatte in liebenswürdiger Weise den Mütessarif von Korytza telegraphisch über unsere Ankunft unterrichtet, und so fanden wir in Starowa einen guten Wagen vor, der wieder von unseren zehn Türken eskortiert wurde. Daß diese Begleitmannschaft durchaus nicht überflüssig war, habe ich jetzt aus einem Briefe ersehen. Unsere Ochridener Freunde besuchten in Starowa den Jahrmarkt, um abends mit der Barke heimzukehren. Über



Dibrani (albanesische Räuber).

diese Rückreise schrieb mir einer: „Was unsere Heimfahrt betrifft, langten wir um 2 Uhr nachts alla Turca (gegen 8 Uhr abends) vor Sweti Naum an. Im Monastir (Kloster) bellten die Hunde furchtbar, und der Verwalter rief den Schiffern aus dem Kloster zu: 'Bleibt und kommt nicht ans Land; es ist gefährlich; fahrt in die Mitte des Sees, aber schnell!' Kaum hatte er das gesprochen, da ging's los; es erschienen unten an der Brücke 25 Männer mit dem Räuberhauptmann an der Spitze. Die Räuber riefen uns auf dibranisch zu: 'Bleibt stehen oder wir schießen!' Ach, das Leben ist süß! Unsere Schiffer fuhren weiter und immer weiter nach der Mitte zu; auf einmal feuerten sie 40 Schüsse ab, und dann setzten sie das Schießen unaufhörlich fort. Doch Sweti Naum hat uns beschützt. Keiner ist ums Leben gekommen. Plötzlich hörten wir neue Schüsse. Gott sei Dank, es waren die zwei Aufseher von Sweti Naum, ohne Hosen, nur in Hemd und Gürtel. Die Räuber schossen jetzt auf die Aufseher und die Aufseher auf die Räuber. Die Schiffer ruderten aus Leibeskräften, wir erhielten bald einen großen Vorsprung, und so kamen wir mit knapper Not davon. Aber es war doch eine aufgeregte Stunde. Denselben Tag ward ein griechischer Priester mit seinem Sohn ermordet aufgefunden usf.“ Das ist ein makedonisches Idyll.

Mit diesem Raubgesindel führt übrigens die türkische Armee seit langem einen höchst energischen Krieg. Daß er nicht immer von Erfolg gekrönt ist, erklärt sich leicht bei den unzähligen Schlupfwinkeln, welche die Wälder, die allgemeine Verödung und das Einverständnis der Dorfbewohner den Räubern gewähren. Der Kampf wird beider-

seits mit großer Grausamkeit und der höchsten Erbitterung geführt. Die Gefängnisse der Hauptorte wimmeln von eingesperrten Räubern. Ein regelmäßiger Sport der türkischen Offiziere und Soldaten ist, daß sie sich mit den Köpfen der von ihnen erschlagenen Räuber in malerischer Gruppe photographieren lassen.

Man versicherte mir übrigens, daß in den letzten Zeiten das Räuberunwesen etwas abgenommen habe. Die Bravos, großenteils Albanesen, fürchteten sich vor den bulgarischen Desperados, den Komitadschis, die unerbittlich mit ihnen aufräumten. Sie sind daher im ganzen auffallend zahm und selten geworden. So hat hier manches Übel auch sein Gutes im Gefolge.



Türkische Soldaten mit den Köpfen der erlegten Räuber.

Vor meiner Abreise wollte ich doch noch dem Kaïmakam von Starowa einen Besuch machen. Unweit des Konaks trafen wir auf denselben, der sich bereits mit Gefolge aufgemacht hatte, um mich zu besuchen. Er war angenehm von meiner Höflich-

keit berührt und geleitete uns zu seiner Amtswohnung zurück.

Er war ein sehr intelligenter Albanese, der etwas Französisch sprach und bereits in Adrianopel und Kastoria amtlich tätig gewesen war. Täglich erwartete er seine Versetzung; wohin, wußte er noch nicht. Er zeigte mir eine kleine Sammlung römischer Kaisermünzen und byzantinischer Stücke. Die meisten waren jedoch so schlecht erhalten und abgegriffen, daß sich die wenigsten Aufschriften lesen ließen.

XXII. KORYTZA.

Die Fahrt nach Korytza führt durch ein ebenes und außerordentlich wasserreiches Gelände, die weite Ebene von Korytza, das Flußgebiet des Devol, der selbst ein höchst stattlicher Strom ist. Hier lag einst die glänzende Albanesenstadt Deabolis (Devol), welche bis ins XV. Jahrhundert als Bischofssitz erwähnt und von den Griechen Selasphoros genannt wurde. Jetzt ist es ein unbedeutendes Dorf, und der Bischofssitz ist nach Korytza verlegt worden, während das Dorf selbst jetzt zur Metropolis von Kastoria gehört. Die Hochebene von Korytza hat ein ziemlich rauhes Klima. In früheren Jahrhunderten haben auch um diese Stadt die Einwohner zahlreiche Weinberge angelegt. Die Testamente und Schenkungsurkunden, welche



Erschlagener Räuber.

das Kirchenbuch von Korytza enthält, erwähnen immer wieder, wie noch Leake, die vielen Weingärten um die Stadt. Heute hat der Weinbau fast aufgehört, da die häufigen Fröste gar zu verheerend gewirkt hatten.

Das Land, das wir durchzogen, war ziemlich einsam. Selten nur trafen wir andere Wanderer. Doch einmal begegnete uns eine offenbar sehr vornehme muslimische Dame. Ein schmucker, wohlbewaffneter Albanese ritt voran, zwei andere folgten zu Fuß. Sie selbst war ganz in schwarze Seide gehüllt und saß auf einem prachtvollen, schwarzen Pferde, dem ein rotsamtner, mit Gold gestickter Sattel aufgelegt war. Mit unsäglich stolzen Blicken musterte sie uns, gleichsam als wollte sie sagen: „Ich bin ein Mitglied der altangestammten Herrenfamilien; was wagt ihr ungläubigen Giaurs euch in unsere Kreise?“ Die ganze Landschaft ist von zahllosen Wasseradern durchrieselt. Die über diese Flüßchen und Bäche führenden Brücken werden, wie auf dem Athos, nur als ein Zeichen angesehen, daß man daneben das Wasser passieren solle, und das geschieht, obschon bisweilen die Wasserfurche tief zwischen den beiden Ufern eingeschnitten ist und den An- und Aufstieg wenigstens für die Pferde etwas mühselig macht. Anders war die Sache, als wir endlich an das Ufer des Hauptstroms, des Devol, gelangt waren. Dieser ist viel zu tief, als daß die Pferde mit dem Wagen hindurchfahren könnten. Freilich die Brücke sah ungemein gebrechlich und greisenhaft aus. Die ersten Balken waren gänzlich abgefault und zum Teil schon in die Tiefe hinabgestürzt, so daß man durch große Lücken und Öffnungen in die blauen Fluten des

Stromes hinunterschaute. Selbst unser Kutscher zeigte nicht die landesübliche Sorglosigkeit, sondern hieß uns sofort absteigen; auch einen Teil des Gepäcks nahmen wir in der Hand mit, anderes trug der Kutscher; dann spornte er die Pferde an, und in sausendem Galopp nahmen sie das kritische Stück der Brücke und langten mitsamt dem Wagen wohlbehalten am anderen Ufer an. In Korytza fragte Abd-ül-Hassan bei uns an, in welchem Hotel wir absteigen wollten; das erste sei ein christliches, aber schlecht, das zweite ein türkisches, aber gut; auch könnten wir bei einem vornehmen türkischen Bei absteigen, der es gewohnt sei, angesehene Fremde bei sich aufzunehmen. Dies letztere wollte ich ohne zwingende Gründe nicht tun; denn bei aller Liebenswürdigkeit der orientalischen Gastfreundschaft fühlt man sich an solchen Orten durch allerlei Besuchszeremonien und Kaffeetrinken und andere zeitraubende Landesbräuche in seiner persönlichen Freiheit ganz außerordentlich gehemmt. Ich gab daher dem Christen den Vorzug; denn auf den Wein mochte ich nicht verzichten. Ich hatte keinen Grund, meine Wahl zu bereuen. Mein vortrefflicher Gastwirt war Herr Dionisij Tebelis, ein Bulgare aus dem unweit Korytza gelegenen Dorfe Bobošnica. Sein Gasthof ist ein stattlicher, höchst eigentümlicher Bau. Den Mittelpunkt bildet ein gewaltiger Toreingang; rechts und links, einen mäßigen Hof umschließend, ziehen sich zwei lange einstöckige Flügel hin. Der rechts enthält die Fremdenzimmer; das ist der von Dionisij gehaltene Gasthof; dagegen der linke Flügel ist ein Kafenion, dessen Besitzer sein Bruder Athanasij ist. Dort lagen sogar griechische Zeitungen auf. Allein

das Café wird bereits abends acht Uhr geschlossen, da in Korytza sehr strenge Polizeistunde herrscht, so daß sein Nutzen für Europäer ein höchst fraglicher war.

Korytza oder Gorča ist eine vollkommen moderne Stadt mit breiten luftigen Straßen, die teilweise mit Bäumen bepflanzt sind. Hier befindet man sich schon mitten im Herz Albaniens. Sie hat gegen 8000 Einwohner. Die türkische Statistik zählt 2027 Häuser, 1420 sind von orthodoxen Albanesen, 102 von Tzintzaren (Rumunen) und 505 von albanesischen Muslim bewohnt. Mein erster Besuch galt dem schon aus der Ferne so tatkräftig für mich wirkenden Mütessarif; allein die Unruhen in den Kasas von Florina und Kastoria hatten ihn veranlaßt, seine Residenz zeitweilig nach Kastoria zu verlegen, so daß ich nur seinem Stellvertreter, dem Kadi, meine Aufwartung machen konnte. Derselbe ist ein würdiger, langbärtiger Greis in weißem Turban. Den Verkehr mit dem ausschließlich Türkisch und Albanesisch sprechenden Stadtoberhaupt vermittelte Herr Tebelis. Darauf besuchte ich den Metropoliten Kyr Photios, den ich bereits 1899 als Archigrammateus des Patriarchats im Phanar kennen gelernt hatte. Photios ist ein noch junger, sehr kräftiger Mann, der es bereits verstanden hat, sich die Liebe seiner Gemeinde durch seinen großen Eifer zu erwerben. Freilich hat er es nicht ganz leicht. Denn sein Vorgänger Gervasios erfreute sich einer geradezu fabelhaften Popularität in seiner Eparchie. Allgemein herrschte große Betrübnis, als ihn die Patriarchalsynode auf den nominell ersten, heute freilich sehr herabgekommenen Thron von Kaisareia in Kappadozien beförderte. Die

Gemeinde bestürmte ihren Oberhirten zu bleiben; er selbst hätte auch gern ihren Bitten nachgegeben; indessen die Kirchenregierung blieb bei ihrem Entschluß. Sein Nachfolger hat unter anderen reformatorischen und wohltätigen Einrichtungen, wie mir mit großem Lobe berichtet wurde, auch die regelmäßige Sonntagspredigt eingeführt, wenn er in Korytza anwesend ist. Das ist aber vorläufig nicht häufig der Fall. Tags zuvor war er von einer Visitationsreise nach Moschopolis zurückgekehrt und wollte bereits folgenden Tags wieder verreisen. Er erzählte mir viel von Moschopolis, einer bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts glänzenden, ausschließlich von Rumunen bewohnten Handelsstadt. Nach der Sage zählte sie damals 8—10 000 Häuser, während es jetzt nur noch deren 245 sind. Aber die 28 Kirchen zeugen noch von dem entschwundenen Glanze. Die Moschopoliten dehnten ihre Handelszüge bis nach Deutschland, Polen und Rußland aus. Sie legten eine griechische Druckerei an, deren Werke heute sehr gesucht sind, und erwiesen sich als höchst freigebige Wohltäter der Kirchen von Ochrida und der übrigen Eparchien. Aber dem furchtbaren Räuberkrieg der bulgarischen Mohammedaner (Pomaken), der sg. Krdžalijen, in den achtziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts, dem die türkische Zentralregierung vollkommen machtlos gegenüberstand, fiel auch diese Stadt, wie so manches andere Handelszentrum des damaligen Rumeliens, zum Opfer. Sie wurde ausgeplündert und teilweise zerstört. Die Kaufleute, die nicht dem Schwerte dieser Raubscharen erlagen, wanderten aus, und so ist Moschopolis heute nur noch ein Schatten des alten Glanzes. Ein Zeuge desselben ist noch das alt-

berühmte Kloster des Prodromos (Johannes des Täufers). Dasselbe enthält, wie ich bereits wußte und Kyr Photios mir bestätigte, einen Kodex mit zahlreichen grün unterfertigten Urkunden der Patriarchen von Ochrida. Auch in einem zweiten Kloster sah Photios ein solches Urkundenbuch. Ich hätte deshalb gern das nur eine Tagereise entfernte Moschopolis aufgesucht; allein bei den schlechten Wegen kann man nur zu Pferd dorthin gelangen. Zugleich flutete der Regen in Strömen. Da meine Gesundheit ohnehin durch die Anstrengungen des Athosaufenthalts und der makedonischen Reise erschüttert war, mußte ich, wenn auch schweren Herzens, auf diesen so verlockenden Ausflug verzichten. Auf meine Anfrage nach dem Kodex von Korytza konnte mir der Metropolit keine Auskunft geben, er sei noch sehr wenig orientiert in seiner Metropolis, da er meist auf Visitationsreisen auswärts sich befände. Indessen empfahl er mich an den Vorsitzenden des Kirchenrats, Herrn Zographos, als den ersten Kenner der dortigen Lokalgeschichte und der Geschichte der Kirche von Korytza, der mir jedenfalls jegliche Auskunft gerne gewähren werde. Kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, so wurden mir die Gegenbesuche des Kadi und des Despot Effendi angemeldet. Ein auch nur bescheidenen Ansprüchen genügender Empfangsraum existiert im Hotel von Konstantinopel zu Korytza nicht; so mußte ich die Würdenträger und ihr Gefolge in meinem ziemlich engen Schlafraum empfangen, wo glücklicherweise zwei sehr bescheidene Eckdiwans die nötige Sitzgelegenheit boten. Für Kaffee und Zigaretten sorgte mein Wirt, und nach wenigen Minuten hatte der würdige Kadi seine Staatsvisite ab-

solviert, während der Bischof etwas länger zu verweilen geruhte.

Kurz darauf lernte ich Herrn Nikolaos D. Zographos kennen. Er gehört einer alten Archontenfamilie von Korytza an. Terpos Zographos, der Sohn des Konstantinos Zographos aus Korytza, war nach der Bauinschrift des Naumklosters im Jahre 1806 nach dem großen Brande der Erbauer des neuen Klosters. Ein Ahnherr mütterlicherseits war Makos Basiliu, einer der bedeutendsten Primaten Korytzas, der Gründer der großen Metropolitankirche. Hauptsächlich auf seine Kosten wurde dieselbe um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts erbaut. Herr Zographos versicherte mir nicht nur, daß ein Kodex der Kirche existiere, sondern brachte ihn gleich mit, und ich konnte ihn die folgenden Tage unter seiner Aufsicht und Beihilfe in einem großen, sehr hellen und bequem eingerichteten Zimmer des erzbischöflichen Palastes ausschreiben. Herr Zographos war mir bei der Lektüre behilflich, denn er kannte ihn fast auswendig. Den Beginn macht nämlich das mit dem Jahr 1725 einsetzende Verzeichnis der Wohltäter der Kirche. Daselbst ist sorgfältig aufgezeichnet, was ein jeder gewidmet hat, ganz gleichgültig, ob es ein Haus, ein Grundstück, Tausende von Pfund oder nur ein paar halbfaule Bretter oder sonst eine geringwertige Gabe sei. Am Feiertage der Rechtgläubigkeit (19. Februar), welcher 845 zum Danke für den wiederhergestellten Dienst der ehrwürdigen Bilder eingesetzt ward, hat der erste Kirchenvorsteher, eben Herr Zographos, die Namen sämtlicher Wohltäter und ihre Wohltaten nach diesem Buche zu verlesen und die Gemeinde antwortet zu jedem Namen mit einem

dreimaligen: „Ewig sei sein Gedächtnis!“ Die Verlesung muß geraume Zeit dauern; denn das Wohltäterverzeichnis füllt nahe an zwanzig Folioblätter. Der ohnehin lange Festgottesdienst wird dadurch in einer für uns unleidlichen Weise ausgedehnt. Indessen die biedern Bürger von Korytza werden in dieser Beziehung anders denken. Fast alle die andächtigen Zuhörer haben unter den widmenden Archonten, Papaden oder Zunftvorstehern einen alten Ahnherrn oder Verwandten und freuen sich, wenn Angehörige ihrer Familie — das Stammes- und Sippenbewußtsein ist dort noch ungewöhnlich stark — vor versammelter Festgemeinde als Wohltäter der großen Kirche gepriesen werden.

Die Kirche ist denn auch sehr reich. Zwar die Einnahmen des Erzbischofs sind äußerst mäßig. Er erhält von der Stadt 12000 Grusch und von den zur Metropolis gehörigen Landgemeinden 30000 Grusch, also im ganzen 42000 Grusch, etwas über 7000 Mark. An den ökumenischen Patriarchat steuert die Metropolis 2000 Grusch. Für jede Liturgie, die der Metropolit verrichtet, erhält er ein türkisches Pfund. Aber alle wohltätigen Anstalten sind reich dotiert. Das große Gemach, in dem ich arbeitete, war rings mit Ölporträts solcher Wohltäter behängt, die mir Herr Zographos erklärte. Vor allem nannte er da Anastasios Abraam Liaktsis, einen Albanesen und Bürger von Korytza, der sein großes Vermögen von 60000 türkischen Pfund (ungefähr 1200000 Mark) zur Hälfte seinen Verwandten, zur Hälfte der Stadtgemeinde schenkte, um Schulen, Krankenhäuser und Waisenanstalten zu dotieren. 1894 brannte der erzbischöfliche Palast nieder. Drei Brüder, Thomas, Georgios

und Dionysios Adam, schenkten eine Summe von 8000 türkischen Pfund (ungefähr 160000 Mk.), woraus der sehr stattliche und schöne Neubau bestritten wurde. Ein anderer Korytzäer, Johannes Bankas, stiftete jährlich 500 türkische Pfund Zinsen, aus denen die Gehälter der Professoren des Gymnasiums verbessert werden sollen. Eigentlich hatte er 900 Pfund gestiftet; allein der Kurs des Geldes ist unterdessen gesunken. Das Kapital ist aber jetzt auf hypothekarischer Grundlage, in Häusern, Gasthöfen usf., sicher angelegt.

Bis vor kurzem besaß die große Stadt außer der Metropolis keine Kirche. Indessen da die Kirchgemeinde sehr wohlhabend ist, haben sie jetzt eine neue recht große, die Agios Georgioskirche, erbaut, die aber noch nicht vollständig fertig und daher noch nicht geweiht ist. Die Folge ist, daß deshalb in der Metropolis beim Sonntagsgottesdienst ein ungeheures Gedränge herrscht. Die Schulkinder mußten alle im Mittelgange stehen, gewiß für sie keine kleine Leistung während des langandauernden Gottesdienstes. Da der Bischof nicht anwesend war, fiel die Predigt aus; auch sagte mir einer der Kirchenältesten, daß in dessen Abwesenheit die Priester immer sehr eilig die Liturgie beendigten, ein Umstand, der dem frommen Manne durchaus nicht unangenehm zu sein schien.

Korytza hat auch ein Gymnasium. Ich besuchte das um so lieber, als ich erfuhr, daß sein Direktor Dr. Georg Anagnostopulos sei. Derselbe hatte in Leipzig und Jena studiert und 1884 bei mir promoviert. Wir freuten uns beide herzlich, uns nach so langer Zeit wiederzusehen. Er forderte mich gleich

auf, einer Stunde in Prima beizuwohnen, was ich mit Freuden annahm. Alle seine Schüler sind Albanesen und wenige Rumunen. Da saßen nun vierzehn Albanesen in ihren langen Schlafröcken und mühten sich redlich im Schweiße ihres Angesichts ab, die Doloneia zu erklären. Sie übersetzten der Reihe nach zuerst eine Anzahl Hexameter ins Neugriechische mit großer Genauigkeit, die mein altes Philologenherz sehr erfreute. Sie fügten dann, gleichfalls in neugriechischer Sprache, grammatische und sachliche Erklärungen hinzu. Einige machten die Sache tadellos, andere bedurften etwas Nachhilfe von seiten des Direktors; aber alle waren vom ernstesten Eifer erfüllt. Nachher sollte ich auch einige Fragen stellen; das vermied ich denn doch, da ich der grammatischen Fehlerlosigkeit meines Neugriechisch einem solchen Areopag gegenüber etwas mißtraute. Dagegen hielt ich zum Schluß einen wohlgesetzten kurzen Dankes- und Lobesepilog. In der Ebene von Korytza, der alten Lynkestis, Homer so eifrig gepflegt zu sehen, war für mich eine der interessantesten und erfreulichsten Erfahrungen meiner makedonischen Reise. Wer weiß, ob in dieser auch im Altertum halbbarbarischen Gegend der jonische Sänger damals so eifrige und kundige Verehrer be-



Die neue Kirche des hl. Georg zu Korytza.

sessen hat, wie heute. Mit meinem werten Freunde Anagnostopulos verlebte ich in seinem gastlichen Hause einen sehr angenehmen und lehrreichen Nachmittag. Wir tauschten alte Erinnerungen aus, und er hat, nachdem er erst in Adrianopel gelehrt hat, sich seit mehr als zehn Jahren vollkommen in die urtümlichen Verhältnisse unter den Toska eingelebt. Nur ist leider die Unsicherheit eine sehr große. Er hatte gehofft, in der prachtvollen gebirgigen Umgebung mit seiner Familie Sommeraufenthalte machen zu können, aber das streifende Raubgesindel macht es fast unmöglich, längere Zeit außerhalb der Stadt zu weilen. Ich klagte ihm auch meine Moschopolisnöte; er ist in dem Städtchen wohlbekannt, da seine Gattin eine Moschopolitissa ist. Er versprach mir, in der besseren Jahreszeit selbst hinzureisen, um für mich die nötigen Abschriften zu machen. Die jetzige entsetzliche Lage Makedoniens wird aber diese Hoffnung vorläufig noch frommen Wunsch sein lassen.

XXIII. BOBOŠNICA UND EMPORIA.

Ich hatte auch den Plan, das Dorf Bobošnica zu besuchen, da im dortigen Nikolaoskloster 1709 eine Synode abgehalten wurde, auf der der berühmte spätere Patriarch Joasaph zum Erzbischof von Korytza erhoben wurde. Ich vermutete das Original dort aufzufinden. Da mein Gastwirt selbst Primate und wohlhabender Grundbesitzer des Ortes war und dieser nur eine kleine Stunde von Korytza abliegt, war er sofort bereit, mich nach seiner Geburtsstätte zu begleiten.

Bobošnica und das benachbarte Drenkowa sind gleichsam eine bulgarische Insel in dem weiten

albanesischen Meere der Ebene von Korytza; es sind Reste der alten slawischen Bevölkerung, die bei der Masseneinwanderung der Albanesen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sich hier mühsam am Rande des Gebirges gehalten haben. Sie sollen auch einen eigentümlichen, vom sonstigen bulgarischen stark abweichenden Dialekt sprechen. Zahlreiche andere Dörfer der Ebene, die heute eine ausschließlich albanesische Bevölkerung enthalten, zeigen durch ihre slawischen Namen, wie weit sich in früheren Jahrhunderten die bulgarische Bevölkerung ausgedehnt hatte. Die beiden Dörfer gehörten einst zum Riesenbesitze des berühmten und noch heute von den Landesbewohnern gefeierten Rebellen Ali Pascha von Jannina. Trotzdem er der mehrhundertjährigen Freiheit der epirotischen Albanesen, der Chimarioten und der Sulioten ein Ende bereitet hat, und durch Blutdurst und Heimtücke seinen Namen als Tyrann zu einem der gefürchtetsten machte, galt er doch besonders unter den Muslimen als nationaler Held, weil er, selbst ein Albanese, in Tepelen in Nordepiros geboren war. Sie hofften, daß er bei der schweren Krise, die das türkische



Bulgarische Bauern aus einem Dorfe bei Korytza.

Reich Ende des XVIII. und im Beginn des XIX. Jahrhunderts durchmachte, ein national-albanesisches Reich gründen werde. Selbst die toskischen Christen sind stolz auf ihn und feiern das Andenken an seine Zeit als eine Glanzperiode. Nach dem Sturze des Tyrannen wurden die beiden Dörfer dem kaiserlichen Schatullengut (Wakf) einverleibt. Unseres Gastwirts verstorbener dritter Bruder Grigorij war, wie Dionisij mir mit überlegenem Lächeln erzählte, einst enthusiastischer Panslawist gewesen und mit dem bekannten russischen Gelehrten und Konsul Hilferding, der diese Gegenden bereiste, sehr vertraut geworden. Durch ihn erhielt er ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Ignatiew, das von größtem Werte für diese Bulgaren war. Denn durch das tatkräftige Einschreiten des am Bosporus so mächtigen russischen Botschafters wurden die Bewohner der beiden Dörfer in den Stand gesetzt, gegen eine Entschädigungssumme von 8000 türkischen Pfund, wovon Bobośnica 5000 und Drenkowa 3000 zu bezahlen hatte, ihre Domaniallasten abzulösen, so daß die beiden Dörfer jetzt ganz frei dastehen.

Der Weg nach Bobośnica führt südlich von Korytza durch die Ebene. Unterwegs fielen mir zwei prachtvolle uralte Bäume auf. Hier hatte einst eine vielbesuchte Wallfahrtskirche der Panagia gestanden, die aber längst zerstört ist. Dagegen in einem der Bäume befindet sich ein Kästchen mit dem Bilde der Panagia, dem die Umwohner noch immer große Verehrung bezeigen. Mein Begleiter sagte, daß es Sweta Nedella bei den Bulgaren und Schent Ediella bei den Albanesen heiße. (Ein Dorf unweit Korytza führt noch heute diesen Namen.) Nach kurzer Fahrt hatten wir unser Ziel erreicht.

Das Dorf liegt malerisch am Bergeshang und, von einer Falte des welligen Terrains völlig verborgen, dehnen sich hinter ihm die Klostergebäude aus. Absichtlich wurde es, wie mir mein Gastfreund sagte, in so versteckter Lage angelegt, damit die die Ebene durchschweifenden Albanesen und sonstigen edeln Raubritter es nicht so leicht und schnell erspähen könnten. Die Gemarkung ist äußerst fruchtbar und die Gemeinde gehört zu den wohlhabenderen des Landes. Mit Stolz zeigte mir Herr Tebelis seinen Baumgarten, allerdings einen der schönsten und größten des Dorfes. Aus den Früchten des Maulbeerbaums, der hier sehr gut gedeiht, bereiten die Bobošnicer einen sehr angenehm und fein schmeckenden Likör, mit dem wir nachher samt den Dorfmagnaten vom Abt des Panagiaklosters bewirtet wurden. Das Dorf zählt 200 Häuser; allein zahlreiche Familien wohnen auswärts und haben sich als Kaufleute in Bukarest niedergelassen. Es ist das ein eigentümlicher Zug des Zusammenhangsgefühls, welches die Gemeindemitglieder der verschiedenen Balkanvölker besitzen. Ist einer in die Fremde gezogen und hat da sein Glück gemacht, zieht er gleich



Räuber im Gefängnis zu Korytza.

einige Gemeindegenossen nach sich, und bald bildet sich eine Kolonie, die unter sich streng zusammenhält und die alte Heimat nicht vergißt. So sind auch die Bobošnicer Kaufleute in Bukarest die Wohltäter der Muttergemeinde. Sie haben die Mittel zusammengeschossen, um daraus eine neue und hübsche Kirche zu Ehren des hl. Stephanos zu erbauen. Da der nicht übermäßig große Ort bereits eine Pfarrkirche und zwei Klosterkirchen besitzt, schien mir dies freilich ein übel angebrachter Edelmut. Ich lernte auch den Sohn eines dieser Bukarester Kolonisten kennen. Er hatte dort eine evangelische Schule besucht und war jetzt Hörer an der Universität. Sein Vater lebte als Kaufmann in Bukarest, während die Mutter mit der jüngeren Familie in der Heimat zurückgeblieben war. Diese besuchte er jetzt während der Ferien. In Bukarest hatte er auch etwas Deutsch gelernt. Solche truppweise Auswanderung der Angehörigen ganzer Dörfer und Gaue ist durch ganz Albanien und Epiros üblich. Die meisten Agogiaten des Athos stammen aus der Umgegend von Argyrokastron. Die Bewohner von Arinista und Delwinaki ziehen als Fleischer und Gärtner, die von Chlomo als Kalkbrenner, die von Skuriades als Schenkwirte nach Konstantinopel, die von Kretsunista als Bäcker, die von Lyko als Hirten und Bäcker nach Anatolien usf. Fast alle kehren mit umfänglichen Ersparnissen in ihre Heimat zurück. Dieser feste Zusammenhalt in der Fremde ist für den einzelnen natürlich von größtem Werte und zugleich ein Beweis, wie lebendig und stark noch das Gemeindebewußtsein ist.

Obgleich Bobošnica der panslawistischen Bewegung viel verdankte, haben die klugen Bulgaren

in ihrer Isolierung sich doch nicht dem Exarchat angeschlossen, sondern stehen wie ihre albanesischen Nachbarn unter der griechischen Metropolis Korytza. Sie haben daher auch griechische Liturgie in der Kirche und griechischen Unterricht in der Schule. Die bulgarische Sprache wird nur zu Hause als Umgangssprache gepflegt. Sie erklärten mir ganz richtig, daß für ihr Fortkommen die griechische Sprache von großem Werte sei.

Im Kloster des hl. Nikolaos kam ich nun freilich nicht auf meine Kosten. Der einzige geistliche Bewohner war der eisgraue, schon ganz stumpf gewordene Igumen, ein früherer Rasophore (wandernder Bettelmönch), der auf Wunsch der Dorfbewohner sich in dem verlassenen Kloster niedergelassen hatte. Meine Frage, ob ein alter Kodex vorhanden sei, verneinte er energisch. Ein Medschid machte ihn etwas zugänglicher. Er humpelte hinaus und kehrte bald mit dem „Kondix“ zurück, einem ganz ordinären Schreibhefte aus dem vorigen Jahrhundert, in das sein Vorgänger Igumen Ignatios 1863—1883 Eintragungen gemacht hatte, übrigens zum Teil recht wertvoller Art. So fand ich die Kopie einer alten Inschrift, wonach das Kloster des hl. Nikolaos von Myra des Wundertäters durch einen Chartophylax Petros, seine Frau und seinen Sohn im Jahre der Welt 7011 (= 1503) gegründet worden war. Andre Angaben handelten von Vergabungen an das Klösterlein, und ein Verzeichnis seiner Besitzungen war daselbst zusammengestellt. Ich fragte etwas enttäuscht, ob denn nicht noch ein älterer Kodex da sei, der Igumen antwortete, allerdings hätten sie einen alten und sehr schönen Pergamentkodex besessen; aber

der Russe (Hilferding ist gemeint) habe ihn gestohlen, als er mit seiner Tochter die Gegend bereiste. Wie ich diese Geschichte in der Metropolis von Korytza erzählte, lachten die Herren: den Kodex habe allerdings Hilferding mitgenommen, aber durchaus nicht entwendet, sondern dem biedern Abt Ignatios eine höchst ansehnliche Summe ausbezahlt. Das Geschichtchen ist immerhin lehrreich, weil offenbar zahlreiche Handschriften in der Türkei, griechische wie slawische, die angeblich gestohlen oder verbrannt sein sollen, tatsächlich einfach an durchreisende Frengis und andre Liebhaber verkauft worden sind.

Unsere Ankunft hatte das ganze Dorf aufgeregt und wir konnten nach vollzogenem Geschäft, nicht gleich fortfahren, sondern wurden in das zweite, das Panagiakloster geführt, wo sich sämtliche Dorfmatadoren versammelten und sich, malerisch gruppiert, von meinem Begleiter photographieren ließen. Sie waren sehr erfreut, als sie den Grund meines Besuches von Bobošnica erfuhren. „Hier bei uns“, sagte einer mit sichtlichem Stolz, „hat vor zweihundert Jahren der Patriarch mit seinen Bischöfen eine Synode abgehalten und zwar: ‚beim heiligen Nikolaos in dem Dorfe Bobošnica‘, da steht's gedruckt. Es ist schön, daß der Tschelebi unsere alte Geschichte studiert.“ Der schon erwähnte Student aus Bukarest machte in liebenswürdiger Weise die Honneurs. Man servierte uns und den Magnaten Maulbeerschnaps aus einer kunstvoll vergoldeten Glaskaraffe, die ich gern vom Igumen erworben hätte; aber ich wagte, vielleicht törichterweise, nicht, an geweihter Stätte Handel zu treiben. Meine Nachfrage nach einer Handschrift des Panagiaklosters verlief ebenso fruchtlos, wie beim hl. Niko-

laos. Der Abt, ein würdiges Gegenstück zum Vorstand des Nachbarklosters, erklärte mir, einen solchen Kodex besessen zu haben, aber der Metropolit Gervasios habe ihn nach Korytza mitgenommen, und dort werde er in der Metropolis aufbewahrt. Indessen eine Nachfrage daselbst erwies sich als völlig fruchtlos.

Ein zweiter Besuch galt der uralten Kirche von Emporia, einem eine Stunde von Korytza entfernten, von Rumunen und Albanesen bewohnten Dorfe von 150 Häusern. Ich fuhr mit meinen Korytzaer Freunden Dr. Anagnostopulos, Herrn Zographos und Archidiakonos Vasiliadi hinaus. Sie hatten mir viel von der 1000 jährigen Kirche von Emporia erzählt; in der Tat wird ihr dieses hohe Alter auch in der von dem verstorbenen Gymnasialdirektor von Korytza verfaßten vorzüglichen Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebung zugeschrieben. Meine Erwartungen waren daher hochgespannt. Die Kirche ist nun in der Tat ein höchst merkwürdiger Kunsttempel und enthält im Innern zwei geschichtlich recht wichtige Inschriften, die des Erbauers, Bischofs Nifon, und der damals Albanien beherrschenden Lokaldynasten gedenken. Die wertvollste ist abgefaßt im Weltjahr 6898 (= 1390), was immerhin das respektable Alter von fünfhundert Jahren ergibt. Die Griechen waren über meine Lesung, die übrigens auch die Russen schon gegeben haben, etwas niedergeschlagen, da sie ihnen das hohe Alter dieser Lokalkirche raubte. Das erste Zeichen, welches die Tausender angibt, ist nämlich halbverlöscht; sie hatten es übersehen und lasen 898, datierten demnach die Kirche aus dem Jahre 898 nach Christi Geburt.

Allein damals war die Ebene von Korytza noch bulgarisch und höchstwahrscheinlich heidnisch, und kein Mensch dort im Osten zählte nach Christi Geburt. Die Wände links und rechts vom Altar sind mit Bildern finstrer byzantinischer Heiliger geschmückt, die nichts Besonderes bieten. In der Kirche selbst herrschte eine wahrhaft ägyptische Finsternis. Man brachte mir einen Schemel; aber auch von meinem erhöhten Standpunkte aus konnte ich die Inschriften nur entziffern, indem zwei junge Männer neben mir über eine halbe Stunde lang Wachskerzen emporhielten. Da ich sie für Kirchendiener hielt, drückte ich jedem einen Chirek (80 Pfennige) in die Hand; indessen sie nahmen die Gabe nur nach erheblichem Sträuben. Das kennt man im Orient. Diesmal war es aber ernst gemeint. Sie sagten auch, sie hätten dem deutschen Fremdling gern geholfen, der von so weit her gekommen sei, um ihre Kirche zu besuchen und die Inschriften zu kopieren. Es ist das jener liebenswürdige Lokalpatriotismus, der für die alten, wie die heutigen Griechen so überaus charakteristisch ist. Nachher erfuhr ich, daß die beiden ganz gut situierte Archontensöhne des Ortes waren, die mir nur persönlich eine Gefälligkeit hatten erweisen wollen.

Die dort lebenden Albanesen sind schön gebaute Menschen. Leider haben sie die kleidsame albanesische Fustanella meist abgelegt und tragen jetzt fast alle die häßliche und geschmacklose walachische Tracht, einen langen Weiberrock auf dem Leibe und darüber als Mantel, oft mit Pelz garniert, einen fast ebenso langen Schlafrock. Unsere Dörfler trugen fast sämtlich diese Kleidung; der Fluch der Mode dringt eben in die fernsten, unkultiviertesten Teile Europas.

XXIV. ALBANESISCHE BRÄUCHE.

Wohltuend berührt im Umgang mit den Albanesen ihr überall hervortretender starker Freiheitssinn, der freilich der türkischen Regierung schon oft recht unbequem geworden ist. Wer ihr Land besucht und sich für ihre Verhältnisse interessiert, ist von vornherein einer warmen Aufnahme gewiß und wird mit einer fast zärtlichen Aufmerksamkeit behandelt. Der Aufenthalt unter diesem wackeren Volke gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Reise. Es kränkt die Albanesen, daß man in Europa so wenig Notiz von ihnen nimmt. Die rauhen und abstoßenden Seiten des albanesischen Nationalcharakters zeigen vor allem die nördlichen Stämme, die Gega, freilich hat sich auch bei ihnen am meisten die Ursprünglichkeit des Volkstums in Anschauungen und Gebräuchen erhalten. Die Toska stehen bereits mehr unter dem nivellierenden Einfluß der Kultur; die Muslime unter ihnen sind im ganzen entschieden duldsam, und die Christen rühmten diese Tugend an verschiedenen hohen Beamten und vornehmen Beis. Dabei hat sich hier eine Altertümlichkeit der Sitten und Gewohnheiten erhalten, die den französischen Archäologen Dumont, als er vor zwanzig Jahren das Land bereiste, an homerische Zeiten erinnerte. „Ganz Hellas trug in der Vorzeit Waffen,“ sagt Thukydides in der Einleitung seines Werkes, um die Barbarei der vorgeschichtlichen Stufe anzudeuten. So ist es noch heute in Albanien. Jeder halbwüchsige Junge trägt



Toska aus der Umgegend von Korytza.

in seinem Ledergürtel ein ganzes Arsenal von Handscharen, Dolchen und verrosteten Pistolen, deren Griff aber meist höchst zierlich mit Elfenbein ausgelegt ist.

Zu den albanesischen Besonderheiten gehört auch die Blutrache. Die katholische Geistlichkeit, vorab die Jesuiten, hat sich im Norden unsägliche Mühe gegeben, die seit Jahrhunderten in Blutfehde verfeindeten Familiengruppen zu versöhnen. Auch die türkische Regierung hat seit den Reformen der Sultane Mahmud und Abdul Medschid die ernsthaftesten Anstrengungen gemacht, die Geltung der Blutrache einzudämmen. Es kam früher vor, daß ein Sohn einer vornehmen Familie bis zum Mannesalter in den väterlichen Turm eingeschlossen lebte und beim ersten Verlassen der Feudalburg der Kugel eines rachsüchtigen Verwandten des vom Vater des Jünglings erschlagenen Familientotfeindes zum Opfer fiel. So war bis auf Ali Pascha die Stadt Argyrokastron eine Art aristokratischer Republik. Die einzelnen Familien lebten, eingeschlossen in ihre festen Türme und Häuser, in unaufhörlicher Privatfehde miteinander. Selten verging ein Tag, wo nicht zwei feindliche Häuser einander beschossen. Nur wenn von außen Gefahr drohte, schlossen sich alle zusammen. Diese Zustände, die uns von Hahn, der treueste und zuverlässigste Beobachter albanesischen Lebens, nach den Erinnerungen alter Leute geschildert hat, sind nun freilich längst dahingeschwunden. Aber der Umstand, daß politische wie kirchliche Behörden bis in unsere Tage immer aufs neue Anstrengungen machen, dem Unwesen der Blutrache entgegenzutreten, zeigt doch deutlich, wie tief trotz aller Gegenmaßregeln

die Sitte im Volksbewußtsein noch wurzelt. Am meisten hat sie in Südalbanien, eben unter den Toska, nachgelassen.

Eine andere altertümliche Sitte ist die Blutbrüderschaft. Zwei Männer verbinden sich zu gegenseitiger Unterstützung unter den heiligsten Eiden auf Tod und Leben. Sind die Blutsbrüder Christen, so segnet der Priester diese Einigung in der Kirche feierlich ein. Anders ist es, wenn die Blutsbrüder verschiedenen Konfessionen angehören. Dann wird von dem Kumparos, dem zugezogenen Zeugen, den beiden Genossen der kleine Finger der rechten Hand unterbunden und leicht geritzt; darauf läßt er ein paar Tropfen Blutes in ein Glas Branntwein fallen und gibt dies dem andern zu trinken, worauf sich die Brüder umarmen. So hatte mein griechischer Wirt in Ochrida Blutsbrüderschaft mit einem muslimischen Gega geschlossen. Ein solcher Bund wird ebenso heilig gehalten, wie der in der Kirche geschlossene. Hahns merkwürdige Berichte über den albanesischen Knabenraub und die dort heimische Knabenliebe haben beim Erscheinen des Werkes großes Aufsehen erregt, da diese Zustände ganz an das antike Hellas erinnerten. Ich erhielt von mehreren guten Kennern Albaniens, Europäern wie Einheimischen, die übereinstimmende Versicherung, daß es noch heute so sei. Die Begeisterung für den Geliebten geht so weit, daß eifersüchtige Liebhaber sich um eines Knaben willen töten. Auch erotische Gedichte, manche von großer Schönheit und einer Tiefe der Empfindung, die an Ibykos und Anakreon erinnert, sind an Knaben gerichtet. Die christlichen Toska versicherten mir übrigens, daß dieser Brauch

nur unter den Muslimen herrsche. Indessen unterrichtete Europäer sagten mir, daß er ebenso unter Christen — wenn auch seltener — vorkomme. Übrigens auch Hahn bemerkt, daß dieses Institut vorzugsweise bei den Stämmen des Nordens, den Gega, heimisch sei. So mögen die apologetischen Leugnungen meiner toskischen Bekannten einer gewissen Berechtigung nicht entbehren.

Ein Volk, das mit Slawen, Türken und Griechen unaufhörlich zusammengelebt hat, mußte notwendig vielerlei, wie in der Sprache, so auch in Sitte und Bräuchen von den Nachbarn entlehnen. Bei den Toska existiert eine Art Vampyrismus. Der Wurwolák ist ein umgehender Verstorbener, der allerlei Unfug verübt, wenn ihm auch nicht gerade Blutsaugen, wie bei den slawischen Stämmen, zugeschrieben wird. Solche Tote werden verbrannt. Die päpstlichen Verordnungen und die Dekrete der Synoden betreffs der nach Süditalien eingewanderten Albanesen, die vielfach gerade aus den Gebieten von Ochrida und Korytza stammten, schärfen immer wieder aufs neue das Verbot ein, Tote aus ihren Särgen zu nehmen, mit Öl zu bestreichen und zu verbrennen, eine Maßregel, welche dem Wurwolák seine nächtlichen Streifereien unmöglich machen sollte.

So trifft man auf Schritt und Tritt bei diesem weltentrückten Volke auf die eigenartigsten und urtümlichsten Vorstellungen. Man fühlt sich in eine gänzlich andere Welt aus dem zivilisierten Europa hineinversetzt.

Daß die Auflösung des türkischen Staatswesens in Europa nur noch eine Frage der Zeit sei, darüber ist man unter Christen wie auch unter Muslimen so

ziemlich einig. Besonders die Muslime blicken nicht ohne berechtigte Sorge in die Zukunft, da das Los ihrer Glaubensbrüder im freien Hellas und im freien Bulgarien wahrlich nicht beneidenswert ist. Einer fragte mich, ob es nicht möglich sei, ein autonomes Fürstentum Albanien unter einem europäischen Prinzen einzurichten. Ich bezweifelte, daß sich Bewerber um einen dergestalt unsicheren Ehrenposten finden würden. „Warum denn?“ Nun, in Griechenland, Bulgarien und Rumänien sind die Fürsten abgesetzt und des Landes verwiesen, in Serbien ermordet worden (ich dachte damals an Michael). Ist es danach so verlockend, auf der Balkanhalbinsel eine Fürstenrolle zu übernehmen? Die große Mehrzahl dagegen, Muslime wie Orthodoxe, waren durchaus der Ansicht, das Beste für sie würde sein, dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaat angegliedert zu werden. Von Italien wollen sie, trotzdem in Unteritalien zahlreiche Albanesen wohnen, nichts wissen. Das sei ein Staat, der nicht genügenden Schutz zu gewähren vermöge. Unter dem österreichischen Zepter lebten aber die verschiedensten Völker friedlich zusammen; nun, darüber ist man in Europa und speziell in Österreich anderer Meinung; doch man bedenke, daß türkische Untertanen wesentlich bescheidenere Ansprüche an den Staat machen als wir. Im Vergleich mit der türkischen Mißwirtschaft erscheint ihnen das vielen von ihnen durch Handelsreisen wohlbekannte Österreich als ein Paradies. Vor allem ist aber dabei die mächtige moralische Propaganda in Anschlag zu bringen, die der große Erfolg der Okkupation Bosniens unter den Türken gemacht hat. Dort sehen sie unter einer gerechten Regierung und fähigen Be-

amten Katholiken, Orthodoxe und Muslime friedlich zusammenwohnen. Während in den freien Balkanstaaten Serbien und Bulgarien die Zustände immer kritischer und unsicherer werden, und namentlich die Finanzen sich immer trostloser verwirren, sehen sie das einst so verwilderte und verarmte Bosnien seit 25 Jahren auf der Bahn eines ruhigen Fortschritts einer wachsenden Prosperität entgegenreifen. Das hat auf die öffentliche Meinung in der Türkei einen gewaltigen Eindruck gemacht. Das Ideal der sehr nüchtern und realpolitisch denkenden Toska ist: ein zweites Bosnien zu werden. Das war der mir völlig neue und überraschende Eindruck, den ich aus dem interessanten Lande mit nach Hause nahm.

E. KASTORIA.

XXV. DIE REISE NACH KASTORIA.

Mein letzter Besuch galt der Hauptstadt des südlichen Makedoniens Kastoria (Kesrie). Die dortige Kirche war in früheren Zeiten die reichste der Diözese Ochrida gewesen, und ihr Bischof war der vornehmste nach dem Patriarchen. Er führte den Titel „Metropolit der gottbehüteten Stadt der Kastorieer und Protothronos von ganz Bulgarien". Auch die Kaufmannsgilden von Kastoria haben durch ihren Reichtum mächtigen Einfluß auf die politische und namentlich die kirchliche Verwaltung ausgeübt. An der Aufhebung des Patriarchats von Ochrida 1767 sind sie stark beteiligt; auf ihre Initiative, die durch reiche Geldmittel unterstützt wurde, geht in erster Linie dieser so verhängnisvolle Schritt zurück.

Auch in Kastoria befand sich ein wertvoller Kodex der dortigen Kirche, aus dem der Vorgänger des jetzigen Metropoliten Philaretos Vaphidis, gegenwärtig Metropolit von Didymoteichos, interessante Auszüge veröffentlicht hatte. Ich hatte deshalb vom ökumenischen Patriarchen ein Einführungsschreiben an den gegenwärtigen Oberhirten Kyr Germanos mir verschafft und beschloß, die letzte Zeit meines makedonischen Aufenthaltes Kastoria zu widmen.

Von Korytza nach Kastoria gelangt man auf

einer leidlich fahrbaren Straße in 10—12 Stunden. Doch meine Tschausche suchten mich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Korytza auf und erklärten mir, die Straße sei durch die Wolkenbrüche der vorangegangenen Tage dermaßen ruiniert, daß sie selbst, um den Wagen aus dem Kot zu ziehen, sich vor die Deichsel spannen müßten, wie sie drastisch bemerkten. Drei Stunden, bis Biklista, könne ich den Wagen nehmen; von da an hätte ich aber auf einem viel kürzeren und schöneren Wege nur noch fünf Stunden bis Kastoria zu reiten. Der Rat kam vom Kadi, und jedenfalls hat man in solchen Fällen Winken der Obrigkeit, unter deren Schutz man reist, pünktlich Folge zu leisten und darf nicht durch europäische Halsstarrigkeit vielleicht unangenehme Eventualitäten hervorrufen. Ich dachte nun freilich im stillen, daß die Unfahrbarkeit der Straße nach Kastoria vielleicht nicht allein vom Regenwasser, sondern auch von bulgarischen Banden herrühre und die türkische Regierung deute mir das in zarter Ausdrucksweise an. Einigermaßen unsicher machte mich aber nachher der Umstand, daß gerade auf diesem Wege mir von Kastoria nach Biklista die Pferde entgegengeschickt wurden, die uns freilich verfehlten. Die Straße scheint also wirklich nur durch physische Gewalt ungangbar gemacht worden zu sein. Genug, ich befolgte des weisen Kadis Rat.

Morgens um 5 Uhr verließen wir beim prächtigsten Sternenhimmel Korytza. Als wir eine sanfte Anhöhe überschritten, sahen wir von Ferne das weite Becken des Sees von Prespa leuchten, an dessen Ufern gleichfalls eine ehemalige alte Bischofsstadt liegt. Auf einer Insel des Sees liegt ein Kloster mit

reichem Bücherschatz. Nur ungern habe ich diese Stätte unbesucht gelassen. Es ist übrigens auffällig, wie viele Bischofssitze das menschenarme Land besitzt. Kaum ein größerer Ort entbehrt eines solchen und früher waren ihrer noch viel mehr, so daß das Land mit Bischofssitzen förmlich übersät war. Um ½9 Uhr trafen wir in Biklista ein.

Da, wie schon erwähnt, die telegraphisch bestellten Pferde einen anderen Weg gewählt hatten, hieß nun unsere Losung Geduld. Erst bewirtete uns der Mudir (Bürgermeister) mit Kaffee und Zigaretten; dann nahmen sich besonders energisch ein albanesischer Offizier aus Jannina, ein biederer Alter mit prachtvollem weißen Schnurrbart, und sein Sohn, gleichfalls Offizier, unserer an. Diese Südalbanesen sind ziemlich unabhängig gegenüber den Vorschriften des Korans. Unsere beiden Militärs zeigten sich sehr aufgeklärt, sprachen vortrefflich Griechisch und setzten uns einen sehr angenehmen Rotwein vor; auch unsere Gegengabe, französischer Kognak, wurde von ihnen durchaus nicht verschmäht. Durch des Alten tatkräftige Energie erhielten wir denn auch — ich glaube aus seinem Stall — zwei prachtvolle türkische Reitpferde mit englischem Sattel und einen Tzintzaren (Rumunen) als Agogiaten für das



Toskische Bauernfamilie bei Korytza.

Gepäckpferd. Das war nun ein anderes Reiten als auf den Ziegenpfaden des Heiligen Berges. Mein Gaul trabte etwas langsam, galoppierte aber sehr gern, und so legten wir schnell den an Abwechslungen und entzückenden Ausblicken reichen südmakedonischen Gebirgsweg zurück. Wir begegneten mehrfach arbeitenden Bauern und Zügen wandernder Bulgaren. Die meisten machten uns gegenüber, die unter türkischer Bedeckung dahinritten, sehr finstere Gesichter und erwiderten kaum unseren Gruß. Man merkte, daß die Bevölkerung zwar momentan Ruhe hielt, aber, von bitterstem Haß gegen ihre Herren erfüllt, nur auf den günstigen Augenblick harrte, wieder loszubrechen.

XXVI. DIE NATIONALITÄTEN IN KASTORIA.

Es war noch nicht fünf, als wir auf eine Höhe gelangt, in einen Jubelruf ausbrachen. Vor uns öffnete sich der Blick in die weite Talebene von Kastoria mit ihrem tiefblauen See, an dessen Ufer, auf dem schmalen Halse einer weit in den See hineinragenden Halbinsel, sich die Stadt terrassenförmig, ähnlich wie Ochrida aufbaut. Im Westen, mitten in üppig grünenden und fruchtreichen, von alten Bäumen umschatteten Gärten hausen die Türken oder richtiger Muslim, denn die ganze Aristokratie und ein großer Teil ihrer Gefolgschaft ist albanesischer Herkunft. Daran schließt sich das Quartier der Söhne Israels (Spaniolen), während im Osten die den Türken an Zahl überlegene christliche Bevölkerung wohnt. Die Christen sprechen alle Griechisch und sind eifrige Patriarchisten. Die Stadt Kastoria enthält 1762 Häuser, von denen 800 bulgarisch, 800 türkisch, 12 rumunisch,

120 jüdisch sind, während 30 von Zigeunern bewohnt werden. Was die Landbevölkerung des Bezirks von Kastoria betrifft, so sollen wenigstens nach bulgarischen Angaben 84 Dörfer mit 5729 Häusern bulgarisch, 17 zum Teil sehr ansehnliche Städte und Dörfer mit 3134 Häusern gemischt, 11 Dörfer mit 1029 Häusern rein griechisch sein. Dazu kommen dann noch 225 Häuser orthodoxer Albanesen in 2 Dörfern, die rumunische Stadt Klisura mit 800 Häusern[1]) und 12 türkische Dörfer mit 694 Häusern. Aber auch nach bulgarischen Angaben überwiegt die patriarchistische Partei an Zahl bedeutend die exarchistische; unter den Bulgaren selbst werden nur 3100 Häuser den Exarchisten, dagegen 5202 den Patriarchisten zugezählt; die Rumunen und Albanesen sind, wie regelmäßig, sämtlich eifrige Patriarchisten.

Die Griechen bestreiten nun freilich diese Statistik auf das lebhafteste. Namentlich für die christlichen Bewohner der Stadt Kastoria behaupten sie rein griechischen Ursprung. Aber auch die Landbevölkerung, deren Sprache das Bulgarische ist, soll keineswegs aus nationalen Bulgaren bestehen, sondern wie mir gegenüber Kyr Germanos, der Metropolit von Kastoria, behauptete, ist darunter die altgriechische, im Lande auch unter bulgarischer Herrschaft seßhaft gebliebene orestische Urbevölkerung zu verstehen. Das scheint mir nun freilich sehr fraglich. Daß südlich von Kastoria in den Dörfern das griechische Element stark überwiegt, steht fest. Es ist möglich, daß bei der bulgarischen Einwanderung hier im

1) Die Einwohner sind eifrige Patriarchisten; trotzdem klagt der frühere Erzbischof Philaret in seiner am 30. Mai 1899 gehaltenen Abschiedsrede, daß er daselbst viermal in Lebensgefahr gewesen sei.

äußersten Süden des Landes die Invasionswelle in minderer Stärke hineingebraust und sich neben den Eroberern ein Rest der alten Einwohner, wenn auch barbarisiert, erhalten habe. Aber was am ehesten dieser Annahme Wahrscheinlichkeit verleihen könnte, die Bildung der Eigennamen, spricht stark dagegen. Die Familiennamen in den zahlreichen kastoriotischen Urkunden, die ich kopiert und exzerpiert habe, sind ausnahmslos ungriechisch: bulgarisch, albanesisch oder rumunisch. Der Name der Stadt selbst ist bulgarisch: Kostur, was die Griechen erst nach der Eroberung der Stadt 1018 in Kastoria verändert haben. Die Türken nennen sie Kesrie. Kostur ist nur Verballhornung des lateinischen Castrum. Ein byzantinisches oder vielleicht schon römisches Castrum lag auf dem Halse der Halbinsel und konnte diese gegen alle Landangriffe erfolgreich verteidigen. Stattliche Reste des alten Burgtores und der anschließenden Mauerzüge sind im Türkenquartier beim Konak des Kaïmakam erhalten.

XXVII. BEI MIM TAS-BEI.

Als ich mit meinen zehn Türken unter dem Staunen der Straßenjugend in die Stadt einritt, war unsere erste Frage: „Wo werden wir diese Nacht zubringen?“ Denn Gasthöfe gibt es in dieser ziemlich wohlbevölkerten Stadt nicht. Dem Metropoliten, den ich persönlich nicht kannte, mochte ich mich nicht gleich als Logierbesuch mit Gefolge vorstellen. Am Abend vorher, in Korytza, hatte mich der Sohn des Mütessarif, ein sehr gebildeter und aufgeweckter junger Mann, besucht und mir beim Abschied gesagt: „Vous logerez chez Tas-Bey.“ Etwas verwundert ant-

wortete ich: „Mais, mon Dieu, je ne le connais pas.“ „Oh! Ça ne fait rien. Tous les étrangers de distinction logent chez Tas-Bey. C'est le bey le plus riche de Kastoria. Aussi Lord P. qui séjournait quinze jours à Kastoria, a pris la demeure de Tas-Bey pour domicile.“ Ich instruierte demgemäß meine Soldaten. Wir ritten durch das Türkenviertel in einen sehr geräumigen, rings ummauerten, von fetten Enten, Gänsen und Puten bevölkerten Hof ein. Unter dem Toreingang des stattlichen Gebäudes empfing uns ein vornehm aussehender, ganz europäisch gekleideter Mann, etwa Mitte der dreißiger. Es war der Besitzer selbst. Wie alle dortigen Albanesen sprach er Griechisch. Indessen da alle Muslime das Griechische nur im Gespräch mit den anderen Bewohnern lernen und fast niemals schreiben, so reden sie auch nur die landesübliche, mit allerlei Fremdwörtern und Idiotismen gemischte dortige Volkssprache. Es wurde mir daher bedeutend schwieriger, mich mit Tas-Bei und den anderen Albanesen griechisch zu unterhalten, als dies z. B. in Konstantinopel oder Smyrna der Fall gewesen war. Sein Vater war ein Toska gewesen, aus einer der alten Dynastenfamilien, die einst bei dem Einbruch der Albanesen in Kastoria sich festgesetzt hatten, dann zum Islam übertraten und bis zu den Zivilreformen allmächtig in Kastoria und Umgegend schalteten. Der Vater seiner Mutter dagegen war ein Skodrani, also ein Gega aus Skodra (Skutari).

Mim Tas-Bei ist ein ziemlich gebildeter Mann; obschon er keine europäische Sprache spricht, ist ihm die abendländische Bildung nicht fremd. Er hatte sogar den kühnen Plan gefaßt, im Frühjahr 1903,

begleitet von einen Dragoman, Europa zu durchreisen und auf seiner Reise in Wien, Berlin, Paris und London längeren Aufenthalt zu nehmen. Er hatte mir bereits zugesichert, mich auch in Jena zu besuchen. Leider haben die erneuerten Unruhen dieses Projekt unmöglich gemacht.

Zum Willkomm erklärte er mir mit der schon in Italien beginnenden Courtoisie, die aber im Orient keine Höflichkeitsformel, sondern durchaus ernst gemeint ist, daß sein Haus unser Eigentum sei und völlig zu unserer Disposition stehe. Ein fast fürstlich möbliertes Zimmer wurde uns eingeräumt. Gläser gab es nicht, sondern silbervergoldete Becher und zur Beleuchtung schwere silberne Armleuchter. Das Bett war mit prachtvollen türkischen Decken überhängt, die Kissen aus roter und blauer Seide mit Goldstickereien der geschmackvollsten Art, aber all diese orientalische Pracht ganz europäisch in einen blendend weißen Linnenüberzug gehüllt. Hier ließ sich leben. Drei prachtvoll gewachsene Albanesen in ihrem kleidsamen Nationalkostüm warteten bei Tisch auf, wo der Hausherr selbst vorlegte, und fehlte zufällig ein Messer, so zerhieb ein dienender Schkipetar mit dem Handschar, den er aus dem Gürtel zog, den Braten. Ganze Lämmer, Enten und Hühner und vorzügliche süße Speisen kamen auf den Tisch (wie denn überhaupt die türkische Küche in vornehmen Häusern ausgezeichnet ist). Der Hausherr hielt sich nach dem Gesetz ans Brunnenwasser, während die Gäste, auch die türkischen, trefflichen Rotwein tranken. Schlimm war nur die Sitte der Gastfreundschaft, daß der Hausherr selbst von jedem der vielen Gänge ungeheure Portionen uns vorlegte. Man mußte

sich aus Höflichkeit überessen; am zweiten Tage erst entschloß ich mich, an Beteuerungen ewiger Dankbarkeit die Erklärung zu knüpfen, ich könne nicht mehr essen. Auch mein griechischer Begleiter war an den Grenzen seiner Leistungsfähigkeit angelangt. Er gewann sich die Achtung der Türken, weil er — nicht aus Frömmigkeit, sondern nur aus persönlicher Abneigung — keinen Wein trank.

Das zweistöckige Haus war die Männerwohnung; eine bedeckte Brücke, wie der Ponte dei Sospiri in Venedig, führte in das Nebenhaus, wo fünf Gattinnen und zahlreiche Dienerinnen in dreiundfünfzig Zimmern hausten, die prachtvollen Decken und Kissen des Männerhauses stickten und die wohlschmeckenden Speisen bereiteten. Leider hat ihm sein zahlreicher Harem zu seinem schwersten Kummer noch keinen Sprößling geschenkt; Sterilität ist der Fluch der alten und vornehmen Familien auch in der Türkei. Das alles erfuhr ich indirekt durch Jannis, der durch sein Türkisch sich mit der Dienerschaft bald auf vertrauten Fuß stellte. Über seinen Harem einen Türken zu fragen, wäre der Gipfel der Unschicklichkeit gewesen. Die Diener selbst sprachen nur Albanesisch und Türkisch; der jüngste, ein ungewöhnlich schöner Mann, sogar nur Albanesisch. Die Christen, der Bischof voran, rühmten mir die Gerechtigkeit und Güte meines Gastfreundes. Während andere Beis sich allerlei Gewalttätigkeiten erlaubten, fanden sie bei ihm stets Schutz gegen Be-



Junger albanesischer Krieger.

drückungsversuche. Trotzdem versicherte er mir, daß es ihm nicht möglich sei, die Stadt zu verlassen. Die Verhetzung sei eine so große, daß er es nicht einmal wagen könne, seine Tschifliks (Pachthöfe) zu besuchen. Er würde unfehlbar ermordet. Der jüngste seiner Diener war der Sohn eines Pächters, ein tapferer und unerschrockener Mann. Bei einem Überfall durch ein bulgarisches Komitat war er schwer am Halse verwundet worden. Er hatte ihn deshalb nach der Stadt gebracht, weil er sonst sicher ermordet worden wäre. Am nächsten Tage machte ich mit dem Bei den Spitzen der Behörden Besuch. Zuerst dem Mütessarif, dem Regierungspräsidenten, der seinen Sitz von Korytza hierher in das Zentrum der revolutionären Gärung verlegt hatte. Wir stiegen ein halsbrechendes, treppenartiges Gäßchen an das Ufer des Sees herunter und fanden den Oberbeamten der Provinz in einem sehr saubern, aber über die Maßen einfachen Hause residierend. Kein an Rang gleichstehender europäischer Kollege würde sich mit solcher Simplizität zufrieden geben. Mehemed Ali Pascha, ein Toska aus dem vornehmen Hause Delvino von Korytza, ist mit seinen fünfundfünfzig Jahren noch immer ein schöner Mann, der geläufig Griechisch spricht; in seiner Jugend war er einer der berühmtesten Dandys unter der Goldenen Jugend Albaniens gewesen. Ich zeigte ihm sein Bild aus der Jugendzeit, das ich mir in Korytza erworben hatte. Er lachte sehr und betrachtete es lange; offenbar dachte der lebenslustige Mann an diese glückliche Zeit zurück; denn er sagte etwas wehmütig: „Damals war es sehr schön.“ Seinen Regierungsbezirk verwaltet er sehr gut und wird von der unruhigen Bevölkerung allgemein geachtet. Er ist

auch philosophisch sehr gebildet und verwickelte einst den Bischof und mich in ein sehr interessantes und eingehendes Gespräch über die letzten und höchsten Dinge. Da er sehr schlagfertig war, wurde mir die Widerlegung seiner oft etwas kühnen Behauptungen nicht leicht, zumal ich mich über so schwierige Materien griechisch äußern mußte. Auch der Stadtgouverneur beteiligte sich mit Eifer an der Unterhaltung und verteidigte in einem leidlich guten Französisch seinen streng theistischen Standpunkt. Diese Albanesen sind auch in hohem Grade zu Scherzen geneigt. Einer fragte mich einst sehr eingehend über die Seelenwanderung. Ich gab mir alle Mühe, ihm das aus der Religionsgeschichte Bekannte mitzuteilen. Er meinte, die Metempsychose sei ein Glaube der alten Ägypter. Ich antwortete: „Nein, Effendi. Dieser Glaube existiert bei den Indiern und Pythagoreern. Daß ihn aber die letzteren aus Ägypten erhalten haben sollen, ist ein Irrtum Herodots." Indessen mein guter Tschelebi wollte durchaus keine folkloristischen oder religionsgeschichtlichen Studien über die Seelenwanderung machen. Er betrachtete die Sache rein praktisch: „Ich möchte ein zweites Mal auf Erden kommen, aber als Frau. Wahrhaftig, ich habe es satt, als Mann zu leben. Eine zweite Bedingung wäre, immer fünfunddreißig Jahre alt zu bleiben. Das spätere Leben lohnt sich nicht mehr." Wie man sieht, gehörte dieser schkipetarische Philosoph zu der etwas frivolen Sekte der Epikureer.



Mehemed Ali Pascha, der Mütessarif von Korytza (Jugendbild).

XXVIII. METROPOLIT GERMANOS.

Eben im Begriff, den Mütessarif zu besuchen, begegnete uns hoch zu Pferd ein griechischer Geistlicher; indessen Mim Tas-Bei machte ihm einige Zeichen, worauf er schleunigst Kehrt machte. Es war der Metropolit, der mich besuchen wollte, und dem er mitteilte, wir würden sofort selbst zu ihm kommen. Die Wohnung des Metropoliten befindet sich unmittelbar neben der alten, aber stattlichen, von einem weiten Hallengang umgebenen Kathedrale am westlichen Ende des Christenviertels. Sie hat eine prachtvolle beherrschende Lage am äußersten Rande der Halbinsel, die von da in ziemlich steilen Gartenterrassen nach dem See abfällt. Aus den Fenstern der Frontseite hat man einen herrlichen Blick über die Gärten des Türkenviertels, die fruchtbaren, baumgeschmückten Ufer und den tiefblauen See, durch welchen nur träge einige primitive, einbaumartige Fahrzeuge ihre Furchen ziehen. Auch er ist, wie der See von Ochrida, außerordentlich fischreich. Kyr Germanos Karevangelis, ein geborener Mitylenäer, der Metropolit von Kastoria, nahm uns mit der größten Herzlichkeit auf; er spricht sehr fließend Deutsch, da er in Bonn und Leipzig studiert und auf letzterer Universität seinen Doktor gemacht hat. Von seinen alten Lehrern spricht er mit der größten Verehrung und hat überhaupt viel Sympathien für Deutschland. In seinem Empfangssalon und Audienzzimmer hängt neben zahlreichen Ölgemälden ehemaliger ordengeschmückter Metropoliten unter Glas und Rahmen sein Leipziger Doktordiplom. Er hat sich durch den Reichtum seines Geistes,

durch großen persönlichen Mut und vollkommene sittliche Integrität unter den schwierigsten Verhältnissen eine imponierende Stellung zu erringen gewußt. Auch in Kastoria hat er gleich reformierend eingegriffen. Eine der dunkelsten Schattenseiten der orthodoxen Kirche war das Fehlen der Predigt im Gottesdienst. Auf dem Athos hatte ich einst den Mönchen von Iwiron gegenüber geäußert, es sei doch schlimm, daß an den Festtagen, wo so viele Bauern und Albanesen in der Kirche zusammenströmten, diesen nur die ewig gleichförmige und teilweise gewiß kaum verstandene Liturgie geboten würde. Hier wäre eine belehrende und erbauliche Predigt sehr am Platze. „Hier auf dem Heiligen Berg herrscht diese Sitte nicht; wir halten uns an die Überlieferungen der Väter," war die trockene Antwort. In den Städten dagegen ist es besser geworden. Nicht ohne Anregung von englischer Seite aus — durch die Heilsarmee — wurden in Smyrna volkstümliche Predigt- und Kindergottesdienste eingerichtet, nicht in der toten Sprache des Demosthenes und des Plutarch, in der man bei großen Festen predigt und in der die Zeitungen geschrieben sind, sondern in der lebenden der ungebildeten, einfachen Volksklassen. Die griechischen Priester waren diesmal klug genug, statt wirkungslose Bannstrahlen auf die Neuerung zu schleudern, die Sache vielmehr selbst in die Hand zu nehmen. In vielen größeren Städten gründete der Verein „Eusebeia" (Frömmigkeit) solche freie Predigtgottesdienste. Geistliche und gebildete Laien, namentlich Gymnasiallehrer und Kaufleute, waren die Redner. Besonders glänzend war die Entwickelung in Pera, dem aristokratischen Stadtviertel Konstanti-

nopels. Dort saß damals Germanos als Titularbischof von Chariupolis. Da er ein ausgezeichneter, durch seine Wärme und Überzeugungskraft höchst wirksamer Prediger war, versammelte sich an Sonntagabenden in den für die geistlich Armen bestimmten Räumen allmählich die gesamte griechische Aristokratie von Pera. Wie mir der Erzbischof selbst ererzählte, nahmen dadurch seine Ansprachen einen anderen Charakter an; aus volkstümlichen Predigten wurden religiöse Ansprachen für Gebildete. Bei der Verachtung, mit der die höhere Gesellschaftsschicht auf den griechischen Klerus blickt, sollte man meinen, daß der Phanar einen Priester auszeichnen werde, der den Klerus wieder salonfähig gemacht hat. Allein Patriarch Konstantin V. war der Bewegung zwar nicht feindlich gesinnt, aber immerhin entgegengesetzten Einflüssen stark zugänglich; dazu kam, daß Germanos gerade wegen seiner Tatkraft und seines Schaffensdranges ihm persönlich sehr unsympathisch war. Quieta non movere, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht: das war leider im Phanar bis zum letzten Patriarchatswechsel, der Joakim III. wieder ans Ruder brachte, nur zu oft die Losung, die denn auch von Verlust zu Verlust und von Niederlage zu Niederlage geführt hat. So ruhte denn auch Konstantin nicht, bis er nach mehreren ganz unmöglichen Vorschlägen den feurigen Prediger in ehren-



Kyr Germanos, Metropolit von Kastoria.

vollster Weise aus seinem Wirkungskreise entfernt hatte. Germanos glaubte, aus christlichen und nationalen Gründen das ihm angebotene Bistum Kastoria nicht ablehnen zu dürfen. So trat er denn sein Amt an mitten im Gebiet des wildentbrannten Nationalitätenhaders. Die zu ihm haltenden Griechen, patriarchistischen Bulgaren, Rumunen und Albanesen bilden in der weitläufigen Eparchie von Kastoria, zu der außer dem gleichnamigen Kasa auch das fast ganz albanesische von Kolonia gehört, zwar noch immer die Majorität; aber die exarchistische Minorität ist äußerst rührig und hat, wie seinem Vorgänger Philaret, so auch ihm das Hirtenamt nicht leicht gemacht. Seine Anhänger unter den Bulgaren werden auf jede Weise gepeinigt. Auch der Metropolit selbst, wenn er durch seine Eparchie reist, muß sein Gewehr, einen guten Martini, umhängen und ein Gefolge von sieben Zaptiehs mitnehmen. Es ist wie in den Tagen Nehemias, wo die Juden an den Mauern der Heiligen Stadt bauten, in der einen Hand die Maurerkelle, in der anderen das Schwert. Dabei erntet Germanos nicht einmal viel Dank von seiner Herde. Die Eparchioten lieben ihn nicht übermäßig; ganz natürlich. Er hat unbarmherzig mit den alten Mißbräuchen und dem überlieferten Schlendrian aufgeräumt. In Kastoria wurde früher des Sonntags in fünfzehn Kirchen und Kapellen Liturgie gehalten, jedesmal vor etwa sechs, acht oder zehn Menschen; es war die Karikatur eines würdigen Gottesdienstes. Jetzt wird das Amt nur in der Metropolis und der zweitgrößten Kirche abgehalten; die Folge ist, daß beide mit Andächtigen gefüllt sind, wie ich selbst sehen konnte, da ich Sonntag, den 26. Oktober, dem Gottesdienste

beiwohnte. Ich erhielt meinen Platz unmittelbar neben dem Thron des Metropoliten, der in seinem hohepriesterlichen Schmuck an der Feier teilnahm, aber nicht selbst amtierte. Unter Leitung eines Lehrers und des Protosyngelos Platon, eines Mönchs des Johannesklosters von Patmos, sangen zwei Knabenchöre. Mir zu Ehren war ein vierstimmiger Gesang einstudiert worden, da ich mich etwas abfällig über den üblichen Kirchengesang der Griechen ausgesprochen hatte. Wie Photios in Korytza, pflegt auch Germanos in Kastoria jeden Sonntag, so auch diesen, im Anschluß an die Liturgie eine kurze und schlichte, auf das Verständnis der einfachen Zuhörer berechnete Predigt zu halten. Die lange Liturgie hatte, wie regelmäßig, die Andächtigen etwas geistig erschlafft. Sobald die Predigt begann, ging es wie ein Zucken durch die ganze Kirche und ich bemerkte, daß alles mit gespanntester Aufmerksamkeit den Worten des würdigen Oberpriesters lauschte. Er sprach stehend von seinem Thron aus; denn eine Kanzel existiert nicht in der orthodoxen Kirche. So hat dieser bewundernswerte Mann neues Leben in Kastoria geschaffen; natürlich aber zürnen ihm alle, die bei der alten Mißwirtschaft ihre Rechnung fanden. Wie schwierig es übrigens ist, auch mit der geringsten Abweichung vom Hergebrachten oder einem Reformversuch durchzudringen, zeigte mir gerade dieser Sonntag. Nach beendigtem Gottesdienste begaben wir uns in den Bischofshof zurück und hier fand ein Empfang sämtlicher Honoratioren, verschiedener Priester, der Professoren des Gymnasiums mit ihrem Direktor, angesehener Primaten, sowie einiger vornehmen Türken statt. Unter den Anwesenden war auch ein sehr einflußreicher

Arzt, Dr. Michalaki Tzerli Effendi, ein Rumune von Neweska (Kasa Kastoria), der aber eine Kastoriotin zur Frau hat. Er kritisierte sogleich den vierstimmigen Kirchengesang, den der Bischof angeordnet; das sei eine unkirchliche Neuerung und verstoße gegen die Überlieferung. Vergebens stellte ich ihm vor, wie viel schöner das sei, und die gleichfalls orthodoxen Russen hätten ebenfalls die Tetraphonie. Er blieb auf seinem Satz: Es ist gegen die überlieferte Ordnung der Väter. Um ihn auch etwas zu peinigen, erkundigte ich mich nach dem rumunischen Exarchat. Die kirchlichen Erfolge der Bulgaren haben nämlich die Rumunen nicht schlafen lassen. Vom Königreich aus wurde eine äußerlich kirchliche, in der Tat aber politische und nationale Bewegung eingeleitet, welche die in Makedonien und Epiros bis nach Griechenland hin zerstreuten rumunischen Bevölkerungselemente, die sogenannten Kutzowlachen oder Tzintzaren, kirchlich vom ökumenischen Stuhle losreißen und einem eignen Exarchen unterstellen sollte. Das Rüstzeug war bereits gefunden in Anthimos, dem früheren Bischof von Prespa und Ochrida, der selbst dieser Nation angehört. Allein die Pinduswlachen und sonstigen türkischen Rumunen sind zu sehr zerstreut und isoliert, bilden außerhalb des Königreichs Rumänien nirgends so starke kompakte Massen, wie die Bulgaren oder Serben. Dazu sind sie nicht nur vielfach gräzisiert, sondern teilweise sehr eifrige Hellenophilen. Koletis, der Freiheitskämpfer, war ein Pinduswlache, und mehrere der größten Wohltäter des griechischen Volkes gehören demselben Stamme an. Genug, das mit großen Hoffnungen ins Werk gesetzte Unternehmen scheiterte vollständig, und der

Urheber selbst, Anthimos, hat wieder seinen Frieden mit dem Patriarchat gemacht und weilt gegenwärtig in Konstantinopel. Dr. Michalaki Effendi wollte daher nicht viel von dieser Bewegung wissen; er bezeichnete sie als den verunglückten Versuch einiger Heißsporne.

Meinen Wünschen, die Schätze der kastoriotischen Metropolitanbibliothek ausnutzen zu dürfen, kam der Prälat mit der größten Bereitwilligkeit entgegen. Die Bibliothek befindet sich in einem turmartigen Nebenraum der Kathedrale, dessen Schlüssel vier Epitropen führen. Leider war einer bei meiner Ankunft für einen ganzen Tag über Land gereist, so daß ich, wie üblich, kostbare Zeit verlor. Nachher zeigten sich diese Bibliotheksverwalter um so entgegenkommender. Da der Metropolit für mich bürgte, erhielt ich, was ich wünschte, in dessen Wohnung zur freien Benutzung geliefert. Es fanden sich nicht nur einer, sondern drei Kodizes der Kirche von Kastoria vor, deren ältester aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts stammte. Den Hauptbestand der Bibliothek bildete eine ziemlich erhebliche Anzahl prachtvoller Pergamenthandschriften, die fast alle dem XI. oder XII. Jahrhundert angehörten. Inhaltlich waren sie leider wenig ergiebig, fast ausschließlich Meßbücher für den kirchlichen Gebrauch; auch ein schön geschriebenes Evangeliar. Allein die Miniaturen waren regelmäßig ausgeschnitten, wie nicht selten auch auf dem Athos. Das hohe Alter der meisten Handschriften legt die Vermutung nahe, daß im XI. Jahrhundert nach dem Sturze des Bulgarenreiches durch die neuen griechischen Bischöfe diese Bibliothek als Grundstock zur Hellenisierung von

Klerus und Volk angelegt worden sei. Die späteren Jahrhunderte haben fast gar nicht zur Vermehrung der Metropolitanbibliothek beigetragen.

XXIX. DIE HERRSCHENDEN MUSLIME.

Einmal lud mich Erzbischof Germanos zu einem feierlichen Diner der Spitzen ein. Die Türken lieben es, spät abends zu tafeln, und obschon wir auf sieben geladen waren, setzte man sich erst um zehn zu Tisch. Anwesend waren Mehemed Ali Pascha, der Mütessarif, der Kaïmakam von Kastoria, mein freundlicher Gastgeber Mim Tas-Bei, ferner Ali Bei, Generalstabsoffizier der sechsten Division und Vizemajor des in Lapčista (Naselitza) an der griechischen Grenze kommandierenden Mudirs (Divisionsgenerals), ein Bosniake, der fertig Deutsch und noch vorzüglicher Französisch sprach. Er sagte mir auch, daß er alle Werke unseres Generalstabs in der deutschen Ausgabe gelesen habe. Sein Vater hatte 1878 nach der Okkupation Bosniens — einer der wenigen serbischen, mohammedanischen Adligen — sich nach Konstantinopel gewandt und den vielhundertjährigen Besitz der Familie veräußert. Ob der Sohn mit dieser Maßregel ganz einverstanden ist, weiß ich nicht, mir schien es, er hätte nicht ungern, wie zahlreiche Landsleute, der österreichisch-ungarischen Armee angehört. Aber eine Frage über dieses kitzlige Thema zu stellen, wagte ich natürlich nicht. Außerdem waren noch zwei türkische Offiziere anwesend, die gerade beim Metropoliten logierten, und von denen einer, ein kleiner, aber höchst sehniger und gedrungen gebauter Mann, ein berühmter Bulgarenjäger war. Den Abschluß bildeten der Metropolit und sein Proto-

syngelos. Ich kam mir etwas eigentümlich in dieser ethnographischen Musterkarte von Albanesen, Bosniaken, Türken und Inselgriechen vor. Anstrengend, aber interessant war die Unterhaltung. Mit besondrer Freude bemerkte ich, welche unbegrenzte Hochachtung die türkischen Behörden dem Metropoliten von Kastoria entgegenbrachten. Der Krieg zwischen der Türkei und Griechenland ist vollkommen vergessen. Die von den Bulgaren drohende gemeinsame Gefahr hat diese beiden Nationen zu einer merkwürdig engen Verbindung gebracht.

Wie gespannt die dortigen Zustände sind, sollte ich am letzten Abend erfahren. Plötzlich erschien im Konak ein Priester, Bulgare seiner Abstammung nach, aber ein eifriger Patriarchist. Seine Kleider und sein Bart zeigten die Spuren einer eiligen, überstürzten Reise. Er war selbst so furchtbar aufgeregt, daß man im Anfang meinen konnte, er habe getrunken. Doch war es nur höchste seelische Erregung. Während er des Morgens in seiner Dorfkirche die Liturgie zelebrierte, hatte eine Komitatsbande plötzlich die Kirche überfallen, mit knapper Not konnte er durch die Sakristei entwischen; mehrere seiner Amtsbrüder wurden in anderen Dörfern von Bulgaren oder albanesischen Räubern erstochen. Vier Stunden weit floh der Unglückliche bis nach Kastoria, wo er erst sich in Sicherheit glaubte. Die Bulgaren hatten nachher die Kirche geplündert und verschlossen. Der Pfarrer zitterte für das Leben seiner Frau und zweier kleiner Kinder. In dem Audienzzimmer des Bischofs, wo ich sonst zu arbeiten pflegte, wurde ein Notgerichtshof gebildet. Der Bischof war der präsidierende Instruktor, seine Bei-

sitzer der Polizeidirektor und ein türkischer Generalstabsoffizier. Ich durfte dem Verhör beiwohnen. Der Priester gab äußerst klar und präzis über sämtliche Einzelheiten des Überfalls Auskunft. Er und die Richter unterschrieben ein Protokoll und noch in derselben Nacht — nur eine Stunde nach der Gerichtssitzung — ritt eine Abteilung von fünfzig türkischen Soldaten nach dem Pfarrdorf ab, um, wenn möglich, die Rädelsführer dingfest zu machen und jedenfalls die Familie des Papas zu retten. Das sind makedonische Zustände.

Mir erwiesen die türkischen Behörden die allergrößten Ehren. Sobald Offiziere oder Beamte nur vernahmen, daß ich ein Deutscher sei, hellten sich alle Züge auf, und sie konnten sich nicht genugtun, um mir ihre wärmste Sympathie für Deutschland und ihre hohe Verehrung für den Kaiser zu zeigen. Namentlich baten sie mich immer und immer wieder, doch in Deutschland bekannt zu machen, daß sie lediglich bestrebt seien, Ordnung und Friede wiederherzustellen, daß sie gegen vernünftige, heilsame Reformen nichts einzuwenden hätten; aber die wütenden Komitadschis trieben mit aller Macht zur Revolution. Wie mir Kyr Germanos lachend erzählte, ging unter ihnen die fest geglaubte Sage, ich sei ein Abgesandter des deutschen Kaisers, des einzigen aufrichtigen und treuen Freundes des türkischen Sultans, und solle über die von den bulgarischen Verschwörern an Griechen und Türken verübten Greuel authentischen Bericht nach Berlin einsenden. Als ich aber harmlos erzählte, Fürst Ferdinand habe mich auf eine Empfehlung des Großherzogs von Weimar nach Sofia eingeladen, kam eine neue Version in Umlauf. Nun wurde ich zum

Geheimchef der Bulgarenkomitate, der dem Obersten Jankow und andren Häuptlingen Geld auszahlen sollte. Des Bischofs Versicherungen, daß von alledem nichts wahr sei, begegneten hartnäckigem Mißtrauen.

Die Stadt wimmelte förmlich von Soldaten. Täglich marschierten neue Redifbataillone durch die Straßen. Täglich stiegen neue hohe türkische Offiziere bei den vornehmsten Primaten ab; auch ich wohnte abwechselnd bei Mim Tas-Bei und beim Metropoliten.

Über die Ausdehnung des Aufstandes und dessen damaligen Verlauf vermag ich freilich nichts Authentisches zu berichten. Ich konnte nur Aussagen der Griechen, der Türken und der Bulgaren sammeln, die einander natürlich diametral widersprachen. Die Türken zeigten mir Potemkinsche Dörfer; was ich von den Konsuln und anderen glaubwürdigen Personen erfuhr, lautete ganz anders. Doch ich enthalte mich eines abschließenden Urteils, da ein dreiwöchiger Aufenthalt nicht genügte, mir eine klare Anschauung der dortigen Zustände zu verschaffen. Übereinstimmend versicherte man mir übrigens, daß der Aufstand stark in der Abnahme befindlich sei. Es wurde dies aber lediglich der im gebirgigen Makedonien Ende Oktober sich recht fühlbar machenden Kälte zugeschrieben. Diese zwang die Komitadschis, ihre Schlupfwinkel in den Wäldern und Bergen zu verlassen und sich wieder nach ihren Dörfern zurückzubegeben. Man sagte mir voraus, daß der Winter voraussichtlich ruhig sein werde, daß aber mit dem Frühjahr der Aufruhr mit erneuter Heftigkeit ausbrechen werde, eine Prophezeiung, die nur zu sehr sich als richtig erwiesen hat.

Bis Ende des schließlich auf eine Woche aus-

gedehnten Aufenthaltes in Kastoria war ich mit dem Ausschreiben der Bibliothekshandschriften beschäftigt. So wurde ich erst den letzten Nachmittag frei und wollte denselben benutzen, um die zum Teil recht alten Kirchen und Kapellen Kastorias zu besuchen und etwa vorhandene wichtige Inschriften zu kopieren. Da aber legte mein gütiger Hausherr ein energisches Veto ein. Das türkische Zeremoniengesetz verlangte, daß ich nun auch bei seinen Verwandten, lauter Beis, der gesamten Aristokratie von Kastoria, Besuche mache. So durchwanderte ich unter seiner Führung das ganze Türkenquartier, trank überall Kaffee, rauchte Zigaretten und mußte leider auf eine Besichtigung der christlichen Altertümer Kastorias verzichten. Manche dieser ehemaligen Feudalbarone waren übrigens ganz interessante Herren, namentlich Sulfikiar-Bei, der Schwiegervater, und Achmed-Bei, ein Vetter meines Wirtes. Der erste wollte durchaus, ich solle noch zwei Tage zugeben, um ein Dorf kennen zu lernen, wo die Ruinen eines griechisch-römischen Tempels zu sehen seien. Er sagte ausdrücklich, das Werk stamme aus den Zeiten „der alten Romäer, nicht der christlichen Kaiser“. Es seien Kolonnes (Säulen), Götzenbilder und beschriebene Steine vorhanden. Leider war es mir, der ich meinen makedonischen Aufenthalt schon ungewöhnlich lange ausgedehnt hatte, unmöglich, dem verlockenden Anerbieten Folge zu leisten.



Albanesische Bäuerin.

XXX. DIE RÜCKREISE.

Die Rückreise war auch nicht ohne Fährlichkeiten. Der gute Bischof hatte es sich nicht nehmen lassen, mich zur Skala in finsterer Nacht noch hinabzugeleiten, obschon wir früh um 3 Uhr bei einer barbarischen Kälte, deren Einwirkung ich noch wochenlang spüren sollte, in den See stachen, um in einer offenen Barke nach Mawrowo, am Südufer des Sees, zu gelangen. Dort und in dem sehr poetisch auf der Halbinsel in einem Parke alter Bäume liegenden Kloster der Panagia Mawriotissa, einst einer Stauropegie von Ochrida, gibt es wahrscheinlich noch viele Urkunden, denen ich leider nicht nachforschen konnte. In Mawrowo herrschte noch tiefe Nacht und wir stiegen in einem geräumigen Pferdestalle ab. Landessitten! Nach einer Stunde meldete Abd-ül-Hassan, der Tschausch, unser Kutscher, Soliman, ein Albanese und die Pferde seien bereit, aber nur fünf für zehn Soldaten; doch wolle der Kutscher noch fünf stellen — natürlich auf meine Rechnung, was die ohnehin recht kostspielige Reise nicht verbilligte. Ich selbst erhielt den einzigen Wagen, den „die große, von Gott beschützte Metropolis der Kastorioten“ besitzt. Ich mußte ihn noch obendrein mit einem spanischen Juden und seinem Söhnlein teilen, die gleich mir nach Monastir fuhren, da der Vater, David Jos. Nahurias, zum Direktor der von der Alliance Israélite in Monastir eingerichteten jüdischen höheren Schule ernannt worden war. Er war bisher Vorsteher der Judenschule von Kastoria gewesen. Mein Reisegefährte war ein sehr gebildeter und interessanter Herr, der vortrefflich Französisch sprach und durch

seine wertvollen Mitteilungen über Land und Leute mir in angenehmster Weise die achtstündige Wagenfahrt verkürzte. Ich erregte seine Hochachtung durch meine (sehr geringen) Überreste hebräischer Sprachkenntnis und namentlich durch unsere Unterhaltungen über jüdische, ägyptische und babylonische Geschichte. Bekanntlich wissen die meisten deutschen und spanischen Juden merkwürdig wenig über die alttestamentliche Geschichte des eigenen Volkes. Auch diese Leuchte in Israel verwechselte die Könige Hiskia und Zedekia und beging mehrere andere Versehen, die ich ihm unerbittlich anstrich. Das verstärkte aber nur unsere Freundschaft.

Unser Weg führte uns érst durch eine weite, stellenweise gut angebaute Gegend. Bei dem Dorfe Zagoričani waren wir am Fuße des Gebirges angelangt. Dasselbe ist der Heimatsort des gefeierten Komitatenchefs Oberst Jankow, ein volkreicher und offenbar recht wohlhabender Ort mit stattlichen, aus Stein gebauten und mit Ziegeln gedeckten Häusern, die teilweise von freundlichen Gärtchen umgeben sind. Von hier stiegen wir auf der schmalen, vom Wasser am Rande arg zerwühlten Straße empor, die in unzähligen Windungen sich immer an den grauenhaft steil abfallenden Berghängen hinzog. Alle diese Windungen nahm Soliman in sausendem Galopp. Einmal riet er uns selbst freundschaftlich, wir sollten bei der nächsten Windung uns nach innen



Toskischer Bauer.

beugen, damit nicht der Wagen überschlage. Ich war froh, als wir endlich die Rumunenstadt Klisura erreicht hatten, die auf dem Kamm des die Ebene von Kastoria von dem unteren Makedonien und dem Seebecken von Ostrowo trennenden Gebirgszuges liegt. Klisura, wie schon der Name zeigt, war der Sitz eines Klisurarchen, eines byzantinischen Grenzgouverneurs, der mit seiner Festung den Paß aus dem griechischen Teil Makedoniens gegen das bulgarische Carenreich schützen sollte. Doch versicherten die Eingeborenen übereinstimmend, daß von Mauerresten, überhaupt antiken Resten auch keine Spur mehr zu sehen sei. Die sehr wohlhabende, eifrigen Handel treibende Stadt zählt 800 Häuser, die ausschließlich von Rumunen bewohnt werden. Diese Wackeren werden eben seit Jahrhunderten die antiken Reste in ihre, sehr hübsch und reinlich aussehenden Häuser verbaut haben. Sie sind ebenso eifrige Patriarchisten, wie die Bauern der Bulgarendörfer östlich und westlich vom Paß feurige Anhänger der Nationalpartei sind.

„Maintenant commence la partie la plus périlleuse," sagte mir auf der Fahrt von Klisura nach dem Bulgarendorfe Mokrina tröstend mein Reisegefährte. In dieser Gegend befand sich nämlich das Hauptquartier des Obersten Jankow, und man sollte auf Schritt und Tritt bulgarischen Verschwörern begegnen. Ich sah aber nur harmlose Esel- und Maultiertreiber, bulgarische und albanesische Hirten in ihre Schafpelze gehüllt, die mit ihren Tieren ehrerbietig auf die Trift nebenan auswichen, wenn meine türkische Eskorte herangetrabt kam. Im Dorfe Mokrina allerdings, einem Hauptsitze der bulgarischen Partei, sahen uns die Bauern mit sehr bösen Blicken nach, ohne

aber auch nur die geringste Feindseligkeit zu unternehmen. Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir glücklich Sorrowitsch, die Station der Eisenbahn Saloniki-Monastir und damit den Beginn der Zivilisation.

Auffällig zu bemerken war mir, daß das ganze von mir durchreiste Gebiet in den Kulturzentren, wie Saloniki oder Sofia, eine förmliche Terra incognita war. Mit wenig Ausnahmen hört auch für die Gebildeten jenseits der Eisenbahnlinie jegliche Kenntnis auf. Der Verkehr mit diesen Gebieten ist eben ein äußerst dürftiger. Überall wurde mir aber in bestimmtester Weise die Überzeugung ausgesprochen, daß die verhältnismäßige Ruhe, die ich in Westmakedonien getroffen habe, nur eine augenblickliche sei, hervorgerufen durch die herbstliche Witterung, welche die Insurgenten aus ihren gebirgigen Schlupfwinkeln hinuntergetrieben hat. Alle prophezeiten aber mit Sicherheit, daß im Sommer das Komitatswesen einen neuen, ungeahnten Aufschwung nehmen werde. „Unsere Lage wird sehr ernst," sagte mir ein dortiger Beamter. In furchtbarer Weise hat diese Ahnung sich erfüllt.

Noch immer toben die Schrecken des Bürgerkrieges in dem unglücklichen Land. Die Bemühungen der Großmächte, beruhigend einzuwirken, sind noch von keinem dauernden Erfolge begleitet gewesen. Noch immer nicht scheint ein Ende der Drangsale den schwergeprüften Balkanvölkern bevorzustehen. Man sieht in eine überaus dunkle Zukunft.

Namenverzeichnis.

(M = Metochion. Me = Metropolit. P = Patriarch. Die arabischen Zahlen bezeichnen die Seiten.)